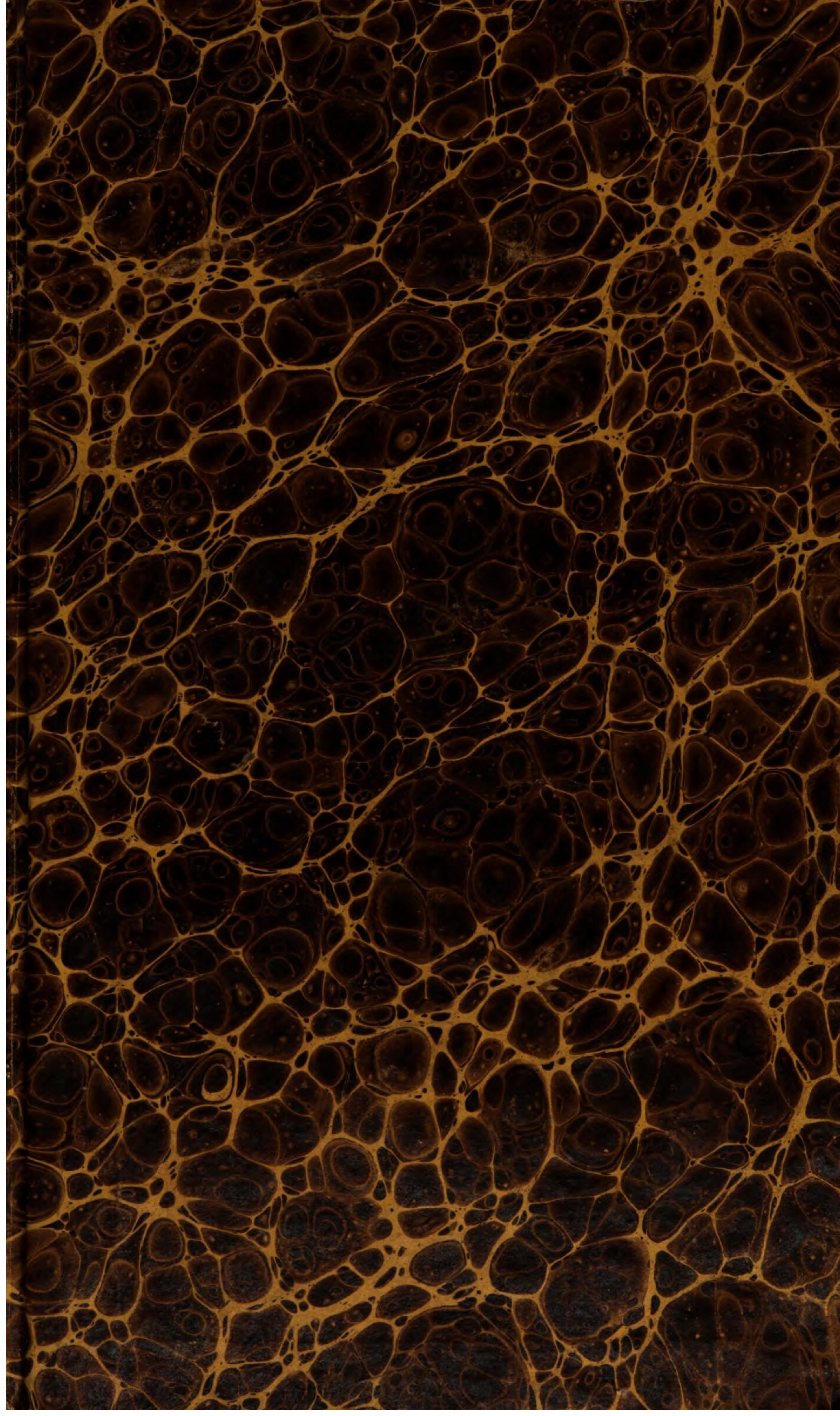




2048

Bibl. Mont

Bibl. Mont. 2048-1

<36619835130019 ✓

<36619835130019

FS Bayer. Staatsbibliothek 

MARC - AUREL.

Dritte verbesserte Auflage.

ERSTER BAND.

MARC - AUREL

Ditto. Antiquaria. No. 12.

ERSTER BAND.



J. L. D. sculp.

MARCUS.AURELIUS.ANTONINUS.
Philosophus.

MANIC-AUREL

Semper lucet non solum in sua, sed et in aliena.

von
Fessler.

Dritte verbesserte Auflage.

Erster Band.

BRISLAU.

Verlag Wilhelm Gottlieb Korn.

1798

MARC-AUREL.

Semper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt.

von

Fessler.

Dritte verbesserte Auflage.

mar. L.
Erster Band.

BRESLAU,
bey Wilhelm Gottlieb Korn.

1799.

MARGARET

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Hochwohlgebornen

Herrn

Herrn von Rütz,

Königl. Preuss. General-Major und Comman-
danten der Festung Glogau, Ritter des Ordens
pour le mérite.

Dem

Hochwohlgeboren

Herrn

Herrn von Rütz

Königl. Preuss. General-Major und Commandant

der Festung Glogau, Inhaber des Ordens

pour le mérite.

Hochwohlgeborner Herr!

„Der Name ihres Helden,“ — sagten Sie mir oft, — „ertönte stets von den Lippen meines grossen Königs; immer schwebten die Thaten desselben vor seiner Seele.“ — Sie waren als Jüngling der glückliche Zeuge seines häuslichen Lebens; als Mann begleiteten Sie ihn auf das Schlachtfeld, wo der Sieg seines Freundes harrte; Sie sahen an ihm, wie er handelte; an Andern, wie er strafte; an Ihnen selbst, wie er belohnte: um so zuversichtlicher widme und übergebe ich Ihnen die Darstellung der letzten Tage des Mannes, den sich

der unsterbliche König zum Vorbilde gewählt hatte. Unendlich freuen wird es mich, wenn Sie mir das Zeugniss ertheilen, dass meine Schilderung auch nur in etwas dem Ideale nahe gekommen sey, welches sich Friedrichs grosser Geist von Marc-Aureln, dem Weisen entworfen hatte. In dieser Hoffnung verharre ich mit der aufrichtigsten Hochachtung

Ew. Hochwohlgebornen

ganz ergebenster
D. Fessler.

M A R C - A U R E L.

ERSTES BUCH.

Erbauung Roms	872. — — 884.	} Jahr.
Christl. Zeitrechn.	121. — — 133.	
Marc-Aurel.	1. — — 12.	

M A H C - A U R E L

ERSTES BUCH

Erste Hymne

Choral

M A H C

Erste Hymne

Choral

M A H C

Erste Hymne

Choral

M A H C

Erste Hymne

Choral

M A H C

Erste Hymne

Choral

M A H C

Erste Hymne

Choral

M A H C

Erste Hymne

Rom hatte sein Ziel erreicht und den Gipfel der Vollendung erstiegen; stolz auf die Unterjochung der Welt, vergass es sich selbst zu beherrschen, seine Kräfte schwanden mit seinen Tugenden, und unter der drückenden Last seines erzwungenen Glückes neigte es sich jetzt zu seinem Sturze.

Die Laster aller Zeiten und Völker hatten die Organe und die Seelen der Weltüberwinder entnervt, und die mit dem Blute ihrer Helden bespritzten Mauern der Hauptstadt der Welt dienten bald nur dazu, tief herabgesunkene Weichlinge in ihren Gräuelthaten zu schützen.

Der Name Vaterland war in dem Munde des Haufens ein Wort ohne Bedeutung; selbst von den Lippen der wenigen Edeln ertönte er ohne Nachdruck, weil sie die Sprache ihrer Väter verlernen, und unter den Lästerungen der Präkonen der Dienstbarkeit verstummen mussten. Das Schwert und das Beispiel der Kaiser herrschte über die Sitten, die Sitten über die Gesetze; und in dem Augenblicke, als die letzten Zuckungen des sterbenden Roms den Geist und den

Muth seiner Helden zur Vertheidigung aufforderten, machten die Enkel der Camille den Tod zu ihrer Schutzwehr. Cato, Cassius und Brutus durchbohrten sich; und die von ihren Rächern verlassene Welt ward das Eigenthum ihrer Verwüster.

Die von den Proconsuln und Prätern lange unterdrückten Provinzen seufzten nach der Regierung eines einzigen, welcher Herr, nicht Mitschuldiger ihrer Tyrannen seyn sollte. Das Volk zu Rom betrachtete die Erniedrigung der kleinen Aristokraten mit geheimen Vergnügen; forderte nur Brod und Schauspiele; und erhielt beides von Augustus, dem Meister in der Kunst, durch Namen und Meinungen alle Besonnenheit aus der Seele der Bürger wegzuzaubern. Der schwache Senat und das verblendete Volk fühlte die Fesseln der Knechtschaft nicht; unter dem betäubenden Genusse augenblicklicher Vortheile vergassen beyde, dass Octavius der blutdürstige Triumvir, und Augustus der Vater des Vaterlandes, ein und eben derselbe Mensch, ein und eben derselbe verschmitzte, herrschsüchtige Häuchler war.

Augustus Nachfolger machten den Thron zur Schaubühne ihrer Laster. Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Vitellius und Domitian schienen nur um die Verachtung der wenigen Weisen, die sie nicht vertilgen, und um die Verwünschung der Nachwelt, die

ihre Vergötterung und ihre Tempel nicht täuschen konnten, zu wetteifern. Der Griffel des Tacitus und Suetonius hatte nur noch Verbrechen und Verschwörungen aufzuzeichnen; bey den Grabstätten der Helden weinte das Genie; denn selten waren die Thaten, die es zum Lobe begeisterten. Länger als achtzig Jahre, einige Augenblicke der Erholung unter Vespasianus und Titus abgerechnet, seufzete Rom unter einer ununterbrochenen Tyranney, welche die alten Familien der Republick ausrottete; jeder Tugend und jedem Talente, das sich in dieser unglücklichen Periode erhob, verderblich, jedem Laster günstig war.

Die in den Staub getretene Menschheit rufte zu ihrem mächtigen Schutzgenius um Hülfe. Er erwachte. Unter der Regierung des Nerva, Trajan, Hadrian und Antonin sah Romulus Stadt glücklichere Tage, und erinnerte sich nur noch zur Ehre ihrer Wohlthäter, dass sie durch achtzig Jahre das dreyfach schändliche Joch feiger, blutdürstiger, wollüstiger Despoten getragen hatte. Selbst die Weisen des Zeitalters schienen geneigt, Rom das Verderben der Sitten und die Eroberung der Welt zu verzeihen, als es von den Unsterblichen gewürdigt wurde, Marc-Aureln dem Wohlthäter der Welt innerhalb seiner Mauern das Licht zu geben, ihn als seinen Vater zu lieben, als seinen Kaiser zu verehren, ihn nach seinem

Tode unter den Göttern der Stadt anzubeten, und bey seinen Altären zu schwören.

Entschiedene Verdienste hatten die ersten Stammväter des Annischen Geschlechtes zu einer Grösse erhoben, auf der sie selbst den Glanz der Nachkömmlinge der hundert ältesten Familien gleichgültig betrachten konnten. Glorreiche Narben und Siegeskronen, Halsbänder und Brustgehänge, consularische und pontificalische Ehrenzeichen, selbst Statuen hatten den Ruhm der Annier schon lange gegründet, als sie erst das Vorrecht erhielten, ihre Brustbilder unter dem Eingange ihrer Häuser aufzustellen. Stolz auf die Thaten seiner Vorfahren, strebte Marcus Annius Verus rastlos dahin, das Andenken derselben zu erhöhen und auf die Nachkommen fortzupflanzen. Heilig war sein ganzes Leben dem Dienste des Vaterlandes; nur in den Stunden der Erholung genoss er an Domitia's Seite die Freuden des häuslichen Glückes: und in ihren keuschen Umarmungen gaben sie Marc-Aureln das Daseyn. In der Blüthe des männlichen Alters starb M. A. Verus, eben da Marc-Aurel die wichtigen Jahre erreicht hatte, welche die ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Weisen erforderten. Niemand war fähiger, diesen traurigen Verlust zu ersetzen, als Annius Verus, der Vater des Erblassenden. Er war der Mann, den der Wunsch und die Seufzer des sinkenden Staates auf den Thron

der Cäsarn würden erhoben haben, hätte ihn nicht das neidliche Glück bloss zum römischen Consul bestimmt. Frey von dem Joche sowohl des frommen, als wissenschaftlichen Aberglaubens begnügte er sich weise zu seyn, ohne zur Fahne einer philosophischen Parthey zu schwören. Er lebte wie er dachte; sich selbst, der Natur und der Tugend gemäss. Dieser grosse Mann nahm Marc-Aureln *) an Kindesstadt auf, und von der Stunde an war das erhabene Verdienst, seinen Enkel zum Römer nach Cato's Geist zu bilden, das einzige Ziel, nach welchem er strebte, um seine Ansprüche auf die Hochachtung seiner Zeitgenossen und auf den Dank der Nachwelt vollgültig zu machen.

Reichlich belohnten Marc-Aurels glückliche Anlagen die Bemühungen seines Grossvaters. Er sah unter seiner Anleitung, schon in den kleinen Spielen seines Enkels die künftige Würde und Hoheit des Menschen hervorleuchten; und seine ganze Thätigkeit war dahin gerichtet, den Glanz derselben durch eine Erziehung nach weisen Grundsätzen dauerhaft zu machen.

*) Erst nachdem unser Held von dem Kaiser Aurelius Antonius Pius adoptirt wurde, nahm er den Namen Marcus Aurelius Antoninus an. Vorhin hiess er wie sein Vater und Grossvater. Für uns soll er gleich von Kindheit auf den Namen führen, den seine Verdienste unsterblich gemacht haben.

Die Erziehung war in dem ausgearteten Rom eine in System gebrachte Kunst geworden, den Geist in seinem Keime zu ersticken, und das Herz zu verderben, ehe noch der Körper Kräfte genug hatte, sich auf der Laufbahn des Lasters hervorzuthun. Aber Verus war noch überzeugt, dass die Sittenlehre nur dort auf festem und sicherem Grunde stehet, wo eine geschärfte Aufmerksamkeit die Organe des Körpers in ihrer ganzen Unverdorbenheit erhalten hat. Er wurde den geschicktesten Meistern zum Unterricht in den gymnastischen Künsten übergeben. Durch anhaltende Übung in denselben erhielt sein Körper den hohen Grad der Festigkeit, der seinen Geist geschickt machte, unter der Leitung denkender und erfahner Lehrer die Anfangsgründe der bildenden Künste ohne grosse Beschwerlichkeiten und ohne ermüdenden Überdruß zu erlernen.

Die Aufmerksamkeit auf seine Sitten theilte Verus mit seinem Freunde Euphorion, dessen Eigenschaften, Talente und Vorzüge der Wahl des Senators Ehre machten. Die Schulen der Weisen und eigene Erfahrung hatten ihn mit Einsichten bereichert, die sanft in einander gemischt, eben so wenig Pedanterey des Studiums, als Einseitigkeit des blossen Beobachters verriethen. Fest in seinen Grundsätzen, selbstständig in seinem Betragen, und bestimmt in seinen Handlungen, brachte ihn weder Ansehen,

noch Gewohnheit, noch Beyspiel aus dem Gleichgewicht. Eine frohe, muntere Gemüthsart, die aus der Quelle eines unverdorbenen, zur Freude, Freundschaft und zum Wohlwollen gestimmten Herzens hervorströmte, mässigte seine Strenge, und gab seinem Ernste eine un-nachahmliche Grazie. Sein Umgang war lehrreich; philosophischer Geist beseelte ihn, und lebhafter Witz, verschwistert mit sittsamer Einfachheit, machte ihn angenehm. Mit so herrlichen Gaben des Geistes und Herzens geziert, gewann er die Achtung und Liebe des Knaben, die ihn vollends in Stand setzte, seinen Zögling mit schnellen Schritten zu seiner Bestimmung zu führen.

Je eifriger der Knabe den Unterricht seiner Lehrer sich eigen machte, desto mehr entwickelte sich auch sein Character. Deutlich sah der scharfsichtige Beobachter, was er als Mann in der Folge werden konnte, werden musste. Strenge Wahrheitsliebe, die nicht einmahl kleine Fehltritte zu bemänteln erlaubt; mit Sanftmuth und mässiger Selbstgefälligkeit verbundener Ernst, der schon den Knaben zum Manne macht; fester Sinn, der überzeugt seyn will, und nur der Stimme der Wahrheit nachgiebt, dann aber, wenn er sich seines Rechts bewusst ist, mit erhabnem Stolze schweiget; edle Unbiegsamkeit, wenn es um die Aufrechthaltung einer gerechten Sache zu thun ist; mächtiger Abscheu gegen

Weichlichkeit; von Verwegenheit entfernter Muth, der vor keiner Gefahr zittert; das sind die Eigenschaften, die vor den grossen Haufen gewöhnlicher Menschen den Mann auszeichnen, den die Vorsicht zum Gegenstande der Bewunderung seines Zeitalters und der Nachahmung folgender Jahrhunderte aufzustellen beschlossen hat. Schon in den Kindesjahren seines Enkels sah Verus, sah Euphorion sie keimen.

(Auf der appischen Strasse.)

Euphorion. Marc-Aurel.

M. Aurel. Und was wirst du mir hier zeigen?

Euphorion. Die Tugenden deiner Väter. Bey ihren Gräbern*) will ich dich heute an deinem sechsten Geburtstage zum Römer einweihen, und die ersten Funken zu einem Feuer in deine Brust legen, das einst zum Besten des Vaterlandes in helle Flammen auflodern soll. (Sie steigen in ein Grabmahl hinunter)

M. Aurel. Wessen Asche deckt dieses Grabmahl?

Euphorion. Die Asche der Meteller.

*) Weil kein Römer in der Stadt selbst durfte begraben werden, so wählten sie sich die Landstrassen zu ihren Grabstätten. Die dabey angebrachten Urnen, Statuen, Baumgruppen und Haine machten den Spatziergang bey denselben angenehm, und die sinnreichen Grabschriften auch nützlich.

M. Aurel. Ha! das müssen grosse Männer gewesen seyn! Die Ehrenzeichen aller römischen Würden und Ämter zieren ihre Urnen. Siehe doch (er liest die Grabschrift) »zwey Pontificate, zwey »Dictaturen, drey Principate, sieben Censorate, »neun Triumphe, zwanzig Consulate unter neun- »zehn Menschen, innerhalb einer Zeit von zwey »hundert und neunzig Jahren.« Bey den Göttern, das ist viel! Ich bitte dich, Euphorion, erzähle mir von den Tugenden dieses Heldengeschlechts.

Euphorion. Dieser hier (vor der Urne des L. Metellus.) rettete in dem Tempel der Vestä bey einer Feuersbrunst das Palladium, *) verlor aber darüber seine Augen. In seinem acht und siebenzigsten Jahre ward er Oberpriester, und stand dem Gottesdienste noch zwey und zwanzig Jahre vor, ohne, wenn er Gelübde aussprach, mit der Stimme, oder, wenn er opferte, mit der Hand zu zittern. Siehe Knabe, diess ist die Belohnung eines mässigen, auf wenige Bedürfnisse eingeschränkten Lebens. (Vor der Urne des L. Q. Metellus.) Dieser hier war Consul. (Vor einer andern.) Dieser, Quästor. (Vor einer andern.) Dieser, Prätor.

*) Ein kleines geschnitztes oder gegossenes Bildchen der Minerva. Es hiess das Unterpfand der römischen Herrschaft, weil die Römer glaubten, dass, so lange dieses Bild in ihrer Stadt würde bewahret werden, so lange würden sie ihre Herrschaft über andere Völker behaupten.

M. Aurel. Und ihre Tugenden?

Euphorion. Sind vergessen worden. (Vor der Urne des Q. Met.) Dieser ist berühmt durch seinen Sieg über die Macedonier, noch mehr aber durch seine Mässigung und Menschenliebe. Eifersucht der Ehre stiftete die heftigste Feindschaft zwischen ihm und dem Scipio Africanus. Als dieser gewaltsam ermordet ward, befahl Metellus seinen Söhnen, die Leiche dieses Helden zu begleiten. »Denn nimmermehr,« sprach er, »werdet ihr einem grössern Römer diese Pflicht erweisen können.« Lerne aus diesem Beyspiele, dass man das Verdienst auch in Feinden nicht verkennen muss. Noch weit herrlicher siegte seine Menschenliebe über die Ruhmbegierde. Als die Einwohner der Stadt Centobrica den Römern, so oft sie mit den Mauerbrechern an die Stadtmauern anrannten, die Söhne des Rhetogenes, der zum Metellus übergegangen war, vorhielten, hob er die Belagerung auf, und liess den Sieg, dem er schon nahe war, fahren, um das unschuldige Menschenblut zu verschonen, und dem Vater den Schmerz über den Tod seiner Kinder zu ersparen.

M. Aurel. O das war edel gehandelt!

Euphorion. Nur Schade, dass er durch niedrige Rachsucht den Ruhm seiner grossen Thaten wieder verdunkelte. Nachdem er Spanien der römischen Herrschaft unterworfen hatte, hernach aber erfuhr, dass sein Feind Pom-

pejus zu seinem Nachfolger in dem Proconsulat über diese Provinz bestimmt worden, verwüstete er beynahe das ganze Land, um seinem Feinde die Verwaltung desselben zu erschweren. So löscht oft eine einzige niedrige Handlung den Glanz der grössten Thaten aus, und beweist, dass nicht einzelne gute Handlungen, sondern Beharrlichkeit im Guten das entscheidende Kennzeichen des Tugendhaften sey.

M. Aurel. Wessen ist die Urne dort in dem düstern Winkel?

Euphorion. Sie enthält die Asche des Grössten der Meteller. Strenge, Würde, Standhaftigkeit, Mässigung, kurz, wahre Seelengrösse machte ihn zur Zierde seines Geschlechts, und zum Edelsten seiner Zeitgenossen. Als er der Bestechung halber angeklagt wurde, wandten seine Richter ihre Augen von den Klaglibellen weg, und lasen sie nicht. Sie glaubten, dass sie nicht in Libellen und Rechnungen, sondern in den Sitten und dem Lebenswandel des Metellus Beweise seiner Rechtschaffenheit lesen müssten. So viel Ansehen verschafft die Tugend dem Menschen. Als Consul siegte er über den Jugurtha, mehr durch die strenge Zucht, die er bey der Armee einführte, als durch die verderbende Gewalt der Waffen. Er ward des Landes verwiesen, weil er in ein Gesetz, welches Saturnin zum Nachtheil des Staates in Vorschlag

gebracht hatte, nicht einwilligen wollte. Nach dem Sturze des übermüthigen Volkstribuns ward er zurückberufen, und er zog mit eben der heiteren Miene in die Stadt wieder ein, mit der er sie kurz zuvor verlassen hatte. So ist und bleibt der grosse Mann sich stets gleich. Er übernimmt sich nicht im Glücke, und sinkt unter den Schlägen des Schicksals nicht unter sich herab.

M. Aurel. (Vor einem andern Monumente.) Hier liegt vermuthlich der Stammvater der Meteller.

Euphorion. Die Grabschrift nennt ihn den Sohn des grossen Mannes, dessen bescheidene Urne du dort bewundert hast.

M. Aurel. Er muss wohl seinen Vater an Tugenden übertroffen haben, weil man bey seinem Monumente so viele Pracht verschwendet hat.

Euphorion. Willst du über Dinge, die dir auffallen, richtig urtheilen, so hüte dich, bey ihrer äusserlichen Gestalt und ihrem Glanze stehen zu bleiben; noch mehr aber, ihren Werth nach demselben zu bestimmen. Dieser Metellus vergass die Tugenden seines Vaters bald; in seiner Jugend hatte er alte ehrwürdige Sitten kennen gelernt, aber in seinem Alter erfand er neue. Er machte Spanien zum Schauplatze seiner ausschweifenden Wollüste und Verschwendung. Um seine Ankunft daselbst zu feiern, liess er Altäre bauen, und kostbares Rauchwerk

darauf opfern, und verwaltete die Provinz, die so viel Römerblut gekostet hatte, mit Festen, Spielen und trimalcischen Gastmahlen.

M. Aurel. Und damit hat er sich dieses herrliche Grabmahl verdienet?

Euphorion. Die Welt bezeiget ihre Achtung lieber glänzenden Ausschweifungen, als der stillen, eingezogenen Tugend. Der Weise allein kann diese in seinem Herzen dadurch rächen, dass er mit Verachtung auf jene herabsieht.

(Sie steigen aus dem Grabmahle herauf und gehen weiter.)

M. Aurel. Siehe dort eine einsame Urne zwischen Cypressen und Lorbeern. Komm, wir wollen sie in der Nähe betrachten.

Euphorion. Hier liegt Cato begraben.

M. Aurel. Der, dessen Bild du mir heute geschenkt hast?

Euphorion. Desselben Urgrossvater.

M. Aurel. Wodurch hatte er sich berühmt gemacht?

Euphorion. Durch grosse Tugenden und grosse Fehler. Der Grund zu beyden war Strenge. Geboren, um mit dem Sittenverderben, so wie die Scipionen mit den Feinden der Römer zu kämpfen, widersetzte er sich mit dem ganzen Enthusiasmus eines Republikaners der Abschaffung des Oppianischen Gesetzes, Kraft dessen eine römische Dame nicht über eine halbe Unze Gold in ihrem Schmucke führen, sich

keiner Wagen bedienen, und keine bunten Kleider tragen durfte.

M. Aurel. Da that er Recht.

Euphorion. Freylich war diese Strenge für die damaligen Umstände des Staates wichtig und heilsam, sie ward aber auch schädlich, so bald sie in finstern Eigensinn überging. Dieser führte den finstern Censor so weit, dass er einen Rathschluss bey dem Senat bewirkte, durch welchen Rhetoren und Philosophen aus der Stadt verbannet, und so den Römern die Mittel zur Milderung und Ausbildung ihres Characters benommen wurden: dass er die Scipionen verfolgte, die mit den Lorbeern des Helden, die Grazie des geselligen Umganges und die Liebe zu den Musen so schön zu verbinden wussten; dass er sie durch gedungene Zeugen anklagen, und gegen die Stimme des rechtschaffenen Gracchus unschuldig verurtheilen liess.!

M. Aurel. Warum stehet diese Niederträchtigkeit nicht hier auf der Grabschrift?

Euphorion. Seine Erben wollten den Namen ihres Ahnherrn nicht beschimpfen.

M. Aurel. O das müssen auch niedrige Leute gewesen seyn. Wäre mein Vater fähig, so eine Niederträchtigkeit zu begehen, bey den Göttern! ich liesse sie andern zur Warnung auf seinen Grabstein setzen. (Im Weggehn.) Nein, da gefällt mir sein Urenkel besser, das war ein Mann,

Mann, wie ich werden will, wenn mir die Götter helfen.

Euphorion. (Vor einem andern Grabmahl.) Auch dieser, dessen Asche hier ruhet, wird dir gefallen. Er ist ganz mein Held.

M. Aurel. Wie hiess er?

Euphorion. Thrasea Pätus. Es ist noch nicht lange, dass in Rom Tugend das grösste Verbrechen war: in diesen Zeiten lebte Thrasea, und ward von dem Kaiser und Senat zum Tode verurtheilt.

M. Aurel. Doch nicht seiner Tugend wegen?

Euphorion. Bloss wegen dieser. Man rechnete es ihm zur Schuld an, dass er für die Erhaltung Nero's und seiner göttlichen Singstimme kein Opfer dargebracht; dass er wider ihn losgezogen, als er zur Schande des römischen Purpurs, in Masken und Larven auf allen Schaubühnen herumschwärmte; dass er den Senat verlassen, als Agrippina's Ermordung, die Nero befohlen hatte, vertheidiget ward; und dass er sich entfernt hatte, als der lasterhaften Poppäa die Ehre der Vergötterung zuerkannt wurde.

M. Aurel. Das ist mein Mann! Aber ich fürchte, du werdest auch unter seiner Asche einige Kohlen gefunden haben; und das geht mir dann so zu Herzen, wenn ich hören muss, dass die grössten Helden meines Vaterlandes ihr rühmliches Andenken selbst befleckt haben.

M. Aurel. I. Th.

B

Euphorion. Fürchte nicht, der Neid selbst fand nichts, was den unsterblichen Ruhm dieses Mannes verdunkeln könnte.

M. Aurel. Starb er auch so grossmüthig wie Cato?

Euphorion. Eben so grossmüthig, und noch grösser als dieser. Mit der himmlischen Miene einer Seele, deren Ruhe und Heiterkeit noch kein Zufall zu trüben mächtig genug war, empfing er in seinen Gärten das Todesurtheil. Fröhlich, wie mit einem Freunde, unterhielt er sich mit dem Quästor, der ihm den Machtspruch des Tyrannen überbrachte. Er bezeugte die theilnehmendste Freude darüber, dass sein Schwiegersohn Helvidius vom Nero nur zur Landesverweisung verurtheilt war; liess sich dann die Adern öffnen, und als der Quästor dem grossen Schauspiel eines sterbenden Republikans nicht zusehen wollte, rufte ihn Thrasea herbey, und sprach: »sieh es fliessen dieses Blut, »junger Mann, denn du lebst in Zeiten, in welchen es nothwendig ist, den Muth durch Beyspiele der Standhaftigkeit zu stärken.« Endlich küsste er noch einmal seinen Freund Demetrius, und verschied.

M. Aurel. Warum hast du mir nicht schon lange die Geschichte dieses Edeln erzählt?

Euphorion. Noch hatte ich keine so gute Gelegenheit dazu, als heute. Hier bey seinem Grabe wollte ich dir sein Bild aufstellen, und

aus dieser kalten Urne seinen Geist zu deinem Herzen sprechen lassen. Höre, was er spricht:
 »Knabe, die Götter haben dir das Daseyn gegeben,
 »deine Väter grosse Beyspiele der Tugend
 »hinterlassen. Bleibe deines Ursprunges stets
 »eingedenk. Folge mit Ergebenheit und Liebe
 »der Leitung der Lehrer, welche dir der Him-
 »mel zur Bildung deines Verstandes und Herzens
 »zugesendet hat; nur dadurch kannst du die
 »grossen Erwartungen und Ansprüche des Vater-
 »landes erfüllen; und dich als einen würdigen
 »Enkel der Annier bezeigen.«

M. Aurel. Ja, das will ich. Hier bey Thrasea's heiligem Grabmahle versprech ich's dir, Euphorion. Noch sparte ich keinen Fleiss, deine Wünsche zu erfüllen, in Zukunft werde ich mir Mühe geben, sie auch zu errathen und ihnen zuvorzukommen. Willst du mich dann nach Herzenswunsch belohnen, so bitte ich, führe mich auf die appische Strasse.

(Ungefähr nach drey Monathen. Unter dem Porticus des Annischen Hauses.)

Sosius. Tubero. Decius. Plancius.

Titian. Rufus. (Keiner über 9 Jahre.)

Ein Haufe Knaben. (Die sich zanken.)

M. Aurel. (Der dazu kommt.) Worüber zanket ihr euch?

Sosius. Wir spielen den Dacischen Krieg, da wollen uns die Jungen dort mit Gewalt den Rufus zum Trajan aufdringen.

Decius. Mir, der ich aus einer der ältesten römischen Familien bin, wiesen sie die Rolle des Feldherrn Maximus an.

Tubero. Und mir die Rolle des Lusius Quintus. Aber beym Mars! wenn Rufus den Trajan macht, so spiele ich nicht mit.

Titian. Ich glaube, keinem von euch gebührte die Rolle des Trajan mehr, als mir, dem Sohne des ersten Consuls.

Sosius und Tubero. (Zu dem Haufen.) Jungen! wenn Rufus den Trajan macht, so spielen wir nicht mit.

Titian und Plancius. Wenn ihr nicht einen aus uns zum Trajan macht, so gehen wir zu den Daciern über, und dann wehe euch, wenn wir überwinden!

M. Aurel. Schämt euch! das ist nicht schön gedacht, dass ihr euren Kameraden untreu werden wollet, weil sie euch die Rolle, die ihr verlangt, nicht spielen lassen.

Tubero und Sosius. Rufus soll gar nicht mitspielen, wir sind alle adeliche Knaben, was hat der Gerberjunge dort unter uns zu thun?

Einige aus dem Haufen. Gebt euch doch einmal zur Ruhe, Jungen!

Andere. Sehet, die Dacier marschiren schon auf uns zu; kommt, und nehmt eure Plätze ein.

Andere. Rufus muss Trajan seyn, er ist der Stärkste unter uns.

Sosius, Tubero und die übrigen. Wir wollen sehen, was euch seine Stärke helfen wird. Auf, zu den Daciern!

M. Aurel. Thut das nicht; es ist schlecht von euch, wenn ihr die Römer verlasset, und zu den Feinden übergeht. Lasset den Rufus Trajan seyn; habt ihr mehr Muth als er, so zeichnet euch hernach bey dem Gefechte mit den Daciern aus.

Rufus. Willst du auch mitspielen, Marcus?

Decius. Titian. Wenn Marcus mitspielet, so wollen wir bleiben.

M. Aurel. Gebt mir Schild und Lanze, und weiset mir meinen Platz an.

Rufus. Sey du Trajan, ich will dein Legat seyn. Seyd ihr's zufrieden, Kameraden?

Alle! Marcus soll Trajan, Marcus soll unser Heerführer seyn.

Rufus. Da hast du den Stab.

M. Aurel. Her damit! Blaset das Horn zum Anmarsch; der Dacier Haufe kommt! Haltet euch tapfer! Ich bin euer Heerführer, ihr seyd Römer!

Die zwey Haufen laufen gegen einander. Die Römer überwältigen die Dacier, strecken sie zur Erde, und brechen die feindlichen Lanzen, Decebalus, der König der Dacier, ringet noch mit Marc-Aurel, eben will dieser der Übermacht des Daciers unterliegen, als ihm Rufus zu Hülfe kommt, den Decebalus entwaffnet, zu Boden wirft und gefangen nimmt.

Alle. Triumph! Trajan hat überwunden, die Römer haben gesieget!

Andere. Bringet den Triumphwagen her.

Andere. Hier ist die Lorbeerkrone für unsern Trajan, das Halsband, die Lanzenstange, und die Fahne für den Sieger.

Andere. Hinauf auf den Triumphwagen, Überwinder!

M. Aurel. (indem er den Wagen besteigt.) Mit mir hat Rufus den Decebalus überwunden, mit mir soll er auch die Ehre des Sieges theilen, der Platz zu meiner Seite hier gebührt ihm. Komm und genieße die Ehre die du verdienet hast. Von euch aber, wackere Kameraden, fordere ich noch einen Beweis eurer Tapferkeit: seyd ihr Römer, so nehmet dem Sosius, Tubero, Decius, Plancius und Titian Lanzen und Schild weg, und führet sie gefangen an der Seite des Decebalus vor dem Triumphwagen her, weil sie aus Neid ge-

gen den Rufus an euch Verräther werden, und zu dem Feinde übergehen wollten.

(Nach einigen Wochen. Ein abgelegenes dunkles Gemach.)

Euphorion. Marc-Aurel. Hernach
A. Verus.

Euphorion. Deine Loslassung kostet nur eine Bitte.

M. Aurel. Dann dauert mein Gefängniss ewig. Sklaven bitten, Söhne der Römer dulden.

Euphorion. Willst du einem so guten Vater trotzen?

M. Aurel. Weisst du, warum ich hier bin?

Euphorion. Weil du mit dem Sohne des Consul Titianus Handel hattest.

M. Aurel. Ich sehe, man hat dir die Sache nicht bey ihrem rechten Namen genannt. Als wir aus der Schule gingen, kam uns ein Possenreisser entgegen. Titian warf mit Steinen auf ihn, und forderte uns auf, dasselbe zu thun. Weil wir nicht Lust hatten, einen Menschen zu misshandeln, der uns nichts zu Leide gethan, sagte er: feige Memmen, schämet euch eurer Muthlosigkeit! Das Wort war ein Donner für mich, und ich gab ihm eine Maulschelle, weil ich in der Eile kein anderes Mittel

hatte, den Burschen der Lüge zu strafen. Dass hernach die übrigen Knaben über ihn herfielen, und ihn mit Fäusten schlugen, dafür kann ich nicht, ob ich sie gleich lobte, dass sie ihm zeigten, dass wir nichts weniger als feige Memmen sind.

Euphorion. Desto leichter wirst du die Freyheit erhalten, wenn du qittest.

M. Aurel. Nenne mir dieses barbarische Wort nicht mehr!

Euphorion. So will ich für dich bitten.

M. Aurel. Thu das nicht, ich könnte dich nicht mehr lieben, wüsste ich, dass du bitten könntest.

Euphorion. Aber ein gutes Wort hätte dein Vater doch um dich verdient.

M. Aurel. Nenne mir einen einzigen berühmten Römer, der einmal ein gutes Wort gegeben hätte, um aus dem Gefängnisse entlassen zu werden. Entweder verdiente ich diese Strafe, und dann hätte Titian recht gehabt, als er mich eine Memme nannte, wenn ich die Erlassung derselben erbetteln wollte: oder ich bin unschuldig, und in diesem Falle fordert es die Gerechtigkeit, dass man mir die Freyheit gebe. Ich schätze meinen Vater zu hoch, als dass ich um die Gerechtigkeit bitten sollte.

Euphorion. Weisst du schon, dass dein Vater heute ein grosses Gastmahl angeordnet hat?

M. Aurel. Was folgt daraus?

Euphorion. Dass es dir zur Schande gereichen wird, wenn die Gäste fragen werden: wo ist unser lieber Marcus? und man ihnen wird antworten müssen: er ist eingesperrt.

M. Aurel. Und doch wär es eine noch grössere Schande, wenn die Gäste mit Fingern auf mich zeigen und sagen würden: da ist der Knabe, der sich aus dem Gefängnisse herausgebettelt hat. Dass du doch das Abscheuliche, welches in diesem blossen Gedanken liegt, nicht siehest!

Verus. (Der ihn vor der Thüre behorcht hatte, im Hereintreten.) Erkennest du dein Vergehen noch nicht?

M. Aurel. Wenn es dich nicht beleidiget, so gestehe ich dir offenherzig, dass es mir noch immer scheint, als hätte ich dem Titian Recht gethan.

Verus. Ich sehe schon, ich werde ernsthaftere Mittel anwenden müssen, um deinen Eigensinn zu bezwingen.

M. Aurel. Vater, ich habe den Titian nach seinem Verdienste behandelt. Ich war es dir und mir schuldig, dem leichtsinnigen Knaben zu zeigen, dass ich nicht feige bin. Ziehst du mich darüber zur Strafe, so werde ich sie mit Geduld tragen. Aber, so wahr ich dein Sohn bin! wer mich feige nennt, thut mir Unrecht, und ich muss ihn dafür bestrafen. (Euphorion winkt dem Verus, den Knaben loszulassen.)

Verus. Für diessmahl, kleiner Starrkopf, will ich dir die Freyheit geben; aber wenn du dich

künftighin wieder in Handel einlässest, so soll es dir nicht so leicht hingehen.

M. Aurel. Ich danke dir Vater. Wenn du mir aber nicht erlauben willst, mich an demjenigen, der mich und in mir meine Väter schimpft, zu rächen; so wäre es besser, du liessest mich nicht los.

Verdruss und Langeweile sind fast allemahl die Gefährten des Getümmels, welches bey Hofe den Geist verstimmt und das Herz nach feineren Vergnügungen vergeblich schmachten lässt. Unbedeutende Kleinigkeiten werden demnach sorgfältig aufgesucht, Anekdoten gehascht oder erdichtet, um mit Erzählung derselben die böse Laune der Götter der Erde zu tödten. So machte auch manche Kinderanekdote von Marc-Aurel in dem Schlafzimmer des Kaisers, der so unglücklich war, jede neu entdeckte Quelle des Vergnügens gleich mit dem ersten Zuge zu erschöpfen, ihr Glück. Sie ward erzählt, belacht, wiederhohlt, bewundert, und Hadrian versetzte den Knaben im siebenten Jahre seines Alters in die Zahl der römischen Ritter, *) eine Ehre, auf welche sonst nebst

*) Educatus est in Hadriani gremio, qui illum verissimum nominabat, et qui ei honorem equi publici sexenni detulit. *Jul. Capitol. III.*

Geburt, Sitten und Kenntnissen, nur einem Alter von achtzehn Jahren Ansprüche zu machen erlaubt war.

Rom feyerte das Fest der Minerva. Der junge Ritter erschien zum ersten mahle bey allen Lustbarkeiten, die dem Volke durch fünf Tage der Göttin der Künste und der Waffen zu Ehren gegeben wurden. Am sechsten Tage fand ihn A. Verus im Garten, vor der Statue des Kleanthes. Heilsamen Betrachtungen weihte er dort seine Morgenstunden. Nachdem Verus den jungen Denker eine Weile beobachtet hatte, gieng er auf ihn zu. »Schon so zeitig hier, lieber Junge?»

M. Aurel. Vielleicht auch schon zu spät.

Verus. Um sich in dem Anblick einer Bildsäule zu verlieren?

M. Aurel. Nein, bester Vater, um mich in diesem weisen Jüngling wieder zu finden.

Verus. Was gefällt dir so ausnehmend an ihm?

M. Aurel. Sein Wassereimer, *) der mit diesem goldenen Ringe und silbernen Brustgehänge verglichen —

*) Kleanthes kam sehr jung als Fechter nach Athen, wo er einen unwiderstehlichen Hang zur Philosophie bey sich verspürte. Aller Lebensmittel beraubt verdingte er sich an einen Gärtner, bey dem er für den nöthigen Unterhalt des Nachts Wasser schöpfte, um bey Tage die Lehren des Chrysippus hören zu können. Sein gutes Aussehen und äusserer Wohlstand zog die Aufmerksamkeit der Bürger von Athen auf ihn, und die Richter forderten ihn zur Rechenschaft, über die Mittel, durch welche er sich nährte. Kle-

Verus. Den weiten Abstand des athenien-
sischen Gärtner-Jungen von dem römischen Rit-
ter zeigt.

M. Aurel. Aber ein Abstand, der mich nur
demüthigen kann, weil ich weiss, dass der Gärt-
ner-Junge Vorzüge hatte, die der Ritter noch lan-
ge nicht erreichen wird. Kleantes schöpfte des
Nachts Wasser, um Zeit und Weisheit zu gewin-
nen; ich verlor fünf Tage Zeit bey Mimen und
Schauspielern, und gewann Langeweile.

Verus. Wie, du hättest bey allen den ab-
wechselnden Vergnügungen, welche die Erfin-
dungskraft so vieler Menschen auf die Folter
spannten, Langeweile gehabt?

M. Aurel. Auch Abscheu und Scham. —
Wenn ich als ein Kind auf einem schwachen Rohr
herangeritten kam, sagtest du mir, dass ich ein
Römer sey, und dass es nicht gut liesse, wenn
sich ein Römer mit so niedrigen Dingen abgäbe,
und ich zerbrach das Rohr und ritt nicht mehr;
wenn ich mich auf dem grünen Rasen wälzte, oder
wenn, nachdem mich Euphorion zur Lehrstun-
de rufte, ich unter der Halle noch ein bischen
hüpfte und tanzte, sprachst du: das hat Cato

antes erschien vor dem Areopagus, von seinem Gärtner
begleitet, und zeigte den Richtern, was der Jüngling ver-
mag, dem die Ausbildung seines Geistes ernsthaft am Her-
zen liegt. Die Areopagiten bewunderten seinen Fleis, und
boten ihm zehn Minen an, aber auf Zeno's Anrathen schlug
er sie aus, und setzte zufrieden seine vorige Lebensart fort.

Diogen. Laert.

nicht gethan, und ich stand still, wie diese Statue und scheuete mich, dir ins Gesicht zu sehen; wenn ich mit andern Kindern hetrurischen Mimen und Gauklern nachlief, oder zu Hause ein Capitol von Karten bauete, fragtest du mich, ob mir die Bildsäule des heldenmüthigen Knaben Aemilius Lepidus *) in dem Capitol gefiel, und wenn ich, ja, sagte und fortbauete, sprachst du: Aemilius Lepidus machte es nicht wie andere Kinder; und ich erröthete, warf traurig mein Capitol über den Haufen, nahm mein Buch in die Hand, und bauete nicht mehr. Und jetzt, da ich erwachsen bin, da man mich zum Ritter gemacht hat, soll ich Wohlgefallen haben an Seiltänzern, Luftspringern und Schauspielern; soll mich nicht kränken um verlorne fünf Tage, in welchen ich wenigstens zwey Gespräche aus dem Plato hätte lernen können; soll mich nicht schämen vor dem Bilde des Kleanthes, dem sein Wassereimer mehr Ehre macht, als mir mein Ritterschmuck, und den Römern ihre Possen, womit sie ihre Götter verehren, sich selbst erniedrigen?

Verus. Freylich nur Possen, lieber Marcus; aber doch nothwendig für das Volk.

*) Noch als Knabe zog Aemilius Lepidus mit zu Felde. Er brachte einen Feind um das Leben, und rettete einen Bürger. Zur Belohnung seiner Tapferkeit und zur Verewigung seiner That wurde ihm, zufolge eines Rathschlusses, eine Statue auf dem Capitol gesetzt.

M. Aurel. Auch für den Kaiser und die ernsthaften Senatoren, die über einen wohl gelungenen Sprung sich vom Taumel der Freude ganz hinreissen liessen? Oder sind sie keine Römer mehr?

Verus. Sie wissen den Pöbel durch Spiele zu beherrschen. Nimmst du ihm seine Spiele, so fängt er Aufruhr an; lässest du ihm dieselben, und schliessest den Hof und Senat davon aus, so wird auch der Pöbel sich ihrer schämen.

M. Aurel. Dann würde er sich mit nützlichen und ernsthaften Dingen beschäftigen.

Verus. Das soll er nicht.

M. Aurel. Was ist denn der Pöbel?

Verus. Das, was dort der Kanal diesem Garten. (Sie kommen zu dem Springbrunnen.)

M. Aurel. Ich verstehe dich nicht, lieber Vater.

Verus. Nicht wahr, du lagerst dich gern bey diesem Springbrunnen auf blumigten Beeten in der Abendstunde, wenn feyerliche Stille in der ganzen Natur herrscht, und nur das Plätschern des Wassers dein Ohr ergötzt?

M. Aurel. Da sehe ich hinauf gegen die Sterne und wiederhole mir die kleinen Geschichten, die du mir von den Tugenden unserer Väter bisweilen erzählest.

Verus. Badest dich auch gern an heissen Sommertagen dort in der finstern Grotte, wo

dir der Kanal das kristallenreine Wasser aus Felsen hervorsprudeln lässt?

M. Aurel. Es ist mir allemal so wohl darauf.

Verus. Siehest dort mit Vergnügen, wie der kühle Bach zwischen den traurigen Cypressen dahin rieselt?

M. Aurel. Euphorion sagt: wie die frohen Tage des Weisen.

Verus. Belustigst dich gern dort unter den hundertjährigen Eichen, an des Falles stürzenden Fluthen?

M. Aurel. Verwunderung betäubet mich, wenn ich dieses Bild der Zeit, wie es Euphorion nennt, betrachte.

Verus. Schwimmest dort gern in dem schattigten Pappelhain den feindlichen Schiffen nach? *)

M. Aurel. Und freue mich, wenn ich ihr Ruderwerk sperren kann.

Verus. Höre, ich werde den Kanal austrocknen, sein Bett abgraben, und an seine Stelle Arbeitshäuser aufbauen. Meinst du nicht?

*) Unter die mannigfaltigen Schauspiele der Römer gehören auch die Naumachien oder Seeschlachten, die anfänglich auf der See selbst, hernach auf einem eigenen mit Wasser gefüllten Platze, und endlich selbst in dem Hauptcirkus, den man auf einmal unter Wasser setzen konnte, gegeben wurden. Die Schiffe hatten zwey, drey und vier Ruderreihen, und waren mit Gefangenen, Missethättern, Sklaven, oder überwundenen Feinden besetzt, die manchmal auch das Leben dabey verloren, oder doch tödtlich verwundet wurden. Die Kinder der Angesehenen und Reichern ahmten diese Naumachien auf den in ihren Gärten befindlichen Teichen nach.

M. Aurel. Wo würde ich mich dann im Schwimmen üben? Du sagtest doch selbst, dass die alten Römer gut schwimmen konnten; und Euphorion erzählte mir vor einigen Tagen, dass einst Horazius Cocles durch seine Geschicklichkeit im Schwimmen, unsere Stadt von dem Einfall der Hetrurier befreyet hat. Du vergisst doch des Pöbels ganz. (Sie kommen zu dem Fall. Annius schliesst die Schleusen.) Was hast du gemacht. Vater? siehe das Wasser schwillt an, öffne die Schleusen wieder.

Verus. Lass es nur.

M. Aurel. Nicht Vater! Geschwinde öffne die Schleusen, ehe das Wasser aus seinem Bette tritt, und meine Blumenbeete, meine Laube, den ganzen Garten überschwemmt.

Verus. (Der die Schleusen öffnet.) Nun hast du den Pöbel und die Nothwendigkeit der Schauspiele in einem passenden Bilde gesehen.

M. Aurel. Dass ich nicht wüsste.

Verus. Lieber Sohn, zu dem Vortheile des Staates hat der Pöbel seine Kräfte, so wie hier der Kanal zu dem Vortheile des Gartens seinen Durchfluss. Wie der Kanal sein Bett, so hat der Pöbel seine Dämme, den Senat und die Gesetze; so mächtig diese immer sind, so wird er sie dennoch übersteigen, wenn seine Launen durch Feste, Schauspiele, und hundert andere die Sinnlichkeit reizende Dinge, so wie
dort

dort das überflüssige Wasser des Kanals nicht abgeführt werden.

M. Aurel. Also nur um das Volk in Ordnung zu erhalten, werden diese Spiele gegeben? Und der Hof, der Senat, die Ritter und Patri-
cier wohnen denselben ohne Vergnügen bey?

Verus. Bloss um den Werth derselben bey dem Pöbel nicht sinken zu lassen.

M. Aurel. Dann ist die senatorische Würde eine sehr drückende Last.

Verus. Die nur das Bewusstseyn, dass man die Freude und Zufriedenheit des Volkes unterstützt, erträglich macht.

M. Aurel. Lebe wohl, Vater!

Verus. Wo willst du hin?

M. Aurel. Ich' gehe die Götter bitten, dass sie mich, so lange ich lebe, bloss Römer seyn lassen. (Ab.)

Verus. (Der dem Knaben mit Verwunderung nachsieht.) Du verdienstest ein Zeitgenoss der Curier und Fabricier zu seyn. Freue dich Rom! Noch bist du nicht ganz gesunken, noch lieben dich die Götter, der Geist deiner Helden lebt in diesem Knaben. Schon höre ich die Stimme des Vaterlandes, das ihm den süs-
sen Namen, Vater! zujauchzet.

Annius Verus schätzte die Freuden der Liebe, und eine von Jugend an streng beobachtete Mässigung der Leidenschaften erlaubte ihm noch in seinem acht und vierzigsten Jahre, dieselben mit voller Wonne zu geniessen. Jedes Vergnügen ging ihm in den Armen seiner Geliebten in himmlische Wollust über, und ihre theilnehmende Seele verwandelte ihm jede Freude in süßes Entzücken. Galla war ganz geschaffen, diesen ernsthaften Staatsmann zum glücklichsten und beneidenswerthesten der Römer zu machen. Sie war noch in ihrem acht und zwanzigsten Jahre eine hinreissende Schönheit. Würde, Majestät und Grazie sassen auf ihrer stets heitern Stirne. Ihr blaues Auge, das Bild des Himmels, trübte sich nie, als wenn es die Unschuld leiden, oder die Tugend erröthen sah. Ihr Mund, von der Liebe gebauet, öffnete sich mit unwiderstehlichen Reizen, wenn sie ihre lieblich tönende Stimme für die Ehre der Sitten erhob, und ihr rührendes Lächeln wäre mächtig genug gewesen, Macedonia's Helden vor Persepolis zu entwaffnen. Ihr Busen hob sich sanft, und verkündigte die Zufriedenheit, die unter demselben wohnte. In jedem ihrer Züge war Liebreiz, im Ganzen Rundung und Harmonie. Erhabene Vorzüge des Geistes,

ohne welche Schönheit nur blendender Schimmer, und Liebe nur flüchtiger Taumel ist, krönten alle diese Reize, und drückten denselben das Siegel der Vollendung auf. Zu diesem Bilde vollkommener weiblicher Grösse eilte Verus, um seine Freude über Marc-Aurel mit der Freundin seines Herzens zu theilen. Nach einigen Umarmungen erzählte ihr Annius seinen Auftritt mit Marc-Aurel im Garten. Galla freute sich mit Verus über die Anlagen des Knaben, die sich so herrlich entwickelten. — „Aber, (sprach sie) noch sind es immer „nur Anzeigen, die den wilden, finstern, müthigen Römer versprechen; keine, die den feinnern, empfindsamern, edler fühlenden Menschen erwarten liessen.“

Verus. Gerade das schmeichelt meinen Hoffnungen.

Galla. Und schwächt, vernichtet die meinigen.

Verus. Willst du einst einen Weichling in ihm sehen?

Galla. Keinen Weichling, aber auch keinen Menschenfeind.

Verus. Der wird er nicht; zwischen Weichling und Menschenfeind ist noch ein Mittel, der Mann.

Galla. Aber der Mann, den Selbstzufriedenheit und froher Genuss des Lebens zum Menschenfreunde gemacht haben, und zu die-

sem bemerkte ich bey dem Knaben noch keine Anlage. Zu strenge gegen sich selbst, ist er niemals mit sich zufrieden. Jedes Lob, das wir oder die Lehrer seinen kleinen Übungen ertheilen, beschämhet ihn und macht ihn traurig. Er wirft sich dort Trägheit, Schwäche, Mangel an Fleiss und Aufmerksamkeit vor, wo wir thätige Anstrengung, Emsigkeit und nicht selten einen Grad des Scharfsinnes rühmen müssen, der sein Alter weit übersteigt.

Verus. Nenne doch das nicht Unzufriedenheit mit sich selbst, was löbliches Bestreben nach Vollkommenheit heisst. Dank sey den Göttern! die den Drang zur Grösse in seine Seele gelegt haben; von ihm getrieben, wird er trachten, jenen erhabnen Vorbildern ähnlich zu werden, die uns Rom als seine Helden, Väter und Schutzgötter aufstellt. Lass uns denselben in ihm nähren, und uns rein bleiben von dem Verbrechen, dessen wir uns gegen die Götter, das Vaterland und die Menschheit schuldig machen würden, wenn wir denselben unterdrücken wollten.

Galla. Das nicht. Nur die gehörige Richtung wollen wir ihm geben, damit er ihn nicht von dem weisen nichts zu viel abführe, und auf den gefährlichen weg hinreise, wo Überspannung selbst die Tugend in Laster verwandelt. Höre nur: neulich führte ich ihn durch das cälische Thal in die pallantinischen Gärten.

Ermüdet setzten wir uns bey der prächtigen Wasserleitung des Claudius, wo ich von dem Wasser trank. „Ist das Wasses gut?“ fragte er. „Es ist sehr schmackhaft und heilsam; versuche es.“ Hastig setzte er den Becher an die Lippen, zog ihn aber plötzlich zurück und goss das Wasser aus. „Was soll diess?“ Ich trinke nicht. „Warum nicht?“ Weil mich dürstet. »Darum trinke.« Nein, die Vernunft befiehlt mir, jetzt schon mit meinen Bedürfnissen zu kämpfen, damit ich einst über dieselben ganz Herr werde.

Verus. O der herrliche Junge!

Galla. Vor einigen Tagen nahm ich ihn mit mir auf die flaminische Strasse. Man brachte einige zum Tode verurtheilte Christianer vor uns vorbey. Einer von ihnen fiel dem Knaben vorzüglich auf, auch hatte er wirklich so was Sprechendes in seinem Auge, so was Ruhiges und Frohes in seinem Blicke, so was Ehrwürdiges in seinem ganzen Betragen, dass er mir selbst Thränen des Mitleidens hervorlockte. „Was kann dieser schöne Mann verbrochen haben?“ sprach der Knabe. „Er ist ein Christianer.“ „Was sind das für Leute?“ „Sie verachten unsere Götter.“ „Warum führt man sie nicht in unsere Tempel?“ „Diese sind ihnen ein Greuel, denn sie verehren einen berühmten jüdischen Theosophen, der grosse Dinge gethan haben soll. Dessen ungeach-

„tet lieben sie sich unter einander wie Brüder,
 „und leben von gemeinschaftlichen Gütern. Kein
 „Bettler ist unter ihnen, denn ihr Oberpriester
 „gibt wöchentlich jedem, so viel er bedarf. Zwist,
 „Zank und Feindschaft, sagt man, kennen sie
 „nicht. Sie leben strenge, verabscheuen die
 „Wollust und predigen die Tugend.“ „Sind
 „sie auch tapfer?“ „Sie verachten den Tod;
 „viele laufen ihm sogar freywillig in die Hände.“
 „Also in vieler Rücksicht ächte Römer! — Aber
 „warum führt man sie zum Tode?“ „Weil sie
 „sich weigern bey dem Genius des Kaisers zu
 „schwören und unsern Göttern zu opfern.“
 „Man thut diesen Leuten wirklich zu viel. Wä-
 „re ich nur Kaiser, ich würde den Christia-
 „nern, weil sie so recht altrömisch leben,
 „anstatt sie zum Tode zu verurtheilen, das rö-
 „mische Bürgerrecht ertheilen.“ — Und so mach-
 te ihn sein Hang zur Strenge, sogar für die
 Christianer zum Enthusiasten.

Verus. Lassen wir ihn seinen Weg gehen,
 die Götter haben ihn zu grossen Dingen bestimmt.

Galla. Lieber Verus, der Junge ist auf
 dem Wege, gerade das zu werden, was du warest,
 bevor es mir glückte, dich umzuschaffen. Gerade
 dieser traurige, finstere Mann, der den Genuss des
 Lebens nicht kannte; dieser milzsüchtige Grämling,
 dem Vergnügen und Laster einerley hiess; dieser
 strenge Sittenrichter, dem selbst die Götter missfie-
 len, weil sie in dem ewigen Genusse himmlischer

Wollüste selig, gleichgültig unsere Philosophen ihr Daseyn läugnen, bezweifeln oder beweisen lassen.

Verus. Und es ist ein Glück für mich, dass ich bis dahin so und nicht anders war.

Galla. Und doch bekanntest du mir unlängst, dass, seitdem du die sanfteren Bande der Liebe trägst, du auch glücklicher, zufriedener, dulender und wohlwollender seiest. Wärest du's aber geworden, hätte dich fortgesetzte Strenge für die feinern Gefühle der Liebe stumpf gemacht? Und ist nicht zu fürchten, dass des Knaben übertriebene Härte den Jüngling für diese edlen Gefühle unempfindlich machen wird?

Verus. Dafür wirst du sorgen. Wusstest du den Senator und den Mann zu seinem Glücke in die angenehmen Bande der Liebe zu ziehen, so wirst du auch die zärtern Keime seines Enkels so zu entwickeln wissen, dass er zu rechter Zeit, wenn so ein anmuthsvolles, den ganzen Adel seiner Seele zurückstralendes Angesicht zu seinem Herzen sprechen wird, den Zeno eine Weile in der Ferne stehen lasse; und dann sind strenge Grundsätze und Abhärtung des Körpers von äusserster Wichtigkeit. Sie allein sind vermögend, ihn in den Schranken heilsamer Mässigkeit zu erhalten.

Nach drey Monathen.

G e m a c h d e r G a l l a .

A. Verus. Galla. (Die eben die letzte Blume an einem Rock aus indischer Wolle stickt.)

M. Aurel. (Der schnell hereintritt.)

Vater! Vater! Ich habe Ritterpflicht erfüllt, gekämpft, gesiegt und Beute gemacht.

Verus. Sieg? Beute?

M. Aurel. Höre nur. Ich ging mit Euphron gegen den Tempel des Claudius, da begegnete ich einigen adlichen Jünglingen und Rittern, die Willens waren, in die gallische Fechtschule zu gehen. Sie baten mich, sie dahin zu begleiten, und ich folgte ihnen. Als wir an die Höhle des Sklavenhändlers kamen, hörten wir ein erbärmliches Gewinsel und Geheul. Die Ritter wollten fort, ich aber beredete sie, mit mir hineinzugehen und zu sehen, was vorging. Ein schrecklicher Anblick, Vater! Der Sklavenhändler stand eben im Begriffe, ein zweyjähriges Mädchen zu verstümmeln, um es hernach zum Betteln zu gebrauchen. *) Ich rufte:

*) Bey Errichtung der Republik wurde den Eltern die Freyheit überlassen, fehlerhaft geborne Kinder, ohne solche jemanden vorzuweisen, umzubringen, oder wegzulegen. Nach eingerissenem Sittenverderben geschah das letztere ohne Unterschied von vielen Armen und Reichen. Jene machten sich dadurch von der Pflicht los, für den Unter-

Jungen, wir sind römische Ritter! und mit einemmale stürzten wir alle auf den grausamen Mann hin. Lentulus hieb dem Wütherich mit dem Schwert in die Hand. Helvidius versetzte ihm einen derben Streich in das Bein, ich nahm das Kind zu mir, und so gingen wir weg.

Galla. Und ich, kleiner Sieger, habe dir auch schon das Siegeskleid bereitet. (Sie zieht ihm das Kleid an.) Siehe doch, wie gefallen dir diese Blumen, dieser Purpurlappen?

M. Aurel. Wie gefall' ich dir, Vater?

Verus. Das Kleid ist schön; aber noch schöner deine That.

M. Aurel. (Mit verbissenem Unwillen zur Galla.) Sitzt es mir nicht ungleich auf den Schultern? — Die Ärmel, dünkte ich, wären zu weit. — Guckt mein abgetragenes Wams nicht hervor? — Lege doch die Falten hübsch in Ordnung, damit ich nicht ausgelacht werde.

Galla. Nun siehst du aus wie Cupido, nachdem er über die Psyche gesiegt hatte.

M. Aurel. Ich will meinen Spiegel zu Rath ziehen. (Geht ab.)

halt ihrer Kinder zu sorgen; diese setzten sich dadurch in den Stand, ihren wenigen Kindern eine desto grössere Erbschaft hinterlassen zu können. Viele solcher unglücklichen Kinder starben. Einige wurden aufgenommen und erzogen, und dann entweder als Knechte, oder wenn sie Mädchen waren, an Kupplerinnen verkauft. Andere wurden von Sklavenhändlern mit Fleiss zu Krüppeln gemacht, damit sie durch Betteley in der Stadt ihrem Herrn Geld und Brod zusammen bringen möchten.

Verus. Verzweifelst du noch an unserm Marcus?

Galla. Es scheint, als gefiel ihm das Kleid; aber ich fürchte, sein Wohlgefallen wird die untergehende Sonne nicht erleben.

Verus. Was sagst du aber zu dem Auftritte mit dem Sklavenhändler? Wie edel wird einmahl der Mann für die Menschheit fühlen, der als Knabe so tapfer zu handeln fähig war?

M. Aurel. (Kommt mit Cato's Bilde zurück.) Deine Toga kleidet mich schlecht.

Galla. Was hast du auszusetzen?

M. Aurel. Siehe da her, (er zeigt das Bild, und wirft das Kleid von sich.) Römerin, da hast du dein Kleid! Strafe deinen Sklaven damit, wenn es ihn jemals gelüstet, mehr als Sklave seyn zu wollen. Damit du mich aber nicht einen Undankbaren scheltest, (er geht gegen die Thür, nimmt seinem Sklaven das erbeutete Mädchen ab, und giebt es der Galla) so nimm zum Beweise meiner Dankbarkeit meine Beute hin. Halte sie gut, denn [sie ist die Beute eines jungen Römers, und des Sohnes des Annius.

Im achten Jahre seines Alters ward Marc-Aurel vom Kaiser zum salischen Priester ernannt, *) und beging das erstemahl die Feierlich-

*) Octavo aetatis anno in Saliorum Collegium retulit Capitolin. Anton, Ph. IV.

keit der heiligen Anzilien. **) Den Beschluss des Festes machte ein prächtiges Gastmahl in dem Tempel des Mars. Hier war Marc-Aurel am unrechten Orte und gab deutliche Merkmale seiner Unzufriedenheit von sich.

Erster Priester. Du nimmst wenig Antheil an unserm Vergnügen.

M. Aurel. Wir feyern ja das Fest des Kriegs-Gottes.

Erster Priester. Eben darum sey fröhliches Muths. Nicht einmahl von dem Pfau hast du genommen; erst gestern kam er aus Samos.

Zweyter Priester. Auch die phrygischen Hühner und die Austern von Tarent liessest du vorbegehen.

Dritter Priester. Und das köstliche Gericht von Thunfischen aus Chalzedo und die Muränen aus Tartessus berührtest du nicht.

Erster Priester. Höre, Marcus, auf diese Weise wirst du unserm Orden wenig Ehre machen, und der Kriegsgott —

M. Aurel. Wird sich meiner schämen, nicht wahr? (Er trinkt.)

**) Die Aucilien waren zwölf Schilde, welche von den Saliern (Priestern des Mars Gradivus) auf dem Palatinus verwahrt wurden. Am ersten März tanzten sie mit diesen Heiligthümern in voller Rüstung in der ganzen Stadt herum, und dieser durch mehrere Tage fortgesetzte Waffentanz hiess das Fest der Ancilien.

Dritter Priester. Nehmet ihm das Wasser und füllet ihm den Becher mit diesem edlen Rebensaft.

Vierter Priester. Oder mit Chierwein; er stärkt das Herz und gibt dem Geiste Munterkeit und Witz.

M. Aurel. Lasset mich, ich kann nicht mit euch gehen.

Zweyter Priester. Wohin?

M. Aurel. In den Tempel der Febris. Nicht wahr, ihr wollt euch heute vorbereiten zu dem Opfer, welches ihr morgen dieser Göttin bringen wollet?

Erster Priester. Ich verstehe ihn schon, unser Marcus ist noch ein Neuling, er fürchtet eine Gährung.

M. Aurel. Beym Jupiter! bald werde ich glauben, ich liege unter den Gästen der Circe. Erinnert euch doch der Mässigkeit unserer Väter.

Vierter Priester. Wir folgen ihrem Beispiele. Sie assen, tranken und gaben den Überfluss freygebig wieder von sich.

Dritter Priester. Der göttliche Vitellius ass und gab der Natur das Genossene siebenmahl des Tages zurück.

Zweyter Priester. Und der selige Claudius hob sogar die Sitzung der Richter auf, als er unsere Küche roch, kam in den Tempel, und überliess sich mit uns der Ebbe und Fluth des Weines, bis zu dem Aufgange des Lucifers.

M. Aurel. Reicht euer Gedächtniss nicht weiter hinauf? Habt ihr des Breyes und der Rüben unserer Väter schon vergessen? Wisset ihr nichts mehr vom Metellus und Curius?

Erster Priester. Welcher böse Genius legt dir die veralteten Namen dieser Sauertöpfe auf die Zunge?

M. Aurel. (Mit Unwillen.) Sie waren die Zierde dieser Stadt, da sie noch genug Kräfte hatte, Männer zu zeugen!

Erster Priester. Sie waren nicht recht klug.

M. Aurel. (Heftig.) Sie waren Römer!

Erster Priester. Traurige Mückenfänger, ohne Sitten und Lebensart.

M. Aurel. (Heftiger.) Der Schild des Herkules schütze dich! Hörest du nicht, was ich sage? Sie waren Römer.

Zweyter Priester. Lasset uns jetzt unsere Kronen dem Mars zuwerfen.

(Die Priester werfen ihre Kronen. M. Aurels seine fällt glücklich dem Mars auf das Haupt.)

Dritter Priester. Marc - Aurel! du bist glücklich, deine Krone gefiel unserm Gott!

Vierter Priester. Dein glücklicher Wurf scheint mir eine Vorbedeutung wichtiger Dinge zu seyn.

Der Vorsteher der Priester. Es ahndet mir etwas Grosses von dir; Mars wird dich mit einer Kaiserkrone belohnen. *)

M. Aurel. Wünschet nicht, dass die Ahnung des Vorstehers erfüllet werde, denn es könnte mich gelüsten, aus den Saliern Menschen zu machen.

Schnell waren Marc-Aurels Fortschritte in den ersten Anfangsgründen der Künste und Wissenschaften. Jetzt übergab ihn Verus berühmten Lehrern in der Dichtkunst und Wohlredenheit. Zu ernsthaft für die erstere, für die letztere zu redlich, erfüllte er nicht ganz die Erwartungen seiner Meister. Nie war ihm die Muse so günstig, dass er mit einem Gedichte in Apollo's Tempel, oder auf dem Platze des Trajan hätte auftreten können. Doch weil es seine Lehrer wünschten, wohnte er fleissig den Vorlesungen anderer Dichter bey. Einst las Cotta, ein junger Dichter, in dem Tempel des [palatinischen] Apollo einer zahlreichen Versammlung einen Lobgesang auf Augustus vor. Das Gedicht war elend und der Verfasser desselben musste sich die Misshandlungen gefallen lassen,

*) In Saliatu omen accepit imperii, coronas omnibus in pulvinar ex more jacentibus, aliae aliis locis haeserunt; hujus, velut manu, capiti Martis aptata est. Capit. am angef. O.

welchen sich schlechte, oder in den Künsten Beyfall zu erschleichen unerfahrene Dichter gewöhnlich aussetzten. Mitleidig ging Marc-Aurel nach Hause, und flocht einen Lorbeerkrantz für den Verlassenen Musensohn. Eben trug ihn der Sklave weg, als Messala zu Marc-Aureln hereintrat, und seinen Schüler fragte: «für wen bestimmest du diesen Lorbeer?»

M. Aurel. Für den Cotta.

Messala. Den heute ein Platzregen von Steinen von der Höhe des römischen Parnassus herabstürzte?

M. Aurel. Für eben diesen.

Messala. Der elende Dichterling dürfte sich mit deinem Beyfalle schmeicheln?

M. Aurel. Der Lorbeerkrantz wird ihn davon versichern.

Messala. Gute Götter! Wie konntest du an diesem armseligen Dinge Geschmack finden? Kastaliens heilige Quelle soll mir vertrocknen, und Hippokrene für mich nicht mehr fliesen, wenn in den gewählten Wörtern Harmonie der Töne, und in seinem ganzen Gesange nur der geringste Wohlklang, nur ein Funke poetischen Feuers zu finden war.

M. Aurel. Ich weiss es den Musen Dank, dass mein Ohr noch nicht so sehr verzärtelt ist; ich würde eine der grössten Schönheiten des Gedichtes nicht bemerkt haben.

Messala. Schönheiten in einem Gesange, in welchen die Ideen schlecht verbunden, wie Fieberträume unter einander schwärmten?

M. Aurel. Gerade das machte die Ode zum Meisterstück.

Messala. Dem Ordnung und Einheit fehlte?

M. Aurel. Und fehlen musste, damit es dem Gegenstande, den es besang, vollkommen ähnlich wurde.

Messala. Beym Apollo! ein Lobgesang auf den göttlichen August, ohne Ordnung, Einheit und Plan?

M. Aurel. Wundere dich doch nicht über etwas, das der Natur der Sache so gut angemessen ist. War wohl Augusts Leben etwas anders, als ein schleichendes und abwechselndes Fieber? Ohne Seelengrösse, ohne Muth, ohne Plan, Festigkeit und Kraft war er das beständige Spiel des Zufalls und der Umstände, denen er alles, was er war, zu verdanken hatte. Nun diesen schwachen August besang Cotta's Gedicht; die darinn herrschende Unordnung und Verwirrung zeichnete ihn nach dem Leben, und in dieser Rücksicht war sein Gedicht unverbesserlich.

Messala. Ich kenne die Sprache deines Pädagogen. Wird dir aber Euphorion auch jemahls zu der Ehre helfen, mit einem Epheukranz deine Schläfe umwunden zu sehen?

M. Aurel. Wenn bekümmerte ich mich um diese Ehre?

Mes-

Messala. Warest du nie bey dem Grabmahle der Scipionen?

M. Aurel. Was willst du damit sagen?

Messala. Sahest du die Statue des Ennius?

M. Aurel. Ich verstehe dich. Aber ich sahe auch die Statue des Scipio, und muss bekennen, dass ich über den Anblick des Helden des Dichters gänzlich vergass.. Höre meine wahren Gesinnungen, Messala. Die Götter versagten mir eine Dichterseele, und ich werde desswegen mit ihnen nicht zanken. Bescheiden will ich meine Leyer in dem Tempel der Musen niederlegen und anstatt nach Worten zu haschen, die zur Leyer passen, mich um den Rythmus und die Musik der wahren Lebenskunst bewerben. Ich will mich der Wissenschaft widmen, welche die Menschen lehret so zu leben, dass ihre Thaten ihre Lobredner werden; und so zu sterben, dass sie die Thränen ihrer Zeitgenossen, denen sie gutes gethan, nicht die Trauer - oder Loblieder der Dichter unvergesslich machen,

Messala. Wie du doch alles überspannest! Wer lehret diese Wissenschaft mit mehr Grazie, als die Dichter?

M. Aurel. Davon habe ich durch drey Jahre noch keinen Beweis gehört.

Messala. Wozu noch Beweise, da Horazens und Juvenals geistvolle Schriften in deinen Händen sind? Fühltest du nicht selbst mit innigem Wohlgefallen den muntern Scherz, die ge-

drängte Stärke und den männlichen Eifer für die Tugend, der die Gesänge des erstern belebt? Bewundertest du nicht oft selbst die edle Grösse und die ruhige Verachtung, mit welcher der letztere die verkehrten Sitten seiner Zeiten geisselt?

M. Aurel. Gut, so will ich ihre Schriften studieren. Muss ich aber darum selbst Dichter werden, selbst Verse schmieden?

Messala. Warum nicht, wenn du Nutzen dadurch schaffen kannst.

M. Aurel. Nutzen

Messala. Setzte nicht Lucils ernsthafte Muse das verderbte Rom in Furcht? Sah nicht die Tugend mit sittsamer Freude in Horazens Gemälden ihre göttliche Gestalt? Glich nicht Juvenals mächtige Strafruthe der Keule des Herkules, mit der er die furchtbaren Ungeheuer und wüthenden Tyrannen der Vorwelt erschlug?

M. Aurel. Diess alles in meine, oder, wenn du willst, in meines Pädagogen Sprache übersetzt, heisst: Lucil, Horaz und Juvenal waren Weise und lehrten Tugend. Es ist löblich, dass sie sie in Versen lehrten; aber die Sprache der Tugend ist in sich selbst so schön, dass sie auch dann, wenn sie an kein Silbenmaas gebunden und von allem Dichterschmuck entblösst erschallet, Herzen, die für sie empfindlich sind, rühret und allmächtig dahin zieht. Die Schüler des Lasters verachten sie, sie mag bloss, oder in dem ehrwürdigen Schleyer der Musen vor ihnen erscheinen. So

blieben Octavius und Mäcenäs Weichlinge, ungeachtet Horazens tugendhafter Muse; und Domitian blieb ein Bösewicht, ohne die Geissel des Juvenals zu fürchten oder zu fühlen.

Einige Monate darnach.

Marc - Aurels Studierstube.

Marc-Aurel. Fronto. (Der eine Lobrede auf Alexander den grossen liest.)

Fronto. Den Perioden mangelt die gehörige Rundung, — zu wenig Feinheit und Schwung in den Gedanken, — der Ausdruck schleppend. — Gut, dass Alexander todt ist; er würde sich eine Lobrede von Marc-Aurel durch ein Edikt verbitten.

M. Aurel. Und doch hatte dieser Held die Alexandriade des Chörilus mit einigen tausend Philippen bezahlt.

Fronto. Aber auch mit eben so viel Ohrfeigen. *)

*) Alexander besuchte das Grab des Achilles, pries diesen Helden glücklich, dass er einen Homer zum Sänger seiner Thaten gefunden, und wünschte sich einstens auch einen zu finden. Ein paar Jahre darauf both sich ihm Chörilus zum Homer an, und Alexander kam mit ihm überein, ihm für jeden guten Vers seiner Alexandriade einen Goldgulden, aber auch für jeden schlechten eine

M. Aurel. Die verdiente der Lügner Chörilus, weil er den kleinen Alexander gross machen wollte. Hast du in meiner Lobrede eine Lüge gefunden?

Fronto. Auch ohne Lüge könnte sie mehr Schmuck und Reichthum der Gedanken haben.

M. Aurel. Und woher den Stoff nehmen?

Fronto. Sonderbare Frage bey Alexandern, dem schon die Verehrung mehrerer Jahrhunderte den Namen des grossen bestätigt.

M. Aurel. Erst neulich lass ich sein Leben mit Euphorion; aber beym Jupiter! trotz den Thränen des Cäsars, *) und den Lügen des Curzius, trägt sein Name den Fluch der Menschheit und den Abscheu der unterjochten Völker. Hättest du mir zum Gegenstande meiner Rede anstatt dieses Helden der Eitelkeit und des Hochmuths einen Helden der Tugend aufgestellt, vielleicht hätte ich mehr geleistet; so aber, sage selbst, wärest du fähig eine Lobrede auf den Tiberius oder Nero zu machen?

Maulschelle zu geben. Chörilus ging den Handel ein, und schrieb zwanzig bis dreyssig tausend Verse. Bey der Vorlesung derselben bekam er einige wohlverdiente Goldgulden, aber auch so viele Maulschellen, dass er noch vor dem letzten Gesang seinen Geist aufgab. Wenn es wahr ist!

*) Als Cäsar noch in seiner Jugend das Leben des Alexanders las, sagte er mit Thränen in den Augen: „ach! Alexander hatte in meinem Alter bereits Königreiche erobert, und ich habe noch nichts denkwürdiges gethan.“

Fronto. Warum nicht? Ich würde Stoff genug finden, und wo dieser mangelte, von der Dichtkunst Hülfe borgen.

M. Aurel. Wüsste ich nicht, **Fronto**, wie werth deinem Herzen Wahrheit und Redlichkeit sonst ist; ich würde dich von diesem Augenblick an verabscheuen: so aber schätze ich dich, und verachte nur die Kunst, die mich lehren soll, meine Zeitgenossen zu belügen, und künftige Generationen zu täuschen.

Fronto. Nimm doch die Sache nicht so strenge, lieber **Marcus**, so lange die Menschen angenehme Täuschung lieben, und den schönen Lügen eines Redners mehr, als den wahren, tiefgedachten, aber trockenen Axiomen der Weisen glauben; so lange kannst du, als künftiger Weltmann, die Wohlredenheit nicht leicht entbehren. Hast du nie in Gesellschaften bemerkt, wie sich alles um einen Redner, der die Kunst besitzt, mit glatten Worten zu sprechen, herumdrängt? Ritter, Patrizier, Senatoren, sogar Matronen, die nicht nur über das Herz, sondern auch über den Geist ihrer Männer und über das Schicksal des römischen Verdienstes Meisterinnen geworden sind, lassen den ernstesten Wahrheitsforscher im Winkel stehen, gehen dem Redner zu, und berauschen sich auf eine angenehme Art bey dem Strome seiner schönen Worte. Die berühmtesten Staatsmänner haben ihre glänzende Grösse mehr ihrer Zunge als ihrem Kopfe zu verdanken; und wenn die Phan-

tasie der Dichter den Göttern das Daseyn gab; so sind es die wohlklingenden Worte der Redner, denen sie ihre Tempel, Altäre und Opfer schuldig sind. So ist es immer nur der Schönsprecher, der sich der despotischen Herrschaft über die Herzen der Menschen bemächtigen kann.

M. Aurel. Und ich soll mich einer Wissenschaft widmen, welche die Menschen so sehr erniedriget; sie an dem Gängelbände schöner Worte in dem Labyrinthe der Täuschung herumführet? Fronto, hilf mir ein rechtschaffener Mann werden, denn nie wirst du einen Redner aus mir machen.

Fronto. Glück für Rom, dass einst ein Weib zu sprechen wuste.

M. Aurel. Du meinst die Mutter des Coriolan; die sprach rührend ohne Wortgepränge, ohne Schmuck, und entwaffnete doch ihren gegen das Vaterland aufgebrachten Sohn. So überflüssig ist die Kunst, wenn Vaterlandsliebe in der Brust brennt; oder wenn das Herz für die Wahrheit eingenommen, wider die Ungerechtigkeit erbittert ist; oder wenn es gerührt ist von dem Elende des Leidenden, oder von den Klagen der gekränkten Unschuld. Die Ausdrücke der Natur thun dann mehr Wunder, als die Ausdrücke der Kunst, die den Redner nur lehrt Dinge vorzutragen, von welchen er oft selbst nicht überzeugt ist, sie mit Gründen zu unterstützen, die er nicht fühlt, Empfindungen zu

lügen, die er nicht kennt, und Leidenschaften zu äussern, von welchen er nicht gerührt ist.

Fronto. Und doch ist es bloss ein Verdienst der Redekunst, dass Cicero, Hortensius und Plinius durch ihre meisterlichen Reden so viele Unglückliche mit dem Schicksale ausgesöhnt, und vielen Gerechtigkeit verschafft haben, die fest überzeugt waren, Rom habe den Tempel der Themis verschlossen und die Gerechtigkeit aus seinen Mauern verbannt.

M. Aurel. Es war ein Verdienst ihres Herzens, dass des Enthusiasmus für die Gerechtigkeit voll war. Übertrage mir einmahl die Vertheidigung eines deiner Klienten, von dessen Unschuld du überzeugt bist; und du sollst sehen, ob das kunstlose Herz nicht der beste Redner ist.

Fronto. Kennest du den Julius Celer, des berühmten Feldherrn Julius Severus Sohn?

M. Aurel. Ich bemerkte ihn neulich im Theater, als der Brutus des Mamurius aufgeführt wurde. Er muss ein herzhalter Mann seyn, denn er beklatschte jeden republikanischen Gedanken des Verfassers.

Fronto. Er hat um die Quästur angehalten.

M. Aurel. Und wird sie ohne Zweifel erhalten.

Fronto. Vielleicht, wenn er sie weniger verdiente.

M. Aurel. Hat er das erforderliche Alter noch nicht?

Fronto. Er hat das zwanzigste Jahr vollendet, aber vor zwey Monathen heftete er in dem Tempel des Caligula an die Statue dieses Kaisers eine Tafel an, mit der Inschrift: armes Rom! auf deinen Hügeln trägst du den Tempel deines Henkers; aber kein dankbarer Stein zeigt uns das Grab deines Wohlthäters Chäreas. Man hat ihn dem Kaiser verdächtig gemacht, er ward abgewiesen und des Majestätsverbrechens angeklagt. Getrauest du dich, seine Vertheidigung zu übernehmen?

M. Aurel. Wenn du mir für diesen besondern Fall bey dem Senat den Erlass der Jahre bewirkest, so wisse, dass der Stoff für mich ganz gemacht ist.

Fronto. Diesen werde ich dir bewirken.

M. Aurel. Nun so lebe wohl. Ich will dir zeigen, dass, wenn auch Alexander, der tollkühne, eine Lobrede von mir durch ein Edikt sich verbeten hätte, doch Alexander, der rechtschaffene Mann, eine Vertheidigung von mir nicht würde ausgeschlagen haben. — Der Gerichtstag?

Fronto. Ist der funfzehnte Julius.

M. Aurel. Also nach sechs Tagen.

Das römische Forum.

Senat und Volk. Marc-Aurel.

Einige von dem Volk. Sehet doch! der Junge wird sprechen.

Andere. Schon besteigt er die Rostra.

Andere. Stille! Er fängt zu sprechen an. St! wir wollen ihn hören.

M. Aurel. Ich fordere euch zur Gerechtigkeit auf, und so habe ich keinen Vorwurf zu fürchten, dass ich voll des Vertrauens auf eure Nachsicht, Quiriten, zu jung für das männliche Kleid, in der Toga prätecta diese ehrwürdigen Rostra bestieg. Zur Ehre Roms und zu dem Ruhme seines Volkes fange ich meine Rede mit dem freudigen Geständniss an, dass die heutigen Römer kaum mehr der lallenden Stimme des Knaben bedürfen, um ihre Gerechtigkeitsliebe dem Unterdrückten zum Heil, dem Bösewicht zum Schrecken wirken zu lassen.

Einige von dem Volk. Der Junge spricht wie ein Mann!

Andere. Wie schön männlicher Ernst auf der Stirne des Knaben glänzt! — Er fährt fort zu sprechen!

M. Aurel. Der wohlthätige Strom der Zeiten wälzte den Greuel des Verderbens schnell mit sich fort, den unsere Väter gesehen haben, und unsere

Nachkommen nicht mehr glauben werden. Räuber der Gewalt sassen damals auf dem Richterstuhle der Billigkeit, und sprachen über Leben und Tod. Gerechtigkeit und Gesetze lagen begraben unter den traurigen Trümmern alter römischer Freyheit. Mörder befleckten mit dem edlen Blute römischer Bürger den Rock der Ehre, den die Tugenden der Väter des Vaterlandes geschmückt hatten. Muth für das Vaterland ward der Gegenstand des öffentlichen Gelächters, Bürger und Ritter verkauften Treue und Glauben, Verräther boten die Freyheit für Gold feil, die Tugend ward von ihren Aufsehern verrathen, und Laster, die sonst in der ihnen verwandten Finsterniss lagen, scheueten das Licht der Sonne nicht mehr und verblendeten die Augen der Söhne der Römer.

Volk. Schreckliche Zeiten! Dank sey den Göttern, dass sie vorüber sind.

M. Aurel. Höret mich, Römer, denn ich fordere euch heute zur Gerechtigkeit auf. Sie sind nicht mehr die schrecklichen Tage der Thränen und des Bluts, in welchen Tyrannen die Wölfe in den Wäldern Italiens im ruhigen Besitze ihrer Höhlen liessen, aber eure Mütter aus ihren Betten heraussissen, und sie entweder zur Schlachtbank führten, oder den wilden Thieren vorwarfen, eure Väter aus ihren Häusern jagten, und ihnen kein Strohdach vergönnten, das sie gegen die Rauhigkeit der Luft hätte beschützen, keine Höhle, die sie vor der alles ausspähenden Mordsucht der Henker hätte ver-

bergen können. Blass, mit eingefallenen Augen und erstorbenen Lippen, von seufzenden Weibern und nach Brod lallenden Kindern umgeben, irrten damals eure Ahnen unter den Pallästen ihrer Unterdrücker herum. Glorreich hatten sie in ihrer Jugend für die Gräber ihrer Ahnen und ihre Hausgötter gefochten, hatten mit den Waffen in der Hand den ehrenvollen Tod für das Vaterland gesucht; nun schwelgte ein Tyrann von ihrem Blute, und die Früchte ihres Fleisses wurden der Lohn seiner Buhlerinnen.

Volk. Weg mit diesem schaudervollen Bilde! Jüngling, du erschütterst unsere Herzen! Schweig!

M. Aurel. Nein, Römer, ihr müsst mich hören, der Geist eurer in ihrem Blute erstickten Ahnen spricht aus mir, und fordert euch heute zur Gerechtigkeit auf. Ich will fortfahren, jene Tage des allgemeinen Jammers zu schildern; doch ihr habt sie nicht vergessen! Erst vier und neunzig Jahre sind seit dem glücklichen Tage verflossen, an welchem das abscheulichste Ungeheuer, das jemals innerhalb dieser Mauern wüthete, durch die Hände eines Römers fiel. Mein Vater und meine Lehrer nannten und schilderten jene Zeiten, wenn sie mir beschreiben wollten, was Laster und Unmenschlichkeit sey. Und wenn ich dann nicht glauben konnte, dass ein Mensch, dass ein Römer solcher Abscheulichkeiten fähig sey, so zeichneten sie mir den Cajus Caligula. Ihr wisset die Thaten dieses Ungeheuers noch, lebhaft schweben sie vor

euren Augen, denn eure Grossväter haben sie euren Vätern mit Thränen erzählt, und von diesen habt ihr gehört: wie schändlich in dieser Stadt Cajus Caligula in der Gesellschaft eines syrischen Schauspielers und eines egyptischen Possenreissers die Ehre, das Leben und die Güter der Bürger verschwendet hatte. Wie dieser gekrönte Würger, der Märkte, des Circus und der Schaubühnen überdrüssig, die Häuser der Überwinder und Beherrscher der Welt zusammengeworfen, um auf ihrem Schutte und den darunter begrabenen Gebeinen der Römer Thiergefechte und Spiele aufzuführen. Wie Blutvergiessen, Mord und Leichen das tägliche Schauspiel eurer Grossväter war, dem sie noch lächelnd und mit froher Miene zusehen mussten, wenn sie anders dem Muthwillen des Wütherichs und seiner Gehülften entinnen, euren Vätern, und durch diese euch das Daseyn und ein Vaterland geben wollten. Wie der Donner erscholl in den Ohren eurer ehrwürdigen Ahnen sein Wunsch, und ich weiss, eure Väter haben ihn euch mit gerunzelter Stirne, mit grossen Augen und bebenden Lippen wiederholt, den die Menschheit lästernden Wunsch des Caligula. — O vergesst diesen Namen nicht! es ist der Name eines grossen Bösewichts. — Caligula hiess der Römer, der fähig war zu wünschen: möchte doch das römische Volk nur einen Kopf haben, damit ich ihn mit einem einzigen Hiebe von seinem Rumpfe trennen könnte. — Ca-

ius Caligula hiess er, und war der Kaiser eurer Vorfahren.

Volk. Nenne ihn nicht mehr! Er war ein Tyrann, ein Bösewicht.

Andere. Bey den Schutzgöttern dieser Stadt! sein Name komme nicht mehr über deine Lippen!

Andere. Chäreas hat ihn ermordet!

M. Aurel. Ja, Chäreas hat ihn ermordet und ihm gezeigt, dass das römische Volk nicht mehr als eines Armes bedarf, um die Tyranney zu vertilgen. Aber Chäreas machte sich dadurch des Verbrechens des Brutus schuldig.

Volk. Chäreas war ein grosser Mann!

Andere. Chäreas war ein muthiger Römer!

Andere. Sprich uns vom Cassius Chäreas!

M. Aurel. War diess die Stimme der Römer? O wo brachte euch euer Eifer hin! Ihr preiset den Chäreas, und da ich euch heute bloss zur Gerechtigkeit auffordern wollte, muss ich euch des Majestätsverbrechens anklagen. Habt ihr vergessen, dass Chäreas der Meuchelmörder des Kaisers war?

Volk. Chäreas war Roms Wohlthäter, er starb unschuldig, aber gross.

Andere. Von ihm wollen wir hören, vom Chäreassprich uns, oder verlasse die Rostra.

M. Aurel. (Winket. Der Angeklagte wird hereingeführt.) Was soll ich euch von ihm sagen? Sehet, dort

wird einer in die Versammlung gebracht, der euch ziemlich laut vom Chäreas sprach! Sehet ihn, der edle Jüngling trägt das Kleid des Schuldigen, weil er Proben abgelegt hat, dass der Geist seiner Väter in ihm lebt. Er ist es, der neulich mit der Seele eines Römers in dem Tempel des Kaisers, den ich euch nicht mehr nennen soll, schrieb: armes Rom! auf deinen Hügeln trägst du den Tempel deines Henkers; aber kein dankbarer Stein zeigt uns das Grab deines Wohlthäters Chäreas. Diess schrieb Julius Celer; und ich soll euch vom Chäreas sprechen? Hier auf dem nämlichen Platze, wo ich zu euch rede, Quiriten, hier ward er des Majestätsverbrechens angeklagt, weil er den Kaiser, den ihr mir zu nennen verboten, einen Henker; den Chäreas, den ihr selbst einen grossen Mann und muthigen Römer nanntet, Wohlthäter genannt, und einen dankbaren Stein auf sein Grab gewünscht hatte. Wollt ihr noch vom Chäreas hören?

Volk. Julius Celer ist unschuldig!

Andere. Der Prätor und der Senat soll ihn lossprechen!

Andere. Lasset ihm ein weisses Kleid anziehen, er ist unschuldig!

M. Aurel. Eben diesem Julius Celer, den ihr jetzt für unschuldig erkläret, habt ihr die Quästur versagt. Ihr habt der Wunden seines Vaters vergessen, denen ihr es zu verdanken habt,

dass Grossbritannien der römischen Gewalt noch unterworfen ist. Ihr habt vergessen, dass nur Abscheu vor Tyranny und Verehrung der alten Grossmuth der Helden des Vaterlandes, den Julius Cæsar verleiten konnte, den Kaiser, dessen Name nicht mehr über meine Lippen kommen soll, einen Henker, und den Chæreas einen Wohlthäter Roms zu nennen. Ihr habt vergessen, dass dieser Abscheu und diese Verehrung das grösste Verdienst eines jungen Römers ist. O wenn ihr wünschet, dass der Geist eurer grossen Vorfahren in euren Söhnen wieder erwache, so lasset euch ja nicht durch übereilte oder neidische Anklagen verleiten, junge Männer von den Ämtern des Staates auszuschliessen, die sich fähig fühlen, denselben Ehre zu machen. Belohnet und verehret das Verdienst der Väter auch in ihren Söhnen noch, öffnet ihnen die Laufbahn der Ehre, wenn schwarze Verleumdung, oder falsche Deutung ihrer ruhmwürdigen Handlungen sie ihnen zu verschliessen droht. Ermuntert sie zur Nachahmung ihrer Väter dadurch, dass ihr ihnen Beyfall und Segen zurufet, wenn sie als Römer handeln. So wird eure Gerechtigkeitsliebe die Freyheit schützen, die geschützte Freyheit wird eure Söhne zu römischen Tugenden anspornen. Ihre Tugenden werden euch daheim glücklich, den Fremden ehrwürdig, den Feinden der römischen Grösse furchtbar und unüberwindlich machen. — Edles Volk! ich sehe, du bist gerührt, das Gefühl der Billigkeit durchdringt dein

Innerstes. — Freue dich Julius Celer! deine Richter sind noch Römer.«

Julius Celer ward Quästor und Marc Aurels Freund.

Die Spiele der Kinder zeigen, was sie werden können; die Spiele der Nationen, was sie waren; in den Spielen einer Nation lebt ihr Geist noch fort, wenn er in der Nation selbst schon erstorben ist. Roms Einwohner, jetzt mehr von dem Geiste ihrer Mütter beherrscht, hatten keine Nerven, keine Seelen, kein Vaterland mehr; aber die Kampf- und Fechtspiele ihrer Väter belustigten sie noch, und zwar um so mehr, je gefährlicher das Spiel und je schrecklicher die Gefahr schien, je mehr eine heisse Ruhmbegierde selbst Sklaven und Verbrecher stark genug machte, Wunden und Tod zu verachten.

Der Philosoph, gewöhnt in seiner Höhle oder in seinem Pallaste sich Menschen zu mahlen, die nicht sind, und sie nach dem zu richten, was sie nach seinen Träumen seyn sollten, trägt nicht das geringste Bedenken, die Römer, der Empfindung nach, den Bestien, mit denen sie Menschen fechten liessen, zuzuzählen, indess der feinere Beobachter, der die Menschen nimmt, wie sie sind, in den Begriffen der Römer von der Herrschaft

schaft des Menschen über sein Leben, in den Bedürfnissen des Staates, und in den Grundsätzen ihrer Politik Gründe aufsucht, ihre blutigen Schauspiele zu entschuldigen. Eine mit Menschenblut erkaufte Grösse, eine auf den Todtengebeinen der Erschlagenen gegründete Sicherheit kann nur durch eine stets fertige Bereitwilligkeit zu würgen und Blut zu vergiessen erhalten werden. Das Volk wäre unter einem milden, zur Weichlichkeit lockenden Klima, in einer üppigen Hauptstadt, wo selbst die Wollust ihre Tempel hatte, geschwind entnervt worden; hätten nicht häufig gegebene Fechtspiele den kriegerischen Geist, und der Anblick des tapfern Fechters, dem kein Seufzer entfuhr, der keine Miene verzog, den Schmerz verbiss, in seiner Lage blieb, und schon ganz zerhauen zu seinem Herrn schickte und fragen liess, ob er noch etwas zu befehlen habe, das Bild des Kriegers lebhaft in der Seele des Römers erhalten. Verbrecher und Sklaven, welche die Gesetze der Consuln, und nach dem Untergange der Freyheit, die bösen Launen der Cäsarn zum Thierkampfe verurtheilten, sollten selbst in ihrem Tode für das allgemeine Wohl nicht ganz verloren gehen, sondern ihre Schuld mit Beyspielen des Muthes bezahlen.

Aus diesem Gesichtspunkte stellte Euphron seinem Zöglinge die Fechtspiele vor, und sein herrschender Hang zur Strenge mahlte ihm dort nachahmungswürdige Proben der Tapferkeit und der Verachtung des Schmerzes vor, wo er sonst

nur Auftritte der unmenschlichsten Grausamkeit mit Erbitterung und Abscheu würde gesehen haben.

Was die Spiele des Circus im Grossen, das waren die Ritterübungen im Kleinen. Wie dort die gesoldeten Kutschen, Ringer, Läufer und Fechter, eben so waren hier die jungen Ritter bey ihren Übungen in Partheyen getheilt, die sich durch eigene Namen und Farben der Kleider unterschieden, durch Eifersucht und Hass von einander getrennt, gegenseitig verfolgten. Ohne Solons Maxime zu würdigen, der, um den Atheniensern einen Character zu schaffen, denjenigen für ehrlos erklärte, der bey einer Empörung sich für keine Parthey erklären würde, wusste Euphoriön dem Character des Jünglings Bestimmtheit und Festigkeit zu geben, und Marc-Aurels dankbares Bekenntniss: dass er von seinem Lehrmeister gelernt habe, auf der Reithahne weder Prasianer, noch Veneter zu seyn, und auf dem Fechterplatze sich weder für die Thracier noch für die Sekutoren *) zu er-

*) Die Wagenrenner (quadrigarii) waren anfangs in vier, zuletzt in sechs Partheien oder Factionen getheilt. Sie unterschieden sich durch die Farbe ihrer Kleidung, deren jede ihre eigene Bedeutung hatte. Die röthliche stellte den Sommer, die weisse den Winter, die hellgrüne (prasina) die Erde, die wasserblaue (veneta) den Himmel vor. Diejenige Parthey, für welche sich der Kaiser und der Hof erklärten, stand vor den übrigen im grössten Ansehen, und hatte nicht selten in die wichtigsten Angelegenheiten des Staates beträchtlichen Einfluss. Das beliebteste Fechterspiel war der Kampf des Retiarius mit dem Secutor; nackend und nur mit einem Unterkleide versehen, hielt der erstere in der rechten Hand ein Netz, das er seinem

klären, macht dem weisen Erzieher mehr Ehre, als dem übermüthigen Triumvir das erkaufte Lob des mantuanischen Genies.

Marc-Aurel erschien wieder auf dem Campus Martius. Das Wettrennen nahm den Anfang, und unser Ritter war der erste am Ziele. Noch erscholl das Jubelgeschrey über seinen Sieg, als er wechselsweise das Haupt jeder Parthey zum Ringen herausforderte, und einen nach dem andern zur Erde hinstreckte. Unter der Begleitung und dem glückwünschenden Zurufe der Ritter trat er ab. Kaltblütig ging er seinen Weg fort, als käme er so eben aus seiner Studierstube, um in der freyern Luft neue Kräfte zum Denken zu holen. Jetzt ging der Zug hin an dem Ufer der Tiber durch die cäli-schen Gärten, wo sich täglich eine zahlreiche Jugend im Schwimmen übte. Eben ward ein Knabe der Raub des Wassers, und sein älterer Bruder, der zur Rettung hinzueilte und den Knaben erhaschte, schon nahe an dem Lande von der Gewalt des Stromes mit seiner Beute fortgerissen und verschlungen. Schneller stürzt nicht der feurige Liebhaber den süßen Umarmungen seiner Braut entgegen, als

Gegner über den Kopf zu werfen, und ihn damit niederzureissen trachtete; in der linken eine dreyzackigte Gabel, womit er den Überwundenen tödtete: der letztere war ein Fechter, mit Helm, Schild und Schwert zum Kampfe gerüstet. Die Thracier, die nur Schild und Dolch führten, fochten mit den Myrmillonen. Diese waren ganz geharnischte Gallier, die sich durch Krümmen und Bücken zu retten suchten, aber meistens der Stärke und Gewandheit ihrer Gegner unterliegen mußten.

Marc-Aurel jetzt seine Toga wegwarf, und in die Tiber sprang, um die zwey Unglücklichen zu retten. Gefahrvoll war sein Kampf, aber glänzend sein Sieg, als er jetzt mit seiner edeln Beute, die er dem Rachen des Todes entrissen hatte, zurückkam, als er jetzt die Kinder dem am Gestade des Flusses stehenden Vater hinstellte, und dieser mit aufgehobenen Händen dankte und sprach: »Dank sey der Vorsicht, edler Ritter, die in der Gefahr über dich wachte!«

M. Aurel. Und nicht auch Dank für die Rettung deiner Kinder?

Vater. Ihr Verlust wäre mir erträglich gewesen, denn nie betrachtete ich sie als mein Eigenthum.

M. Aurel. Wie denn?

Vater. Als das Eigenthum der Natur.

M. Aurel. Du wärest also bey einem Verluste gleichgültig geblieben, den selbst das Thier empfindet, und der viele Väter schon zu Tode gekränkt hat?

Vater. Nicht gleichgültig, aber ruhig. Oder hätte es etwas geholfen, wenn ich mit dem Eigensinne des Schicksals hätte zanken wollen?

M. Aurel. Ich habe dir also mit der Rettung deiner Kinder keinen grossen Dienst gethan?

Vater. Ein König hätte mir keinen grössern und angenehmern leisten können.

M. Aurel. Mit der Rettung dieser Kinder der Natur, die nicht dein Eigenthum sind?

Vater. Durch deinen Muth, durch deine kühne Verachtung des Todes.

M. Aurel. Daran liegt dir mehr als an dem Leben der Kinder?

Vater. Allerdings, die Kinder gehören nicht mir, aber mir gehöret die Tugend.

M. Aurel. Ein sonderbarer Mann!

Vater. Scheine ich dir so?

M. Aurel. Dein Name?

Vater. Diognet.

M. Aurel. Diognet? Diesen Namen hörte ich noch nie. Wer bist du?

Diognet. Mensch.

M. Aurel. Das sehe ich.

Diognet. Und hundert deines gleichen sehen es nicht; und doch bin ich nichts mehr.

M. Aurel. Nun verstehe ich dich, du bist ein Philosoph.

Diognet. Ich war nie bey Hofe.

M. Aurel. Sind die Philosophen dort zu Hause?

Diognet. Weisst du nicht, wie Hadrian seine Tischfreunde nennt?

M. Aurel. Kennst du mich?

Diognet. Wenn du ausser einer glücklichen Maschine mit guten Anlagen, Mensch zu werden, noch mehr bist, so sage es mir.

M. Aurel. Wo siehest du diese Anlagen?

Diognet. In deiner heutigen Handlung.

M. Aurel. Sie hat also deinen Beyfall?

Diognet. Ich habe heute noch keine bessere gethan.

M. Aurel. Hältst du sie auch für eine belohnungswürdige Handlung?

Diognet. Jede gute Handlung bringt ihren Lohn schon mit sich.

M. Aurel. Wenn ich ihn aber von dir forderte?

Diognet. Würdest ihn umsonst fordern.

M. Aurel. Weisst du schon, was ich fordern werde?

Diognet. Genug, dass ich weiss, dass mein Vermögen unter jeder, aber auch über jede deiner Forderungen ist.

M. Aurel. Du sollst mir nicht ausweichen; ich fordere nichts anders zum Lohne, als dass du mich nach Hause zu meinem Vater begleitest.

Diognet. Wirklich eine bescheidene Forderung. Aber was soll dir meine Begleitung? Was soll ich in deinem Hause? Wer ist dein Vater?

M. Aurel. Ein Römer.

Diognet. Sonst nichts?

M. Aurel. Sagt dieser Name nicht schon alles? Komm, und sieh das Übrige selbst.

Und nun fasste Marc-Aurel den Weisen mit einer, den jüngern Knaben mit der andern Hand, und setzte mit der ihm folgenden Schar der jungen Ritterschaft freudig seinen Weg nach seines Vaters Hause fort.

Zimmer des A. Verus.

Galla. Verus. Hernach Marc-Aurel mit Diognet und seinen Kindern.

Galla. Die Ritterübungen sind gewiss schon zu Ende. Mir wird bange um den Jungen.

Verus. Besorge nichts Arges; gewiss ist er auf der appischen Strasse irgendwo bey einem Grabmahle, oder in dem Pappelhain des Augusts. Seitdem er die Dichter liest, schwärmt ergern mit weinenden Genien bey den Gräbern, oder mit den Dryaden in Wäldern, Hainen und Büschen.

Galla. Glückliche Schwärmerey, die ihn für die schöne Natur empfindlich macht. Wäre sie eine Wirkung des Lesens der Dichter, meine ganze Dichterbibliothek würde ich ihm zum Geschenke bringen. So aber weiss ich, dass er sie nicht liest.

Verus. Dann ist es gewiss meine Galla, die ihn in ihre Huldgöttin verliebt gemacht hat.

Galla. So etwas ähnliches könnte es seyn. Durch den ganzen letzten Monat besuchte ich täglich mit ihm die salustianischen Gärten. Bey der Grotte der Egeria blieb öfters der Junge in angenehmer Betäubung stehen; trat dann hinein in die Grotte und horchte dem Rauschen der fallenden Fluthen zu. Wenn ich ihn fragte: »gefällt dir diese grosse, herrliche Naturscene?« hörte er

mich nicht; und wenn ich ihm sagte: »siehe, Kna-
 »be! so stürzen unsere zum Genusse bestimmten
 »Tage des Lebens dahin;« antwortete er nicht,
 aber eine melancholische Thräne glänzte in seinem
 Auge. Erst dann, wenn wir schon weit von der
 Grotte entfernt, dem prächtigen Tempel der Ve-
 nus nahe kamen, sahe er noch einmahl zurück und
 sprach: »o Galla! göttlich war der Anblick! —
 »Er durchdrang mein Innerstes.« Hier benutzte
 ich die Stimmung seiner Seele und erzählte ihm,
 wie weislich die Lehrer und Wohlthäter der Men-
 schen aus den rauschenden Städten flohen und die
 Einsamkeit suchten, wo sie der Natur erhabene
 Pracht entzückte, ihre Seele sich den Betrachtun-
 gen weihete, im leuchtenden Spiegel der Weisheit
 die wahre Gestalt der Dinge sah, und hoher Ahn-
 dungen voll in das Reich der Götter blickte. »Fah-
 »re fort,« sprach er. — Dann mahlte ich ihm die
 von den Wohnplätzen der Menschen weit entlege-
 nen Eichenwälder, in welchen die Druiden ihre
 Schüler unter geheimnissvollem Schleyer die Göt-
 ter kennen lehrten. Die Höhle des Empedo-
 kles auf dem Ätna, wo ihn die Trümmer der Ver-
 gangenheit aller Dinge, die unter ihm waren, ver-
 gessen machten. Die Grotte des Pythagoras
 bey Samos, deren heiliges Dunkel mit den maje-
 stätischen Aussichten von einer Seite auf die herab-
 stürzenden Felsen, von der andern auf die von
 Sturmwinden hoch aufgethürmten Wasserwogen
 des Ägäischen Meeres ihn in seinem Tiefsinne un-

terstützten. Die einsamen Morgenspaziergänge seiner Schüler, wo sie die liebliche Heiterkeit der erwachenden Natur belebte, ihr Herz erweiterte und geschickt machte, mit aufgewecktem Geiste über den Werth des Lebens, über ihre Bestimmung und ihre Hoffnungen nachzudenken. Die durch ihre Einfalt reizenden und ganz zur feinen Wollust geschaffenen Gärten des Epikurs, in welchen er die Kunst zu geniessen, in ein System gebracht, lehrte, und anstatt Philosophen zu bilden, wahre Weisen aufstellte. Da hättest du ihn sehen sollen, wie er ganz Ohr war; Zufriedenheit lachte auf seiner Stirne, Empfindung schmelzte sein Herz. »So, lieber Marcus,« sprach ich, »brachte von jeher Beobachtung und Genuss der schönen Natur die grössten Weisen, die besten Menschen hervor.«

Verus. Nun weiss ich, warum jeder rieselnde Bach, jedes blumige Thal, jede schattige Baumgruppe, jede spielende Quelle so ganz seine Aufmerksamkeit dahinreisst. Alle diese Schönheiten, die ganze Natur ist doppelt reizend, wenn sie ihre Lieblingstochter, wenn sie Galla mahlt.

(Marc-Aurel tritt mit einer feyerlich ernsthaften Miene mit Diognet und den Kindern herein.)

Galla. Herzensjunge, wo bliebest du so lange?

Die Ritter. (Unter dem Fenster.) Jo Marc-Aurel!

M. Aurel. Hörest du das Geschrey da unten, Vater? Es verkündiget den Triumph meiner Kräfte. Diese hier, (er zeigt auf die Kinder) den Triumph meines Muthes; vor einigen Minuten entriss ich sie dem Tiberstrom. Dieser, (er zeigt auf Diognet) ist der Vater der Kinder und der Zeuge meines Sieges, ein Zeuge, wie der triumphirende Cäsar keinen hatte, denn — Cato war schon todt.

Galla. Komm, Herzensjunge, lass dich küssen. (Sie küsset ihn.)

M. Aurel. (Indem er sich loswindet.) Lass mich, Galla, hier (gibt ihr die Kinder hin) hast du was zu küssen. Ich habe wichtigere Dinge jetzt vor. — Im Ernst, Vater, — du hast für mich Lehrer gewählt, die mich dichten und sprechen lehren sollten, und ich habe sie in Ehren gehalten, denn sie waren deiner Wahl würdig. Hier habe ich einen Mann gefunden, der soll mich denken lehren. Billige meine Wahl, Vater, damit Diognet wisse, was er in deinem Hause thun soll.

Verus. (Zu Diognet.) Wie gefällt dir der Jüngling?

Diognet. Sagt es dir nicht schon dein Vaterherz?

Verus. Wenn die Stimme desselben auch die deinige ist, so werden wir wohl einig werden. Bist du ein Redner?

Diognet. Höchstens für die Kunst zu schweigen.

Verus. Oder besuchest du den Porticus?
Zu welcher Secte bekennest du dich?

Diognet. Zu keiner.

Verus. Also zu der meinigen. Doch kennst du den Plato, den Zeno, den Chrysipp, den —

Diognet. Sie und auch ihre Leser.

Verus. Genug; findest du die Wahl meines Sohnes deiner nicht unwürdig, so schlag ein.

Diognet. (Gibt ihm die Hand.) Er wählte, du billigst, ich folge.

Verus. Und nun (er führt M. Aureln zu Diognet) nimm ihn hin. Betrachtetest du ihn als ein heiliges Unterpfand, welches die Vorsicht deiner Pflege anvertrauet hat, so hat der Vater für nichts mehr zu sorgen. — Bist du nun zufrieden, Marcus?

M. Aurel. (Indem er den Verus umarmt.) Drey-
mahl nenn ich dich Vater!

M A R C - A U R E L.

ZWEYTES BUCH.

Erbauung Roms	884. — — 889.	} Jahr.
Christl. Zeitrechn.	133. — — 138.	
Marc-Aurel.	12. — — 17.	

M A R C - A U R E L I U S

STEFAN BUCH

Marc-Aurel fand in dem Weisen, was er gesucht hatte; mit unbegrenztem Zutrauen folgte er seiner Leitung; und mit jedem Tage sah er zufrieden auf der sichern Laufbahn der Weisheit und Tugend seiner Bestimmung sich näher. Die den Forscher der Wahrheit auszeichnende Bescheidenheit und der Philosophen-Mantel waren die einzigen äussern Zeichen, die Roms Bürgern zeigen sollten, dass Annius Sohn auf dem Wege war, das zu werden, was hundert ihrer bärtigen Marktschreyer seyn wollten, und nicht waren. *)

*) Philosophiae operam vehementer dedit et quidem adhuc puer; nam duodecimum annum ingressus, habitum philosophi assumpsit, et deinceps tolerantiam. Capitol. M. Ant. Phil. c. II. — So war denn auch der Marc-Aurel der Geschichte ein ausserordentlicher Mann: ja, das war er; alle so wohl heidnische als christliche Zeugen des Alterthumes stimmen darin überein. Und nun, müssen nicht ausserordentliche Anlagen zum ausserordentlichen Manne schon in dem Knaben vorhanden seyn? — Wie weit konnten und mussten diese in Marc-Aurels fünften und sechsten Jahre schon entwickelt seyn, wenn er sich im zwölften auf eine feyerliche Art der Philosophie widmete? — Konnte und musste nicht überhaupt ein sechsjähriger Knabe, von den kraftvollern Menschen der alten Zeit, von altrömischen Aeltern in's Daseyn gesetzt, unter der Aufsicht eines A. Verus, unter der Führung eines Euphorions, unter so vielen Denkmählern und Beyspielen patriotischer Grösse ein ganz anderes Wesen seyn, als die sechsjährigen Knaben un-

Domitians Grausamkeit verbannte die Philosophen; Trajans durchdringende Sachkenntniss bedurfte ihrer Sophismen nicht; Hadrians Eitel-

serer Zeit und unsers Vaterlandes sind? — Hätte sich nicht der Dichter gleich schwer gegen Naturordnung und Psychologie versündigt, wenn er Marc-Aureln im sechsten Jahre, wie unsere sechsjährige Knaben hätte denken und sprechen, und ihn dann durch einen gewaltsamen Sprung im zwölften Jahre, der Geschichte gemäss, den Philosophen-Mantel hätte umnehmen lassen; was unsere deutschen Knaben, der Naturordnung gemäss, nicht können? — Diese Fragen hätte der Verfasser des Aufsatzes über den dramatischen Roman (n. Bibl. der schön. Wissensch. Band 44. S. 1.) sich selbst setzen, sich selbst auflösen sollen; und er würde entweder Marc-Aureln mit Alcibiades und Friedrich mit der gebissenen Wange nicht unter einen Gesichtskpunkt gesetzt; oder nicht so ängstlich geklagt haben, S. 13. dass das Kind von fünf Jahren in allen unsern dramatischen Romanen wie ein kluger zehnjähriger Knabe spricht. — Noch eins: was ist der dramatische Roman für ein Ding? Man führe das Wort Roman auf seine ursprüngliche Bedeutung: (Erzählungen abentheuerlicher, in Handlung und Empfindung überspannter Begebenheiten, im romanischen oder verdorbenen lateinischen Dialect geschrieben,) oder auf den Sprachgebrauch (poetische Erzählung) zurück; immer liegt dem Worte der Hauptbegriff: Erzählung zum Grunde. Das Wort dramatisch ist ein die Form des Subjects bestimmendes Prädicat. Die Erzählung schliesst ihrer Natur nach alles Dramatische (objective Darstellung der Empfindungen, Gesinnungen und Handlungen durch das Gespräch der Handelnden) aus; wie kann das Wort dramatisch die Form der Erzählung bestimmen?

Nach meinem Urtheilsvermögen, hat der kritische Prüfer des Oberon (n. Bibl. d. schön. Wissensch. Band 25. S. 233.) sehr zweckmässig die Dichter in die Classe der Idealisten und Realisten getheilt. Nenne man die Kunst-

Eitelkeit rufte sie zurück; Schwätzer, Gaukler, Betrüger und Betrogene erschienen in Mantel und Bart, und fanden bey dem lobsüchtigen Kaiser ihr Glück. Die, welchen bessere Sitten einiges Recht

Kunstwerke der erstern Roman; [wenn man doch diess fremde, aus den Zeiten des gesunkenen Geschmacks herstammende Wort noch ferner beybehalten will: die Kunstwerke der letztern könnten vielleicht besser poetische Charakteristiken genannt, und unter diesem Namen in der Theorie der Dichtkunst als eine besondere, von dem Roman, der Epopee und dem Drama verschiedene Dichtungsart aufgestellt werden. Der Realist entlehnt seinen Stoff entweder aus der gegenwärtigen oder vergangenen Welt; die Form seines Kunstwerkes ist bald Erzählung, bald Gespräch; seine ästhetische Urtheilskraft entscheidet, wo er seiner Einbildungskraft, seinen ästhetischen Ideen die erstere oder die letztere anpassen soll, um die höchste Wirkung hervorzubringen. Sein Zweck ist, das Schöne in menschlichen Gesinnungen und Handlungen durch den Ausdruck ästhetischer Ideen dem Gefühle der Lust und Unlust darzustellen. Ist der Stoff aus der Geschichte genommen, so bezeichnet ihm die historische Wahrscheinlichkeit die Gränzen, in welchen er sich von der poetischen zur empirisch-psychologischen Wahrheit, als seinem höchsten Ziele, hinaufarbeiten muss. Hat er zugleich mit dem empirischen Interesse seiner Darstellung das Intellectuelle zu verbinden, sittliche Ideen in schönen Formen anschaulich zu machen, das Verhältniss der ästhetischen Ideen zu den practischen Vernunftideen richtig zu treffen gewusst, so hat das Kunstwerk seinen höchsten Werth erreicht, und die aus der Materie, Form, dem Zwecke, den Gränzen, dem Ziele und dem Werthe des Products hergeleitete Benennung poetische Charakteristik oder historisches Gemälde würde demselben unstreitig mehr als das unbestimmte Wort Roman oder die unrichtige Benennung dramatischer Roman entsprechen.

auf die Vorzüge des Weisen einräumten, mussten vor dem Richterstuhle der Wahrheit wieder Verzicht darauf leisten, weil sie in ihren Untersuchungen über die Gränzen hinausschritten, welche die Natur dem forschenden Verstande gesetzt hat. Die Werke der Natur und vorzüglich das menschliche Herz waren zu niedrige Gegenstände für ihre überspannte Forschungssucht. Ihr Geist flog höher bis in das Heiligthum der Gottheit hin. Von dem Schimmer geblendet, kehrten einige zurück, begnügten sich mit Irrthümern, und sprachen: die Materie ist Gott; oder träumten einen Geist, der mehr einer Idee, als einem wirklichen Wesen glich. Andere verbrannten sich die Flügel, geriethen darüber in Wahnsinn, und schrien begeistert: die Vorsehung eines höchsten Regierers bezweifeln, heisst Bescheidenheit; sie läugnen, tiefere Kenntniss der Natur. Bachijs, Tandasis und Marcianus gehörten zu der kleinern Zahl der Klügern, die sich bloss mit der Sittenlehre, als einem viel wichtigern und nützlichern Gegenstande beschäftigten. Sie lehrten öffentlich, und Diognet musste ihre Vorzüge kennen, weil er die Zahl ihrer Zuhörer mit einem Schüler vermehrte, der im Stande war, die Namen und das Verdienst seiner Lehrer der Vergessenheit zu entreissen.

Mächtig wirkten der Stoa erhabene Lehren auf die Seele des Jünglings; sie nährten seinen Hang zur Strenge, und wurden die einzige Richtschnur seines Betragens und seiner Handlungen.

Von Euphorion hatte er gelernt: nur das Thun, nicht das Wissen, gebe dem Menschen wahren und bleibenden Werth; aber seine lebhafteste Einbildungskraft herrschte noch zu sehr über seine Vernunft; er traf das richtige Verhältniss nicht, nach welchem er das eine mit dem andern hätte verbinden sollen. Die missverstandene Lehre von der Abhärtung des Körpers riss ihn zur allmählichen Zerstörung desselben hin; nur wenn er den Qualen des Hungers oder des Durstes unterlag, hielt er sich selbst für einen thätigen Schüler der Weisheit. Das Bett musste von seinem Gemache weggeschafft werden; — „die sinnlichen Bedürfnisse,“ sagte er, — „sind der Massstab der Schwäche; welchen Vorzug vor dem Weichling hat Zenon's Verehrer, wenn er auf Bretern nicht eben so gut, als auf weichen Kissen von den Geschäften des Tages ausruhen kann!“ — Seine Mutter liess ihm das Bett wieder hinsetzen, und die Breter wegnehmen; aber Marc-Aurel trotzte ihrer Sorgfalt, und brachte zwey Nächte schlaflos zu. Jetzt war es Zeit, ihn von einer Krankheit zu heilen, deren längere Dauer ihn unfähig gemacht hätte, die Stufe der Weisheit zu ersteigen, zu der er bestimmt war.

„Du hast diese Nacht nicht geschlafen,“ — sprach Domitia am zweyten Morgen zu ihm; — „warum thatest du das?“

M. Aurel. Ich hatte keine Zeit dazu.

Domitia. Was war denn das dringende Geschäft?

M. Aurel. Ein Gespräch, das ich für dich aufsetzte.

Domitia. Für mich?

M. Aurel. Für dich und für alle Mütter, die sich von blinder Liebe verleiten lassen, ihre Söhne noch in der Blüthe ihres Alters durch Weichlichkeit zu verderben.

Domitia. Und das hättest du nicht auch bey Tage schreiben können?

M. Aurel. Freylich, wenn man mir mein Bett nicht weggenommen hätte.

Domitia. Sahest du dort das Bett nicht?

M. Aurel. Soll das für mich? — Gib mir meine Breter wieder, oder bey den Göttern! ich schlafe keine Nacht mehr.

Domitia. Sollte mein Sohn fähig seyn, meine mütterliche Sorgfalt so schlecht zu belohnen?

M. Aurel. Nenne deine Sorgfalt Grausamkeit, denn das ist sie, sobald sie mich zur Weichlichkeit verführen will.

Domitia. Sohn, dir und dem Vaterlande bist du's schuldig, deiner strengen Lebensart Gränzen zu setzen.

M. Aurel. Und wem bin ichs schuldig, meines Körpers Sklave zu werden?

Domitia. Ich wünsche, du legtest den Philosophen-Mantel weg.

M. Aurel. Ist das der Wunsch der Domitia, der Tochter des Calvisius Tullus, der Gemahlin des Anniius? — Ich sehe, Ahnenstolz ist der Fehler meiner Mutter nicht.

Domitia. Thu mir den Gefallen, lieber, kleiner Marcus, lege den Mantel weg, er kleidet dich nicht zu deinem Vortheile.

M. Aurel. Eine gefaltete Toga würde den Sohn der Domitia besser kleiden, nicht wahr?

Domitia. (Nimmt ein Buch in die Hand.) Diess sind wohl die Schriften des Xenokrates? — Getroffen. — Ha! von der Enthaltsamkeit. — Von der Klugheit. — Allerliebste Dinge! — Ich will dir Philemons Komödien dafür geben; die zweyte, die eingebildeten Philosophen, ist ein Meisterstück des Witzes; mit innigstem Wohlgefallen wirst du sie lesen, und grosse, doch fein gesagte Wahrheiten darin entdecken. Ja, ja, lieber Marcus, Komödien musst du lesen, für die schwerfälligen Abhandlungen des Xenokrates bist du noch zu jung.

M. Aurel. Bey der Minerva, Mutter! Ich glaube, du willst —

Domitia. (Greift nach einem Stock.) Ist das der Stab, mit dem du die Philosophen besuchest? Ein artiges Ding! nur ein wenig zu schwach. (Sie will ihn zerbrechen.) Sieh', ein Weib kann ihn zerbrechen.

M. Aurel. Nicht, Mutter! Es ist keine Nadel.

Domitia. Schämt sich Diognet deiner nicht, wenn du mit einem so schwachen Stabe an seiner Seite gehest?

M. Aurel. Des Stabes wegen hat ers wohl nicht Ursache.

Domitia. (Mit steigendem Ernst und Nachdruck.) So schäme du dich seiner, schäme dich des Philosophen-Mantels, des Stabes und des Umganges mit Weisen, wenn du das weise Mittel zwischen weibischer Weichlichkeit und übertriebener Strenge noch nicht gelernt hast. Mässige Sorge für den Körper ist nicht Sklaverey; Klugheit und Edelmuth ist es, ihn gehörig zu pflegen und bey Kräften zu erhalten, damit er stark genug werde, sich in das Feuer zu stürzen, wenn es einmahl Ehre, Vernunft, das Wohl der Bürger und die Treue gegen das Vaterland fordert. Wie ungern sehe ich dich in die Fussstapfen derjenigen treten, denen mehr daran liegt, weise zu scheinen, als weise zu seyn.

M. Aurel. Du thust mir Unrecht. Nichts will ich scheinen. Es ist nicht mehr als billig, dass der Schüler der Weisheit sich auch der strengen Lebensart der Philosophen unterziehe.

Domitia. Wenn Kenntniss der Natur Weisheit ist, so kann nur ein Leben, das mit den Vorschriften der Natur übereinstimmt, philosophische Lebensart genannt werden. Wie aber mit dieser die Peinigung und Zerstörung des Körpers bestehen könne, wirst du mir nimmermehr begreiflich

machen. Jede Unbequemlichkeit scheuen, kein Ungemach ertragen wollen, ist freylich nur verzärtelten Weichlingen eigen; aber auch leicht zu erlangende Bequemlichkeiten ausschlagen. sich alles versagen, was die Lasten des Lebens erträglich macht, ist erzwungene und gesuchte Enthaltbarkeit, das heisst — Thorheit, lieber Marcus. Und endlich, was ist's denn Grosses, wenn man sagt: „Marc-Aurel kann auf Bretern schlafen,“ können das nicht auch Sklaven?

M. Aurel. Und sollen Grundsätze bey dem Verehrer der Weisheit weniger vermögen, als Zwang bey den Sklaven?

Domitia. Wenigstens über dich scheinen sie wenig Macht zu haben, weil sie dich nicht einmahl bewegen konnten, in einer Kleinigkeit deinen Eigensinn der Vernunft zu unterwerfen; denn jenem, nicht der Weisheit, hast du zwey schlaflose Nächte geopfert. Wenn mir derjenige wahrhaft gross ist, der mit der nämlichen Empfindung, mit welcher er heute bey der Tafel eines Lucullus einen Pfau isst, und Falerner trinkt, morgen mit trockenem Brodte seinen Hunger stillt, und sich den Durst bey einer einsamen Quelle löscht; so ist es ein gewisses Zeichen eines kleinen und schwachen Geistes, gewisse Bequemlichkeiten ängstlich suchen, oder sie halsstarrig von sich ablehnen. Ich würde dich bewundert haben, hätte ich dich auf der Matratze ruhig schlafend gefunden; denn ich hätte gesehen, dass Marc-Aurel, der Sohn

des Annius, der Lehrling des Diognets nachzugeben, und seinen Geist mit erhabnern Dingen zu beschäftigen weiss, als mit der armseligen Untersuchung, ob er auf Bretern oder auf einer Matratze schlafen soll. — Du schweigst? — Gut, ich will dir deine Breter gleich wieder herschaffen lassen, bevor deine Philosophie noch gänzlich scheitert.

M. Aurel. (Fällt ihr um den Hals.) Mutter! die Wagschale der Vernunft schlägt auf deine Seite. Lass die Matratze hier, und überlass deinen Sohn der heilsamen Scham über seine Schwäche. *)

*) Cum studeret in pallio, et humi cubaret; vix autem matre agente, instrato pellibus lectulo accubaret. Capitolin. am angef. O.

Wirklich heilsam war Domitia's Verweis; er führte den jungen Schwärmer zur Erkenntniss seiner Schwäche zurück, machte ihn für die Zukunft aufmerksamer auf sich selbst, und bereitete in seinem Herzen die guten Wirkungen vor, welche Diognet von der Ausführung seiner Entwürfe für ihn erwartete. Er wollte ihm die Priester der Weisheit nicht nur auf ihren Lehrstühlen, sondern auch in ihren Häusern zeigen; und ihn die Kunst lehren, Philosophie in Philosophen selbst zu studieren. Eine philosophische Reise war das Mittel zu seinem Zwecke. Die ausser der Hauptstadt in prachtvollen Landhäusern wohnenden Lobredner der Armuth und Genügsamkeit gaben ihm die gewünschte Gelegenheit, seinem Neueingeweihten den auffallenden Contrast zwischen ihren Lehren und Sitten in verschiedenen Gestalten und Nüancen, im Lichte und im Schatten zu zeigen. — Die erste und wichtigste Lehre, die ihm Diognet bey dem Antritte der Reise gab, war: »willst du weise werden, »so studiere die Menschen. — Lerne sie kennen; »damit du von ihrer Armuth reich werdest, und »aus ihren Thorheiten Klugheit, aus ihrer Bosheit »Wohlwollen und Güte, aus ihrer Unruhe und ihrem »Missvergnügen Frieden des Herzens und Genügsamkeit, aus ihren Tändeleyen Ernsthaftigkeit, aus »ihrer Heucheley und Falschheit edle Offenheit in

»deinem Betragen lernest. Vorzüglich schärfe dei-
 »ne Aufmerksamkeit auf diejenigen, welche ent-
 »weder Verdienst oder Stolz, Langeweile oder Noth
 »zu Lehrern der Menschen gemacht hat. Voll-
 »kommen gleichen diese Leute mit mannichfaltiger
 »Kunst zusammengesetzten Maschinen, deren in-
 »neres Triebwerk oft auch demjenigen ein undurch-
 »dringliches Geheimniss bleibt, welcher seinen Be-
 »obachtungsgeist an weniger zusammengesetzten
 »schon öfters mit dem besten Erfolge geprüft hat.
 »Trachte du vor allem die Hauptfeder, die dem
 »ganzen Werke Bewegung und Umlauf ertheilt, zu
 »entdecken. Bey einigen liegt sie offen da, und
 »entgeht eben darum dem Auge des Forschers, der
 »an mühsame Verwickelungen schon einmahl ge-
 »wöhnt ist. Sorgfältig versteckte sie bey andern
 »der Künstler unter die Menge von Rädern, Krei-
 »seln, Federn und Schrauben; und nur ein mehr
 »als gewöhnlicher Scharfsinn, der Kräfte mit Kräf-
 »ten, und Bewegung mit Bewegung schnell und
 »richtig zu vergleichen und abzuwägen weiss, fin-
 »det sie, und entwickelt das ganze Geheimniss der
 »kunstvollen Zusammensetzung. Richte also deine
 »Achtsamkeit auf jede, auch noch so kleine und
 »unbedeutende Handlung und Bewegung derjeni-
 »gen, mit welchen ich dich bekannt machen wer-
 »de. Keines ihrer Worte, keine Miene, keinen
 »Blick lass dir entgehen. Fasse dann die bemerk-
 »ten einzelnen Züge zusammen, vergleiche sie un-
 »tereinander, untersuche, wie viel du davon auf

»den Einfluss der Begierde nach Ruhm und Beyfall,
 »der Furcht vor Tadel, Schande und Strafe zu rech-
 »nen habest, und mahle dir mit dem Übrigen das
 »Bild des Mannes, den du vor dir hast. Diess ist
 »genug, um deine Aufmerksamkeit rege zu machen;
 »genauere und nähere Bestimmungen desselben
 »wird dich Zeit und Erfahrung lehren.«

Jetzt standen sie vor der Hütte des Alector in dem Hayne der Laverna, *) als plötzlich eine Figur hervorkroch, der nur Ziegenohren zum Faun und Bocksfüsse zum Satyr fehlten. Hohle Augen, eine gelbbraune Farbe, eine lederne Tasche an der Seite, eine knotige Keule in der Hand und ein lumpichter Mantel verriethen beym ersten Anblicke den entnervten Schüler des cynischen Weisen. »Beym Hercules! Diognet,« — sprach Marc-Aurel, — »wer ist dieser Mann?«

Diognet. Der weise Alector; der einzige, der dem Kaiser die Wahrheit sagen darf.

Alector. Fort, Fremdlinge, aus diesem Hayne, für euch ist hier keine Sicherheit!

Diognet. Wo der Weise nichts fürchtet, dort ist für seine Schüler keine Gefahr.

Alector. (Der ein selbstgefälliges Lächeln unterdrückt.) Der nichts hat und nichts bedarf, hat nichts zu

*) Sie war die Schutzgöttin der Diebe, Betrüger und Häuchler. Ihr Bildniss war bloss ein Kopf ohne Leib und Glieder. Der ihr geweihte Hayn lag vor dem salarischen Thore; dort theilten die Diebe des Nachts ihren Raub.

fürchten. — Haltet mich nicht auf; ich muss in die Stadt, um euern Mitbürgern, diesen armse- gen Sklaven, die Fesseln der Furcht abzuneh- men, und sie Freyheit zu lehren.

Diognet. Und hältst es nicht unter deiner Würde, elenden Sklaven die Weisheit nachzutra- gen?

Alector. (Streichelt seinen Bart und schüttelt seinen Mantel.) Thörichte Sterbliche! ihr wollet mich eitel machen?

Diognet. Das sey fern von uns! Götter bewundern die Grösse des Weisen, und Sterbli- che müssen sie verehren.

Alector. Und nun, was suchet ihr bey mir? Ich kann euch nichts geben.

Diognet. Als Weisheit; mit der du diesen unverdorbenen Jüngling bekannt machen sollst.

Alector. (Sieht sie beyde bedeutend an.) Kommt; der ehrwürdige Schatten des Haynes wird die Eindrücke der Lehren der Wahrheit verstärken, unter welchen diese die erste ist, die ich dir gebe, Jüngling: lass dich nie von dem Schim- mer der Grossen blenden, und zu niedrigen Schmeicheleyen verleiten.

M. Aurel. Schon lange trägt Schmeicheley meinen Hass.

Alector. Und wolltest doch zuvor mir da- mit schmeicheln, dass du meiner Grösse das Lob sprachest.

M. Aurel. Nicht ich, Vater, mein Führer that es.

Diognet. Heisst denn Achtung des Verdienstes Schmeicheley bey dir?

Alector. (Zieht die Augenbraunen zusammen.) Als lernte man das Verdienst in Rom kennen! Doch nichts mehr davon. — Vor allem wirf dein Geld weg; es ist eine Last, die den Weisen entehrt.

M. Aurel. (Gibt ihm sein Geld.) Nimm es hin! Vierzig Silberdenarn sind meine ganze Habe.

Alector. (Lässt die Keule fallen und zählt mit versteckter Freude das Geld.) Dreyssig, fünfunddreyssig, richtig, vierzig Silberdenarn. (Wirft das Geld weg) Fort mit diesem Wuste! Sein Werth ist der Werth der Kieselsteine, welche die Kinder an dem Ufer der Tiber auflesen. — Und nun deine Kleider?

M. Aurel. Sind ziemlich abgetragen.

Alector. Und wenn sie dir vom Leibe gefallen, magst du dich mit einem einzigen Mantel begnügen. Einheit ist das Gesetz der Natur; und der Weise muss ihr sogar in seinen Kleidern nachahmen. Lerne, Jüngling, wenig bedürfen; nur unsere, über das Mass der Natur vermehrten Bedürfnisse machen uns zu Sklaven der Menschen, die unserer nicht würdig sind. Glücklich, glücklicher als ein König ist der Mann, dem ein Stück Brod hinlängliche Mahlzeit, rohe Früchte und heilsame Kräuter die liebsten Gerichte, ein bischen Salz ein leckerhafter Nachtisch ist; dem die frische Quelle den Durst löschet und die blosse Erde ein so sanft-

tes Lager gibt, dass er nur mit Verachtung auf die weichen Kissen und Schwanenbetten städtischer Weichlinge hinsieht. Hast du es nur einmahl so weit gebracht, — ha! fällt mir eben bey; wegen des Geldes, — glaubt ihr nicht, dass es unrecht wäre, wenn das hier herumstreifende Diebesgesinde das Geld fände? Es ist besser, ich gebe es den Armen. Wenn ihr glaubt, so will ich es holen.

Diognet. Folge deinem Herzen. (Alector geht zurück.)

M. Aurel. Wirklich ein grosser Mann!

Diognet. (Bedeutend.) Hast du ihn auch richtig gemessen?

Alector. (Im Zurückkommen.) Acht und dreyszig, neun und dreyssig, vierzig. (Steckt das Geld in die Tasche.) Unglückliches Metall! die Thränen der Armen hängen daran; es ist billig, dass ich es ihnen zurückgebe. — Die Leute könnten glauben, ich selbst hätte es verloren; sie wären wohl gar albern genug, noch mehr bey mir zu vermuthen, und boshaft genug, meinem Leben nachzustellen.

M. Aurel. Du fürchtest doch den Tod nicht?

Alector. Versteh mich recht. Ich werde aufhören zu leben, so bald es mir gefällt; nicht wenn es einem Andern in den Sinn kommt, meinem Daseyn ein Ende zu machen. Frey und unabhängig von der Willkühr und den Leidenschaften der Menschen habe ich gelebt, so will ich auch sterben. — Aber wo bleiben wir in dem Gespräche?

M. Aurel. Bey der Verminderung der Bedürfnisse.

Alector. Ja recht; und diese muss sich nicht nur auf Speise, Trank und Kleider, sondern auch auf Ehre, Ruhm, Freundschaft, kurz auf alles, was die Menschen treiben, und worauf sie einen Werth legen, erstrecken. Diess alles musst du für Narrenpossen, Kinderspiel und Sklavenketten halten und verabscheuen. Dann darfst du jedem ohne Ausnahme, vom Fürssen bis zu dem gemeinsten Manne, frey in das Angesicht hintreten, mit der ernsthaften Miene des Sittenrichters ihre lächerlichen Schwächen aufdecken, Thoren mit der Ruthe des Spottes züchtigen, Verbrecher beschämen.

M. Aurel. Aber werde ich sie auch dadurch bessern?

Alector. Was bekümmert dich das? Besserst du sie nicht, so machst du dich ihnen doch furchtbar. Deine Freymüthigkeit wird Aller Augen auf dich ziehen, und du wirst unter diesen armseligen Maulwürfen weit über sie erhaben, wie ein Gott einhergehen.

M. Aurel. Aber darum ist es mir nicht zu thun.

Alector. Ich wollte sagen, alle werden deine Gegenwart fürchten; dein bekannter Freysinn und die Grösse deines Herzens wird sie wenigstens zwingen, ihre Thorheiten und Laster vor deinem Adlerblicke zu verhüllen.

M. Aurel. Wie aber, wenn sie sich den lästigen Sittenrichter mit Beschimpfungen und Misshandlungen von dem Halse schaffen?

Alector. Dafür hat der Weise einen Schirm, — edle Gleichgültigkeit. Was sind Beschimpfungen und Schläge gegen das Bewusstseyn, die Sache der Tugend verfochten zu haben? Oder verlierest du etwas an deinem Werthe, wenn dich Hunde anbellern, oder Mücken stechen? Und sind die Misshandlungen, mit welchen sich ein entlarvter Bösewicht an dir rächt, etwas anders als Hundegebell und Mückenstiche, die einzigen Waffen elender Thiere?

M. Aurel. Wenn ich ihn aber durch gelindere Behandlung auf bessere Wege bringen könnte?

Alector. Gehe, und bleib Sklav!

M. Aurel. Nicht doch, weiser Alector! Ich verlange bloss deine Meynung über meine Zweifel zu vernehmen.

Alector. Deine Zweifel sind Früchte der Furcht. Gelindigkeit ist ihre Tochter, die der Weise eben so sehr, als ihre Mutter, verabscheuet. Hätte ich so gedacht, wie tief läge ich noch unter dem Wuste der Irrthümer und Laster.

Diognet. Mich däucht, der Jüngling würde deine Lehren besser fassen, wenn du ihm ihre Brauchbarkeit in Beyspielen zeigtest: dein Lebenslauf wird dir deren genug in den Sinn führen.

Alector. Ihr kommet doch öfters zu mir; man erwartet mich schon in der Stadt, ich muss fort.

Dio-

Diognet. Ich weiss, dass du jede Stunde für verloren hältst, in welcher du nichts Gutes thust. Ich will dir Gelegenheit dazu geben, (er gibt ihm Geld) nimm doch diese Drachmen für die Armen. Bleibe, und erzähle uns deine Reise zum Tempel der Weisheit.

Alector. Ihr werdet doch nicht eine ganze Lebensbeschreibung verlangen? Nun, ich will es kurz machen. Im zehnten Jahre meines Alters kaufte mich als paphlagonischen Sklaven ein reicher Kaufmann von Mileto, dem ich einige Jahre hindurch als Cinäde dienen musste. Schon als Junge hatte ich ungemein viel philosophischen Sinn. Nichts war mir heiliger, als die natürlichen Rechte des Menschen. Mit Unerschrockenheit behauptete ich immer mein Recht. Dreust nahm ich mir selbst, was mir gebührte, wenn man mir es entziehen wollte, und so leerte ich einmahl meinem Herrn, der anfang mich strenger zu halten, und mich an allem Nothwendigen Mangel leiden zu lassen, seine Geldbude aus und entfloh damit nach Athen. So lange das Geld dauerte, lebte ich glänzend und immer vollauf, sorgte nicht für den kommenden Tag, denn diese Sorge hielt ich schon damahls unter der Würde des Weisen. Das Geld war alle. Noth mit ihrem Gefolge stellte sich bey mir ein. Ich war überall und nirgends zu Hause, und, um es kurz zu machen, denn es ist schon Zeit in die Stadt zu gehen, ich speise heute mit einigen mei-

M. Aurel. I. Th.

G

ner Kollegen beym Kaiser. — Wo bin ich doch stehen geblieben?

Diognet. Wo du nirgends zu Hause warest.

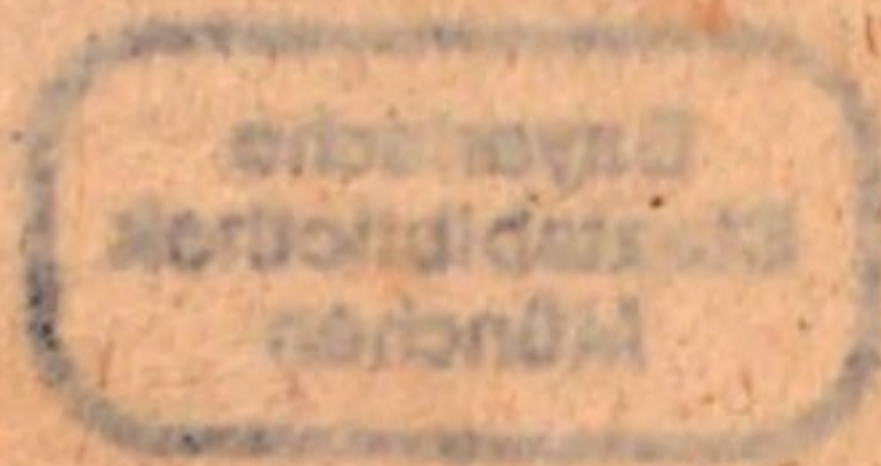
Alector. Ich war also überall und nirgends zu Hause, und ganz hergestellt, ein Kandidat des cynischen Ordens werden zu können. Nach vielem Bitten und ausgestandenen harten Prüfungen ward ich in den Orden eingeweiht, und lief mit meinen Lehrern durch Dörfer und Städte, durch Gassen und Plätze herum, brandmarkte das Laster und spottete der Thorheiten der Menschen. Anfänglich wollte es nicht recht gehen, aber doch that ich das Meinige, denn mein Milesier, das muß ich ihm zur Ehre nachsagen, war ein sehr freymüthiger Mann. Meisterlich schimpfte und schändete er alles, was mit seinen Begriffen und Grundsätzen, um die es, beym Lichte betrachtet, Schade war, dass sie ein Kaufmann hatte, nicht übereinstimmte, und so lernte ich schon bey ihm die Anfangsgründe der Kraftsprache, die unsern Orden dem lasterhaften Menschengeschlechte so furchtbar macht. Unsere Zunft wurde in Athen und den umliegenden Örtern zu zahlreich, es war nichts mehr zu machen. —

Diognet. Wie so?

Alector. Was?

Diognet. Du sagtest, es war in Athen nichts mehr zu machen.

Alector. Sagte ich das? Ich wollte sagen — das heisst — die Secte der Wollüstlinge gewann



über uns die Oberhand. Sie lockten eine Menge junger, schlotternder, gekräuselter, nach Salben und Riechwasser auf hundert Schritte stinkender Leute mit Feigen-Zelten und Sesamkuchen an sich, und mit diesen Leckerbissen bekannt gemacht, wollten diesen Hummeln unsere Wolfsbohnen und Kresse nicht mehr behagen. Was war da anders zu thun, als das unwürdige Athen zu verlassen, und irgend anderswo der ächten Tugend, und der aus ihr entspringenden Freyheit eine Schule und Freystätte zu errichten. Ich nahm also meine Herkules-Keule und meinen Schnappsack und reiste nach Rom.

(Sie kommen gegen Alectors Hütte zu.)

Diognet. Und wie lange wohnest du schon in dieser Hütte?

Alector. Durch sechszehn Jahre. Ich ziehe sie der Stadt vor, um die üppigen Römer recht zu demüthigen, da ich ihnen zeige, dass ich eine mit Stroh bedeckte Hütte höher schätze, als ihre Paläste; und lieber in dem Diebeshain in Gesellschaft der Strassenräuber lebe, als in der lasterhaften Stadt in Gesellschaft der Sykophanten, Schmeichler, Gecken und Giftmischer.

Diognet. Daran thust du wohl, dass du dich durch grossmüthige Verachtung an ihnen rächst, über die Verläumdungen, die sie wider dich austossen,

Alector. Was? Verläumdungen?

Diognet. Sollten sie dir unbekannt seyn?

Alector. Verläumdungen? wider mich? von diesen Küchen-Männchen, von diesem Schelmengesinde? Gerade recht, sehet dort hin, (er zeigt auf die im Hain stehende Statue der Laverna) kennet ihr dieses Bild?

Diognet. Es ist das Bild der Laverna, der Göttin der Diebe.

Alector. Zeiget mir den Unterschied zwischen dieser Statue und den Römern.

Diognet. Wir sind hier, um von dir belehrt zu werden.

Alector. Sehet! diese Statue hat einen Kopf ohne Unterleib; die Römer haben den Unterleib ohne Kopf, nicht wahr es passt? Mich verläumden! dieses Lastervolk! und worüber? Was können sie mir Böses nachsagen? Sagt es mir; doch ich will es nicht einmahl hören. — Aber ja, sprecht! ich will sie hören ihre Lästerungen, und darüber lachen.

Diognet. Ich wollte es nie glauben, aber man spricht insgemein, und einer erzählt es dem andern. Deine Höhle, sagt man, gleiche mehr dem Pallast eines Lucullus, als den sittsamen Wohnungen eines Lehrers der Tugend. Aber ich hielt es immer für eine Lüge, will es auch nicht nachsagen, beym Genius des Antisthenes! man thut dir Unrecht.

Alector. Alle Bestien, mit welchen Herkules jemahls gekämpft hat, mögen mir diese Höhle streitig machen; mögen mich in Stücke zerreißen, wenn ich nur einen Stuhl in meiner Höhle

habe. Kommt! ihr sollt es selbst sehen, und dann diesen Lästerern der Tugend die Mäuler stopfen. (Sie gehen in die Hütte hinein.) Nun was sagte ich euch? Ist nicht hier die Philosophie der Genügsamkeit zu Hause? —

M. Aurel. Was ist das für ein Gewinsel?

(Er geht in eine Kammer der Hütte hinein und sieht ein erwachsenes schönes Mädchen schluchzend und mit gebundenen Händen in einem Winkel auf der Erde halbnackend liegen.)

Und diess Mädchen hier?

Alector. (Betroffen.) Dies Mädchen — hier? — Es ist — eine junge Dame, die sich vor ein paar Tugen in den cynischen Orden begeben hat.

M. Aurel. Warum weint sie?

Alector. Possen, denkt nur selbst, nachdem sie alles grossmüthig verlassen hat, weinet sie noch über eine Kleinigkeit, über ihre Haare, die ich ihr gestern Abends, den Vorschriften des Ordens gemäss, abscheren wollte.

Das Mädchen. (Leise.) Schändlicher Häuchler! dürfte ich sprechen, wüsste ich, dass es mir was hülfe!

M. Aurel. (Der sie verstanden hat.) Sprich, Mädchen, wie bist du hieher gekommen?

Das Mädchen. Ich bin die Tochter eines armen, aber ehrlichen Bürgers in Rom, vor dem collinischen Thore. Vor drey Tagen ging ich des Abends auf der salarischen Strasse spatzieren, da kam der Bösewicht mit einigen Kerlen, die mich ergriffen, und ungeachtet meines Weinens und Bit-

tens fortschleppten. Hier liess er nun nichts unversucht mich zur Erfüllung seiner schändlichen Begierden zu bewegen. Sehet dort, diese kleine Thüre führt zu einer Kammer, die mit Gold und Silbergeschirr, mit Edelgesteinen und Kleinodien voll ist. Einen grossen Theil davon versprach er mir zu geben, wenn ich ihm meine Tugend opferte. Ich leistete ihm muthigen Widerstand. Dadurch nur mehr aufgebracht, misshandelte er mich auf das empfindlichste, band mich mit Stricken, und wollte das mit Gewalt von mir erzwingen, wofür ich alle Augenblicke mein Leben hinzugeben bereit bin. Aber nichts vermochte er über mich, darum drohte er mir, muthigere Bursche von seiner Zunft aufzusuchen, die diese Missethat an mir verüben sollten. Wenn ihr es seyd, denen er mich preis geben will; so bitte ich, schonet einen Unglücklichen, und bedenket, dass noch Götter sind, welche die gekränkte und beleidigte Unschuld rächen werden.

Diognet. Ha verruchter Bösewicht! (Er bindet das Mädchen los.) Gib ihr ihre Kleider, Schandfleck der Menschen!

Alector. (Der die Kleider bringt.) Unverschämte Lügnerin! in welcher Schule bist du zur Meisterin im Lügen geworden? Hier hast du deine Lumpen! — Glaubet doch dieser Elenden nicht; bloss Reue spricht aus ihr. — Habe ich es dir nicht gleich gesagt, die Prüfungen des Ordens werden dir zu streng seyn? Aber da lagst du, hässliche

Schlange, weintest und batest, wir möchten dir doch das Heiligthum der Weisheit nicht verschliessen; wir möchten dich aufnehmen in den Tempel der Freyheit, und dir öffnen die verborgenen Schätze wahrer Glückseligkeit. Gehe, armseliges Weib, kehre zurück und wälze dich in der stinkenden Pfütze viehischer Wollüste. — Heute noch will ich dem Hērkuless opfern, der unsern heiligen Bund von so einer Schlangenbrut gereiniget hat.

Diognet. Sprichst du diess alles im Ernste?

Alector. Ich will doch nicht glauben, dass dir die Lügen dieses boshaften Geschöpfes meine Worte verdächtig machen konnten.

Diognet. Marc-Aurel, siehe ihm recht in das Gesicht, und merke dir jeden Zug, damit du den Stempel, womit die Natur grosse Bösewichter zeichnet, nimmermehr verkennest. — Gehe nun deiner Wege, Mädchen, fürchte nichts, wir folgen dir gleich. Rufe, so lange du Athem hast, auf allen Gassen und Strassen: Alector ist ein Betrüger!

Das Mädchen. Die Götter mögen euch belohnen für meine Rettung, edle Römer! (Geht ab.)

Diognet. Und dich die ganze Schwere ihres Zorns fühlen lassen, Schänder der Menschheit! Dort in die Bildsäule der Laverna will ich deinen Namen zum ewigen Abscheu aller Rechtschaffenen eingraben lassen, Diebe und Strassenräuber werden ihn lesen, wenn sie beym Mondenschein ihre Beute theilen; sie werden dich aufsuchen, und sich

aussöhnen mit der Gerechtigkeit durch die Ermordung eines Bösewichts, mit dem sie verglichen, Helden der Tugend sind. (Sie verlassen die Hütte.)

M. Aurel. Götter, welch ein Betrüger!

Diognet. Für wen hättest du ihn gehalten, wenn er uns seine Geschichte nicht erzählt, und in seine Hütte nicht geführt hätte?

M. Aurel. Für einen rauhen, verdriesslichen Mann, aber noch immer für einen Weisen.

Diognet. Du hättest also seine Selbstgefälligkeit, seinen Stolz, seine Eitelkeit, seine Geldbegierde nicht bemerkt?

M. Aurel. Konnte ich das?

Diognet. Warum nicht, wenn du mehr auf ihn, als auf sein Wortgepränge Acht gehabt hättest? Dieser Auftritt sey dir ein neuer Bewegungsgrund, deine Aufmerksamkeit auf die Menschen zu verdoppeln, und du wirst erfahren, dass die Sprache der Tugend oft ihrem Schüler nicht so geläufig ist, als dem Häuchler. Hefte ihn aber mit einem Blick, in welchem die ganze Macht der Verehrung gegen diese Tochter des Himmels strahlet; und er muss entweder fühlen, was er spricht, oder im Häucheln ein Meister geworden seyn, wenn er ihn aushält.

(Nach einigen Tagen auf einem Landhause zu Crustumarium.)

Diognet. Marc-Aurel. Hermin.

Aristocles.

Hermin. Nun habe ich gerade genug gehört, Aristocles, um dich einmahl für allemahl versichern zu können, dass du mich nimmermehr zu deiner speculativen Vernunft bekehren wirst. Dort, wo du mich hinführen willst, war ich schon lange, fand aber nichts als überzeugende Gründe, dass alle die gewissen, evidenten, unfehlbaren Sätze, Theoremen und Grundprincipien menschlicher Erkenntniss, mit welchen ihr die bekanntesten Wahrheiten zweifelhaft machet, und unverständliche Sophismen den Menschen für reine Wahrheit verkaufen wollet, nichts als glänzender Unsinn und Irrthum sind. Mit Unwillen über die verschwendete Zeit, Geduld und Kräfte kehrte ich zurück, und fing an alle Universalien, Substanzen, Accidentien, Kategorien und wie ihr das Zeug alles nennet, aus meiner Philosophie auszustreichen; hielt mich bloss an das Praktische und an den Einfluss höherer Intelligenzen; und so erfuhr ich denn bald, dass ein bisschen Scharfsinn, mit richtiger Sachkenntniss und Empfänglichkeit für den Sinn der Gestirne verbunden, dem Geiste mehr Beruhigung, und für das gemeine Leben mehr Vortheile verschafft, als alle eure abstrakten Begriffe und Hirngespinnste,

die ihr als speculative oder reine Vernunft ausposaunet, grösstentheils aber selbst nicht versteht.

Aristocles. Wie bedaure ich dich, Hermin, dass deine Augen für das wohlthätige Licht unserer Schule nicht empfänglich sind!

Hermin. So ganz ohne Nutzen habe ich sie doch nicht verlassen. Ihr verdanke ich dieses bequeme Landhaus und ein kleines Kapital, welches mich bey herannahendem Alter hinlänglich schützen kann.

Aristocles. Dann hast du es weiter gebracht, als es manche von uns jemahls bringen werden. Möchtest du nicht so billig seyn, unserer Schule das Geheimniss, welches sie ganz verloren zu haben scheint, durch mich wieder mitzutheilen?

Hermin. Das ganze Geheimniss besteht darin, durch die Kunst alles zu beweisen, nach den Umständen jede Wahrheit zur Lüge, und jede Lüge zur Wahrheit zu machen.

Aristocles. Und diese Kunst hättest du in unserer Schule gelernet?

Hermin. Eure Abstractionen führten mich gerades Weges darauf. Nicht wie ihr müssig und unthätig, blieb ich bey ihnen stehen, sondern ich wendete sie auf wirkliche Dinge und Vorfälle des Lebens an, und die Überzeugung, dass es unter der Sonne keine absolute Wahrheit, keinen absoluten Irrthum gibt, war das Resultat davon. Liegt

einmahl diese Überzeugung zum Grunde, so ist die Kunst, alles zu beweisen, nur mehr ein Spiel.

Diognet. Es wird dir also ein Leichtes seyn, uns eine Probe von deiner Kunst hören zu lassen.

Hermin. Was wollt ihr bewiesen haben? Ich überlasse euch die Wahl.

M. Aurel. Beweise uns, dass die Tugend Laster sey.

Hermin. Bey der Minerva! nichts ist leichter als diess. Sage mir nur zuvor, was du dir unter diesen zwey Worten denkest.

M. Aurel. Unter Tugend; eine vollkommene Vernunft, oder eine richtige und feste Kenntniss der Regeln, nach welchen man handeln muss, vereinigt mit einer durch Übung erlangten Fertigkeit, in allen Fällen diesen Regeln gemäss zu verfahren. Unter Laster eine irregeführte und unwissende Vernunft in eben den Dingen, deren Wissenschaft die Tugend ist.

Hermin. Ich darf also zufolge deiner eigenen Begriffe voraussetzen, dass der, welcher aus angenommenem Irrthume und Unwissenheit handelt, lasterhaft handle.

M. Aurel. Diess ist die erste und nothwendige Folge der Grundbegriffe von Tugend und Laster.

Hermin. Wie gefällig du mir doch selbst mein Probestück erleichterst; denn ich habe nichts mehr zu beweisen, als dass deine vollkommene Vernunft, oder deine richtige und feste Kenntniss der Regeln, nach welchen man handeln muss, an-

genommener Irrthum und Unwissenheit sey. Lass uns vor allem auf den Ursprung dieser vollkommenen Vernunft zurückgehen. Angeboren ist sie dem Menschen nicht; sie muss also erst, entweder durch Erziehung, oder durch Erfahrung erlangt werden, und dann ist sie nichts anders, als das Resultat, entweder der gehabten Erziehung, oder der gemachten Erfahrungen. Gesetze und Regierungsform, allgemeine Vorurtheile, Bedürfnisse und Lebensart bestimmen den Character einer Nation, und die Erziehung trägt das Gepräge desselben offenbar an sich: nennst du das Resultat der Nationalerziehung, vollkommene Vernunft, und diese vollkommene Vernunft, Tugend; so nenne die Tugenden des Phocion Laster, denn die Erziehung der Athenienser war nicht die Erziehung der Römer. Einmahl also gibt es keine absolute, vollkommene Vernunft, folglich keine absolute Tugend; folglich eine Tugend, die einmahl Laster war, und jetzt die Frucht von dem Ansehen unterstützter Unwissenheit ist, die bloss ein conventionelles System zur Tugend erhob, bloss durch bürgerliche Verhältnisse abgemessen wird; und sobald diese sich verändern, zum Laster herabsinkt, sobald sie aufhören, in ein Nichts zerfällt. Eben so leicht hoffe ich mit der Erfahrung fertig zu werden. Nie hängt die Richtigkeit der Erfahrung von der wahren und eigenen Beschaffenheit der beobachteten Gegenstände, immer von der besondern Stimmung und Lage des Beobachters ab. Was bey Be-

obachtung physischer Gegenstände die Sinne und äussern Werkzeuge, das sind bey moralischen Temperament, Laune, Gefühl, Leidenschaften, Erziehung und Meynungen, und bloss in diesen, nicht in den Gegenständen selbst, haben die aus der Erfahrung gemachten Schlüsse ihren zureichenden Grund. Die Überzeugung, die sie hervorbringen, entspringt aus Vergleichung, und ist daher eben so unvollkommen, einseitig und unsicher, als die Überzeugung des beschnittenen Syrsers, dass der Mond die Plejaden an Grösse übertreffe: oder des Kolchiers, dass der Fasan der schönste der Vögel sey, weil er den Pfau nicht kennt. Ist nun die vollkommene Vernunft das Resultat der Erfahrung, so ist sie eben so unvollkommen und schwankend, als diese. Sie ist nicht mehr das, was sie seyn soll; und wer nach ihrer Anleitung verfährt, der handelt nach schwankenden Grundsätzen, handelt aus angenommenen Irrthümern; seine Tugend ist Laster.

M. Aurel. Sehr vorsichtig hast du das von der Natur in das menschliche Herz gelegte sittliche Gefühl vergessen; es würde dir den Beweis ziemlich erschwert haben.

Hermin. Woher kennest du dieses Gefühl?

M. Aurel. Sollte dir jene innere Zufriedenheit, die angenehme Gefährtin jeder tapfern, uneigennützigen, wohlthätigen Handlung unbekannt seyn? Weist du nichts von den bitteren Vorwürfen, die das verirrte Herz quälen, wenn es sich das erstemahl auf der Bahn des Lasters erblickt?

Hermin. Weder diese innere Zufriedenheit, noch diese Vorwürfe sind Wirkungen eines sittlichen Gefühls. Jene ist eine Tochter unserer Eigenliebe; diese sind die Stimme der Furcht vor der Strafe, oder des Stolzes, der sich jeder Unvollkommenheit schämt.

M. Aurel. Ich bewundere deinen Scharfsinn; aber ohne dich darum zu beneiden.

Hermin. Hast es auch nicht Ursache, Jüngling. Noch ist es Zeit; bewirb dich nur ernstlich nach gründlicher Sachkenntniss, und wenn du anders unter einem günstigen Einflusse der Gestirne geboren bist, so wirst du einsehen, dass meine Philosophie die wahre Philosophie des Lebens sey.

Diognet. Wäre sie doch auch die Philosophie der Sitten und der Vernunft, die nach Wahrheit, nicht nach Sophismen dürstet.

Hermin. Das ist sie, Freunde, und wenn ihr mir anders zugebet, dass jeder Satz unter diesen Verhältnissen wahr, unter andern falsch seyn könne, so soll es mir gar nicht schwer fallen, euch davon zu überzeugen. Allemahl ist es das Gefühl, was für die Wahrheit und die Falschheit eines Satzes entscheidet. Beweiset dir Aristocles einen Satz, und du hältst ihn für wahr, so gründet sich deine Überzeugung weder auf die innere Wahrheit des Satzes, die nicht da ist, noch auf die vorgelegten Gründe; sondern einzig und allein auf dein Gefühl, welches der Beweis des Aristocles entweder erwecket, oder für die scheinbare Wahrheit des

Satzes empfänglich macht. Da denn meine Philosophie die Kunst ist, jeden Satz nach den Umständen als wahr oder als falsch darzustellen; so habe ich nur noch zu forschen, wofür das Gefühl desjenigen, mit dem ich zu thun habe, empfänglich sey. Ich gebe ihm Wahrheit, und meine Philosophie ist die Philosophie der reinen Vernunft.

Aristocles. Bloss um deinen Witz noch mehr zu bewundern, möchte ich auch hören, wie deine Philosophie die Philosophie der Sitten seyn könne.

Hermin. Was sollen dir die Sitten?

Aristocles. Mich und die Wesen, die um mich sind, glücklich machen.

Hermin. Dann rathe ich dir, dass du meiner Philosophie noch heute beytrettest. Ich kenne keine andere, die bequemer, gewisser und schneller zu diesem Zwecke führte, als die meinige. Mich selbst macht sie glücklich; sie beruhigt meinen Geist, und erfreuet mein Herz durch die kräftigen Mittel, die sie mir darbietet, zur Glückseligkeit andrer mitzuwirken. Setzen wir, du wärest mit Diognet in einen verworrenen Rechts- handel verflochten, und hättest mir die Führung deiner Sache aufgetragen; anhaltende Übung setzt mich in den Stand, sowohl die guten als schlimmen Seiten jeder Sache mit einem Blicke zu durchschauen. Ich untersuche, wofür das Gefühl der Richter gestimmt sey; finde ich dasselbe für meine Parthey schon eingenommen, so kostet es mich

wenig Mühe mehr, die Gründe meines Gegners zu schwächen. Ist das Gefühl der Richter noch unbestimmt, oder wohl gar gegen die Sache, so stelle ich sie ihnen von einer Seite vor, die geschickt ist, ihr Gefühl entweder zu bestimmen, oder zu wenden. Ich gewinne den Rechtshandel und mache dich glücklich. Diese Vorthelle verschafft mir meine Philosophie in öffentlichen Geschäften. Im gesellschaftlichen Leben macht sie mich duldsam, schützt mich vor allem Zwist, und verwickelt mich nie in unangenehme Streitigkeiten, weil ich bey Darstellung einer Sache das Gefühl und Interesse der Anwesenden niemahls aus der Acht lasse. Jeder glaubt, ich denke wie er. Jeder findet seine Begriffe, Grundsätze, Meynungen und Geschmack in den meinigen, und jeder liebt mich als einen geselligen, friedliebenden, und von allem Eigensinn freyen Menschen. Hat der Einfluss höherer Intelligenzen in einem das Bewusstseyn seines Gefühls verworren, so stelle ich durch meine anschauende Kenntniss der Dinge und durch die daraus entspringende Darstellungsfähigkeit dasselbe wieder her, bringe es in Ordnung, und gebe dem im Dunkeln Herumirrenden wohlthätiges Licht. Lauter Früchte meiner Philosophie der Sitten.

Aristocles. Ich sehe, du hast die Kunst zu täuschen in ein System gebracht.

Diognet. Hat deine Philosophie nicht auch zwey Seiten?

Hermin.

Hermin. Ohne Zweifel.

Diognet. Nun wohl, so stelle sie uns von der Seite vor, für welche du unser Gefühl gestimmt glaubst; denn wir können uns kaum mehr erwehren, dich für einen gefährlichen Menschen zu halten.

Hermin. In welchem Jahre seyd ihr geboren worden?

Diognet. Ich, im achthundert fünf und vierzigsten Jahre, den vier und zwanzigsten Julius. Doch was willst du damit?

Hermin. Und du?

M. Aurel. Im achthundert zwey und siebenzigsten Jahre, den sechs und zwanzigsten April.

Hermin. Geduld! (Er schlägt ein grosses, altes Buch auf.) Dachte ich es nicht gleich. — Nun ist es kein Wunder mehr. — In jedem dieser Jahre regierte der trotzige Saturn, der euch eine ziemlich grosse Portion Eigensinn mit zur Welt gab; und da du im Löwen, du im Stier geboren worden, so müsst ihr nothwendig anders fühlen und denken, als die Menschen, welche unter der Regierung eines freundlichen Planeten und in einem friedlichen Zeichen zur Welt gekommen sind; und so kann euch freylich auch meine Philosophie nicht anständig seyn. Ihr könnet so wenig dafür, als ich; es ist die Schuld der höhern Intelligenzen, die der Bewegung der himmlischen Sphären vorstehen, von welchen alle menschliche Dinge und Schicksale abhängen.

M. Aurel I. Th.

H

Aristocles. (Der in lautes Lachen ausbricht.) **Hermin,** es ist Zeit, dass ich gehe, und dir etwas zur Stärkung hole. Lebe wohl! (Geht ab.)

Diognet. Ich hielt dich für einen gefährlichen Menschen, aber nun sehe ich, dass du nur krank bist. Du wirst nicht mehr gefährlich seyn, so bald du genesest.

(Ein Sklave tritt herein.)

Der Sklave. (zu Hermin.) Morgen um die zehnte Stunde wirst du vor dem Gerichte der Hundertmänner erwartet. Hier sind die hundert und sechszig Silberdenare, die du für den Eid verlangt hast.

Hermin. Sage deinem Herrn, ich werde zu rechter Zeit erscheinen. (Der Sklave geht ab. Hermin zu Diognet.) Der Tag ist glücklich gewählt, morgen tritt die Sonne in die Wage, es kann nicht fehlen, mein Zeugniß und mein Eid wird das Gleichgewicht zwischen den streitenden Partheyen wiederherstellen.

Diognet. Sage mir doch, beym Jupiter! welchen Einfluss der Eintritt der Sonne in die Wage auf dein Zeugniß und Eid haben soll?

Hermin. Der Patricier Aemilius klagt wider den Ritter Crassus, dass ihn dieser geschlagen; ich soll wider den Patricier zeugen, dass Crassus keine Hand gegen ihn aufgehoben hat.

Diognet. Gut, so mag die Sonne in den Krebs, oder in den Fisch treten, wenn du bey dem Handel gegenwärtig warest, und sahest, dass —

Hermin. Ich sah und hörte nichts.

Diognet. Wie kannst du also einen Eid leisten?

Hermin. Der Handel hat sich den sechsten dieses Monats zugetragen.

Diognet. Was kann in dieser Sache der sechste entscheiden?

Hermin. Alles. An diesem Tage stand die Venus in Vereinigung mit dem Mars; und da war es nicht möglich, dass sich zwey Menschen in der Welt schlügen. Ich kann also auf die Unschuld des Ritters ruhig meinen Eid schwören.

Diognet. Denke morgen unserer, wenn du ihn schwörest, wir werden in Äskulaps Tempel für dich opfern. (Sie gehen weg.)

M. Aurel. (Auf der Strasse.) Welch ein Chaos des Unsinns in einem einzigen Kopfe!

Diognet. So viel vermag der Hang zum Sonderbaren: von jeher brachte er die wunderbarsten Abentheuer in Meynungen und Sitten hervor. Versteckt sind seine Schlingen, verheerend und dem verführerischen Gesange der Syrenen gleich, lockend und täuschend ist seine Macht, und nur mit vieler Mühe entrinnet ihr der denkende Kopf. Eine überspannte, pedantische Erziehung legte zu Hermins Verirrungen den ersten Grund. In den Jahren, die für den Character des Mannes

entscheidend sind, widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit. Seine natürlichen Fähigkeiten beförderten seinen Fortgang; seine Clienten verbreiteten seinen Ruhm. Übermässige Anstrengung machte ihm seinen Beruf verhasst, er zog sich zurück, und wählte das Landleben. Die an mannichfaltigen Vergnügungen reichen Scenen der Natur machten keinen Eindruck mehr auf seinen Geist, der nur an Ränke, Feinheiten und trockene Grübeleyen gewöhnt war. Überdruß und Langeweile verfolgten ihn bis zu dem Tempel der Musen, er wurde Dichter und geizte nach Lorbeern. Seine Verse waren kalt und steif, ihr Klang schmetternd, und seicht ihr Witz. Seine Tischfreunde fanden sie schön, seine Nachbarn mittelmässig, seine Zuhörer in der Stadt sogar hinkend und elend. Mit Unwillen und Scham gab er die geraubte Leyer dem Apollo zurück, und rächte sich an den pierischen Mädchen, die den Gecken verschmähten, dadurch, dass er wieder zu den Altären der Themis, die er so leichtsinnig und undankbar verlassen hatte, reuevoll zurückfloh. Schon bekannt mit seiner zum Übertreiben geneigten Gemüthsart, übernahm er wenigere Rechtshändel, und weihte seine müßigen Stunden der Philosophie. Pythagoras, Plato, Aristoteles, Zeno, Epikur und Pyrrho sahen in Hermin wechselsweise ihren Schüler; Neugier machte ihn zum Anhänger aller Secten, und erst in dem Gedanken, sich ein eigenes System zu schaffen, fand er die lange verge-

bens gesuchte Befriedigung. Wenn nur Langeweile, nicht edler Stolz den Geist zur Geschäftigkeit treibt, so fängt er an das Einfache der Natur, dann das Gewöhnliche zu übersteigen; weil ihm eines so wie das andere nur einerley Eindrücke, die ihn ermüden, gewährt. Begierig jagt er neuen Eindrücken nach, und geräth, von seinen Führerinnen, Klugheit und Mässigung, verlassen, auf das Sonderbare. Auf diesem Punkte stand Hermin, als er an die Zusammenordnung und Ausbildung seines Systems Hand anlegte; und so, dächte ich, soll es dich gar nicht mehr befremden, dass der Mann, der als Rechtsgelehrter die Gerechtigkeit in alle mögliche Formen und Gestalten umzugießen wusste; der als Dichter, maulaufsperrende Wolken, versteinerte Sterne, blutige Götter sah, und Berge fliegen, den Ocean tanzen, die Elemente und die ganze Natur an einem hitzigen Fieber krank liegen liess; auch als Philosoph die Natur verliess; und in dem Reiche des Sonderbaren, anstatt der Juno eine Wolke umarmte, und Centauren hervorbrachte. — Bleib du daher der Natur getreu; nur was mit ihr übereinstimmt, ist Wahrheit, ist würdig von den Weisen gesucht zu werden. Jeder Schritt, der nicht zu ihrem Heiligthume hinleitet, führt auf Abwege, und locket den Forscher in das Reich der Schimären. Studiere sie in allen Dingen, lerne ihre Gesetze, betrachte ihre Kräfte, und wende die gemachten Entdeckungen auf deine eigene Glückseligkeit an. Erhalte deinen Geist in bestän-

diger Bewegung zwischen beobachten, vergleichen und folgern. Kein Vorurtheil müsse dich irre machen, keine Gewohnheit aufhalten, kein Ansehen beruhigen. Einschläfernde Trägheit lauert stets auf den nach Wahrheit strebenden Geist, überlässt er sich ihr, so sinkt er in Leichtgläubigkeit. Erträumte Systeme treten dann an die Stelle der Erfahrung und der Vernunft; mit Neugier verschlingt er alle die Thorheiten und Irrthümer, in welchen Beyspiel und Ansehen ihn bestärken.

Einige Wochen darauf.

Auf dem Landhause des Pompejus.

Marc - Aurel. Diognet. Alexander.
Theodas. (Gehen in dem Garten spazieren.)

M. Aurel. Alles winkt hier dem Naturfreunde zur Ruhe.

Alexander. Die ganze Welt scheint mir von hier aus besänftigt. Wenn hier mein Geist der Erde entflieht, wenn er von der Gemeinschaft der Sinne, so viel als möglich ist, getrennt und in sich selbst gekehrt, sich in Betrachtung ewiger Wahrheiten übt; o Freunde, welch süsse Stunden sind das für mich! Nur in dieser Flucht des Irdischen, in die-

ser Abgezogenheit des Geistes von dem Körper, und in der beständigen Anschauung der ewigen Wahrheit reiniget sich die Seele und nähert sich der Gottheit.

Theodas. Wie unverständlich diese Sprache meinen Ohren klingt!

Alexander. O könnte ich sie dir verständlich machen, denn ich liebe dich; liebte dich schon, als unsere Sselen noch in dem Lichte der Gottheit schwebten. Könnte ich dir die Sprache der Weisheit verständlich machen!

M. Aurel. Was nennest du Weisheit, lebenswürdiger Mann?

Theodas. (Hämisch) So, Jüngling, da triffst du den rechten Punkt.

Alexander. Die Fähigkeit und Übung, das Unsichtbare mit dem Auge eines gereinigten Verstandes unverwandt anzuschauen.

Theodas. Träume doch nicht immer, oder lass uns von etwas andern sprechen. Ich fürchte, du selbst möchtest entfliehen, und für uns unsichtbar werden. Ich wünsche dich noch länger mit meinen körperlichen Augen zu sehen, denn für unsichtbare Dinge ist mein Verstand blind.

Alexander. Er ist nicht blind, lieber Theodas; deine Zweifelsucht verband ihm nur die Augen: zerreiss die Binde, und du wirst eben das sehen, was ich sehe, denn dein Herz ist gut.

Theodas. Auch das Unsichtbare?

Alexander. Gott, die unsterblichen Geister, alles wirst du sehen.

Theodas. Wie könnte ich das sehen, was nicht da ist, und für dessen Nichtseyn seine Unsichtbarkeit den ersten Beweis giebt?

Alexander. Verstehe ich dich recht, Theodas? Du meinst doch nur Unsichtbarkeit für körperliche Augen, nicht für die gereinigten Augen des Verstandes?

Theodas. Auch disse, und alles, was du damit sehen willst, ist nur in deiner Einbildung da.

Alexander. Wie, sollte Gott nicht wirklich da seyn?

Theodas. Ich weiss es nicht: denn noch habe ich keinen Grund gefunden, es zu wissen.

Alexander. Noch nie hörte ich dich deine Zweifelsucht so weit treiben. Freund, ich zittere für dich, für deine Ruhe, für deine Glückseligkeit.

Theodas. Diese lassen meine Zweifel und Unwissenheit ungestört; denn nicht anders würde ich handeln, wäre ich auch von dem Daseyn deiner Götter und Götterwelt eben so gewiss, als von meinem eigenen überzeugt.

Alexander. An deinem Daseyn also zweifelst du noch nicht?

Theodas. An keines Dinges Daseyn, welches eine genaue Prüfung der Sinne aushält.

Alexander. Dann wirst du mir auch zugeben, dass alles, was du der Prüfung der Sinne unterwirfst, zusammengesetzt, zufällig, veränderlich,

und dem Untergange unterworfen ist; folglich dass alle diese wandelbaren Wesen unmöglich von Ewigkeit her und ohne Ursache da seyn können.

Theodas. Von Ewigkeit her giengen sie aus einer Verwandlung in die andere über.

Alexander. Das konnten sie nicht, weil sie zusammengesetzt sind. Gleichwie sie untergehen, wenn sie in ihre Bestandtheile aufgelöst werden, so können sie erst entstanden seyn, als ihre Theile zusammengesetzt worden sind.

Diognet. Ich wünsche, Alexander, dass dich die Mnemosyne*) nicht verlasse.

Theodas. Entweder sind die Grundstoffe deiner wandelbaren Wesen einfach, oder zusammengesetzt; sind sie das letztere, so ist noch eine weitere Auflösung möglich: sind sie einfach, so sage mir, wenn sie aus dem Nichtseyn in das Seyn übergegangen sind?

Alexander. Da, als eine selbstständige und unwandelbare Ursache sie hervorgebracht hatte.

Theodas. Sind Selbstständigkeit und Unwandelbarkeit die einzigen Eigenschaften dieser schöpferischen Ursache?

Alexander. Sie ist auch ewig und einfach.

Theodas. Wenn denn eine ewige und einfache Ursache möglich ist, warum lässtest du nicht lieber die einfachen Grundstoffe der Dinge selbst-

*) Des Cölus und der Erde Tochter. Sie erfand den Vernunftschluss, und bildete die Sprache der Menschen dadurch, dass sie jedem Dinge seinen gehörigen Namen gab.

ständig und ewig seyn? Was nöthigt dich, noch eine Ursache zu erdichten, die ihnen das Daseyn geben soll?

Alexander. Verstehest du unter den Grundstoffen der Dinge die Materie der Welt, so mögen sie dir zu gefallen selbstständig und ewig seyn; dann aber ist noch immer eine Grundursache notwendig, die der Materie Bewegung gibt, weil sie von Natur träge ist, und nach dem Verhältniss ihrer Masse der Bewegung widersteht.

Theodas. Selbst dieser Widerstand erhebt die Materie über die Trägheit, die du ihr andich-test. Sie würde nicht widerstehen, hätte sie nicht eine innere von ihrem Wesen unzertrennliche Kraft, die sie zum Widerstande geschickt macht. Nimm ihr nur auf einen Augenblick diese Wirksamkeit, so zerstörst du ihr Wesen, und sie hört auf, Materie zu seyn.

Alexander. Noch stehen wir immer auf dem nämlichen Punkte. Wer gab der Materie die Bewegung?

Theodas. Niemand. Sie ist ewig, und ewig ist ihr Wesen. Nur durch die Bewegung ist sie Materie, ohne sie ist sie nichts. Es durfte ihr also Niemand geben, was sie von Ewigkeit her hatte, haben musste, wenn sie das seyn sollte, was sie ist. — Kurz, die Materie ist da, weiter hinaus ist ein Abgrund. Vergeblich bestrebt sich der menschliche Verstand über denselben hinwegzufliegen. Der Mensch sah die Form, Verhältnisse und

Wirkungen der Materie; er suchte die Ursache, fand sie aber nicht: er stürzte über die Materie hinaus, und träumte sich daselbst eine Ursache, die alle Eigenschaften der modificirten Materie an sich hatte. Philosophen, des Nachdenkens müde, stürzten nach; Priester stellten sich vor den Abgrund, lockten das menschliche Geschlecht hinein, und bedeckten den Rückweg mit Schwertern und Scheiterhaufen.

Alexander. Diese müssen nicht gebrannt haben, als du ihnen entronnen bist.

Theodas. Sie brannten; aber ich hatte zu wenig Wissbegierde, und die Lockungen der Priester zu wenig Reitze, um mich aus meiner sinnlichen Welt, in der ich mich so gut eingerichtet habe, in eine unbekannte Ideen- und Geisterwelt fortzureissen.

M. Aurel. Wäre das Daseyn der Götter nur aus dergleichen spitzfindigen Spekulationen erweislich, so würde ich keinen Augenblick anstehen, zur Parthey des Theodas zu treten; so aber verkündigt die in der ganzen Natur, und in allen ihren Wirkungen herrschende Ordnung eine vernünftige, mit Weisheit und Absicht handelnde Ursache; und gibt für ihr Daseyn das untrüglichste Zeugniß, das meinen ganzen Glauben und meine Ergebenheit verdient.

Theodas. Weder Ordnung noch Unordnung ist in der Natur wirklich vorhanden. Alles in der Natur lebt und wirkt. Alles ist Wirkung des Vorher-

gehenden, und Ursache des Folgenden. Die aus der innern Beschaffenheit der Materie fließende Nothwendigkeit brachte diese in sich selbst zurückgehende Kette der Ursachen und Wirkungen hervor, und schloss alle Freyheit, und mit dieser auch alle Ordnung und Unordnung, Weisheit und Absicht, die ohne Freyheit nicht bestehen kann, aus. Der Begriff von Ordnung in der Natur entstand vielleicht bloss dadurch, dass der Mensch seine eigene Art zu seyn auf die Dinge ausser ihm übertrug. Er schloss so, oder musste wenigstens so schliessen. »Ich empfinde mich, also bin ich. »Ich glaube auch ausser mir Dinge zu empfinden, also sind sie. Ich denke, und in meinen Gedanken liegt der zureichende Grund aller meiner Handlungen, also ist der Gedanke der zureichende Grund aller Wirkungen, aller Verhältnisse ausser mir. In meinen Handlungen ist Ordnung, sie wäre aber nicht, wenn ich nicht dächte, also ist in allen Wirkungen und Verhältnissen, in der ganzen Natur Ordnung.« Hieraus siehst du, dass der Begriff von Ordnung ein blosses Geschöpf des menschlichen Verstandes ist, das ausser demselben keinen zureichenden Grund hat. Und nun, welcher Sprung im Schliessen, von einem abstrakten metaphysischen Begriff auf ein reelles, wirkliches Wesen! Ich denke mir in der Natur Ordnung, also ist ein vernünftiges Wesen da, welches sie gemacht hat.

Alexander. Du bist ein treflicher Wegwei-

ser, Theodas. Hätte ich dich doch vor sechs Jahren bey mir gehabt, als ich bey Memphis in die Pyramide hinunterstieg, du hättest mich gewiss nicht sinken lassen. Nur in dem Reiche der Wahrheit ist mir deine Wegekenntniss ein wenig verdächtig; denn die Übereinstimmung aller Völker zeigt, dass die Menschen ganz andere Wege gegangen sind, als die du sie gehen lässest. Sie folgten den Winken der Natur, und kamen, trotz deinen Zweifeln, zum Heiligthume eines Wesens, dessen schimmerndes Licht ihnen die ganze Bahn beleuchtete, und die Wolke des Zweifels auf einmahl zerstreute.

Theodas. Freylich winkte ihnen die Natur, aber sie verstanden ihre Winke unrecht. Sie lachte, und der ungebildete Mensch fiel auf seine Knie und betete an; was, das wusste er selbst nicht. Sie zerstörte, er erschrak, und stürzte bebend zu den Füßen der Altäre hin. Vielleicht wären keine Götter, keine Tempel, keine Priester, wenn der Mensch nie bewundert, nie gezittert hätte.

Diognet. Dass die Trägheit der Materie, die Ordnung in der Natur, die Übereinstimmung aller Völker zu schwach sey, das Daseyn der Götter bis zur philosophischen Gewissheit zu beweisen; dass man vom Endlichen auf das Unendliche, von dem Zufälligen auf das Nothwendige, von dem Vollkommenen auf das Vollkommnere; und von diesem auf das Vollkommenste nicht sicher schliessen könne; und dass überhaupt die Lehre von dem Daseyn der

Götter wichtigen und grossen Schwierigkeiten ausgesetzt sey, scheint auch mir einleuchtend. So wenig aber die angeführten Gründe einen genuthuenden Beweis für das Daseyn der Götter geben können, eben so wenig kann aus dem Entgegengesetzten bewiesen oder wahrscheinlich gemacht werden, dass die Götter nicht sind.

Theodas. Das gebe ich dir gerne zu.

Diognet. Das Schwankende also und Mangelhafte der Gründe sowohl für als wider das Daseyn der Götter beweiset bloss, dass ihr Daseyn kein Gegenstand der Spekulation, sondern eine Sache des Gefühls und des Herzens ist. Niemand läugnet eine durch die ganze Natur verbreitete Urkraft, die nach ewigen und nothwendigen Gesetzen alles belebt und bewegt; aber diese Urkraft ist nicht der Gott, dessen die Menschen bedürfen, den sie anbeten, und durch Opfer entweder zu besänftigen, oder ihren Wünschen günstig zu machen suchen. Dieser Gott muss nicht, kann nicht bewiesen werden, er muss geglaubt und empfunden werden.

Alexander. Und wer mir dieses Gefühl raubt, der ist mein Feind; denn er raubt mir meine Ruhe, meine Glückseligkeit, mein Daseyn.

Theodas. Das wollte ich dir nicht rauben; nur möchte ich nicht, dass dich deine Gefühle und Empfindungen zu Machtsprüchen verleiteten. Aufrecht gesprochen, mir ist jeder dogmatische Philosoph entweder ein Träumer, oder ein Betrüger; bisweilen auch beydes.

Alexander. Warum sollte man nicht das Gefühl durch Beweise zu stärken, zu verfeinern, zu veredeln suchen; vorzüglich so ein nützliches und der Würde des Menschen ganz angemessenes Gefühl?

Theodas. Sieh', da bringst du ganz unvermerkt einen neuen Schöpfer der Götter an das Licht. Bewunderung und Furcht waren nicht mächtig genug, es musste ihnen auch Stolz zu Hülfe kommen; sonst wüsste ich nicht, was ich und hundert andere, die mit mir gleich denken, verschuldet hätten, dass die Natur gerade uns dieses nützliche und die Würde des Menschen erhebende Gefühl versagt hat. Es gibt doch so manche Gefühle, die nicht natürlich sind, und darunter möchte wohl auch dieses vom Daseyn der Götter gehören.

Alexander. Lieber Theodas, in dem Augenblicke als du mich vor einer Grube warnest, springest du selbst hinein und entscheidest aus dem Stegreif, dass ein Gefühl, welches dir mangelt, dafür aber viele Tausende glücklich macht, nicht natürlich sey. Gesetzt auch, Zweifelsucht hätte dasselbe in dir nicht erstickt, so wäre dennoch dein Schluss sehr voreilig. Mangelt es einigen ohne ihre Schuld, so liegt die Ursache schon in der ursprünglichen Ungleichheit der Seelen.

Theodas. Ungleichheit der Seelen? Eine neue Ungereimtheit für mich.

Alexander. Jedes individuelle Wesen hat seine individuellen Beschaffenheiten; und nicht

zwey Dinge in der Natur sind sich einander vollkommen gleich. Schon dieses wäre genug, die Ungleichheit der Seelen ausser allem Zweifal zu setzen: aber es sind noch höhere Gründe, die diese Wahrheit bestätigen. Nur deinetwegen, lehrbegieriger Jüngling, will ich sie anführen, dem Theodas mögen sie immer lächerlich scheinen, sie sind desswegen nicht weniger wahr. Die Seelen der Menschen waren einst selige Dämonen. Sie waren glücklich, ob ihnen gleich Reinigkeit, Stärke und Ähnlichkeit mit dem Schöpfer in einem ungleichen Grade zu Theil ward. Der Gottheit nachzustreben, und die ewige Wahrheit und Urschönheit mit anhaltender Aufmerksamkeit anzuschauen, war ihre einzige Bestimmung, der sie doch nicht alle mit gleichem Eifer nachlebten. Viele wichen vorsätzlich von derselben ab, und luden muthwillig den gerechten Zorn Gottes auf sich. Nach dem Masse ihrer Schuld werden ihnen nun auf dieser Erde Körper zugetheilt, deren verschiedene Einrichtung und Mischung, verbunden mit der Art, nach welcher sie erzogen worden, den Fortgang des Menschen befördert oder zurückhält, und dadurch auch den gestürzten Dämonen die Rückkehr zur verlorenen Seligkeit erleichtert oder erschwert. Die meisten dieser verunglückten Geister sind in Körper eingeschlossen, die in einem gefährlichen Missverhältniss mit ihnen stehen. Ein zu grosses Übergewicht des Dämons über den Körper bringt wirksame, scharfsinnige Menschen hervor, die alle sowohl

wohl gute als böse Eindrücke und Vorsätze leicht empfangen, aber durch körperliche Schwäche gebeugt, dieselben am Ende doch wieder fahren lassen. Noch trauriger ist das Schicksal derjenigen, die in Körper versetzt sind, deren Kräfte die Kräfte der Dämonen überwiegen. Träge und unbewegliche, oder schwache, verächtliche Menschen, die von dem geringsten Vergnügen oder Schmerz, Furcht oder Hoffnung herumgetrieben werden, sind die Geschöpfe dieses unseligen Missverhältnisses. Nur wenige waren so glücklich in Körper eingeschlossen zu werden, die mit ihnen so harmonisch übereinstimmen, dass der Dämon über den Körper herrscht ohne ihn zu zerstören; und dieser dem Dämon willig dient ohne ihn zu überwältigen, oder in seinen Verrichtungen aufzuhalten. Diese Harmonie macht vollendete Menschen, welche die Welt durch ihre Kenntnisse erleuchten, und durch die glänzendsten Beyspiele der Tugend in der Kunst, den Vorschriften der Weisheit gemäss zu leben, unterrichten. Also in dem Verhältnisse der Dämonen gegen Gott vor ihrem Falle, und in dem gegen den Körper, den sie zur Strafe beseelen müssen, hat alle Ungleichheit der Menschen in Ansehung der Kenntnisse, Begriffe, Empfindungen und Sitten ihren Ursprung. In diesem Verhältniss hat das Gefühl von einem unendlich weisen und guten Urheber und Beherrscher aller Dinge seinen Grund, und in demselben kann Theodas die Ursache finden, warum ihm ein Gefühl mangelt, welches zum Glücke

der Welt und der Menschheit in viel tausend redlichen Herzen noch lebt.

Theodas. Deine lebhaft e Einbildungskraft verräth einen in dir erstorbenen Dichter. Du nimmst Träume für Meynungen an, stellst sie als Grundsätze auf, und glückt es dir, hernach passende Schlüsse und Folgerungen daraus zu ziehen, so überredest du andre und dich selbst, dass sie wahr sind.

M. Aurel. Ich wünschte auch Diognets Meynung über das Schicksal der Dämonen zu hören.

Diognet. Es thut mir leid, dass ich deinen Wunsch nicht befriedigen kann, denn in der Dämonologie bin ich der unwissendste Profan. Ich kenne daher auch keine Ungleichheit der Seelen, und halte die Verschiedenheit der Menschen im Denken, Empfinden und Handeln bloss für eine nothwendige Folge der Organisation und der Erziehung, worunter ich auch Lebensart, Gesetze und Religion verstanden haben will. Jene bringt den ungleichen Grad der Aufmerksamkeit und Lebhaftigkeit der Leidenschaften, diese die ungleiche Richtung derselben hervor. Wenn demnach der einzige Prüfstein physischer und moralischer Wahrheiten die Erfahrung ist, so schmeichle ich mir, sie auf meiner Seite zu haben, denn alle wirkliche und mögliche Erscheinungen der Verschiedenheit der Menschen lassen sich aus der Organisation und Erziehung erklären.

Alexander. Liegt deine Organisation in der Seele, oder in dem Körper?

Diognet. In dem letztern.

Alexander. Du bemerkst nicht, dass du die ganze Thätigkeit der Seele in Gefahr setzest, wenn du die Organisation des Körpers zum Grundprincip aller Verschiedenheit im Denken und Handeln annimmst.

Theodas. Aus der sie doch bald gerettet wird, wenn man nur Muth und Aufrichtigkeit genug hat, zu gestehen, dass der durch das Wort Seele bezeichnete Begriff nichts mehr, als ein platonischer Traum sey. Ich weiss, du hältst sie für einen Dämon; wenn du aber im Ernste sagen solltest, was dieser Dämon sey, so müsstest du bekennen —

Alexander. Dass er ein Geist ist.

Theodas. Woher weisst du das?

Alexander. Aus seinen Wirkungen.

Theodas. Und diese sind?

Alexander. Denken.

Theodas. Beym Donnergott! wie konntest du vom Denken auf einen Geist schliessen?

Alexander. Materie und Gedanken sind zwey sich ewig widersprechende Dinge.

Theodas. Worin besteht der Widerspruch?

Alexander. Der Gedanke ist einfach; die Materie ausgedehnt.

Theodas. Was hindert es, dass die Ausdehnung und das Denken nicht Eigenschaften eines und desselben Körpers seyn können?

Alexander. Die innere Unmöglichkeit.

Theodas. (Wirft einen Stein in die Höhe.) Warum fliegt dieser Stein in die Höhe?

Alexander. Die Schwungkraft treibt ihn.

Theodas. Warum fällt er wieder zur Erde?

Alexander. Weil die Schwerkraft jeden Körper nach seinem Mittelpunkte streben macht.

Theodas. (Beugt einen Zweig.) Was bringt diesen Zweig in seine vorige Lage zurück?

Alexander. Die Schnellkraft.

Theodas. Und nun, was sind diese Kräfte?

Alexander. Modificationen der Materie.

Theodas. Sind sie in, oder ausser der Materie?

Alexander. In der Materie.

Theodas. Ausgedehnt oder einfach?

Alexander. Einfach in ihrem Wesen, in ihren Wirkungen ausgedehnt.

Theodas. Du könntest dich wohl um das Geisterreich verdient machen, wenn du auch diese Kräfte dahin versetztest.

Alexander. Wäre es möglich, dass du den Unterschied zwischen der Kraft, die denkt, und der Kraft, die den Körper bewegt, nicht sähest?

Theodas. Du träumtest doch erst so schön von dem ursprünglichen Unterschiede der Geister. Vermöge deines Traumes wären ja diese Kräfte und die Denkkraft nur verschiedene Dämonen, die in die Geisterwelt eben so 'gut passen würden, als die geistvolle Helena des Zeuxes unter die Lauben des Philippus.

Alexander. Wahrheiten werden durch Witzeley und Sinnsprüche weder geschwächt noch widerlegt. Meine Denkkraft ist ein Geist, denn der Gedanke ist untheilbar. Die Bewegung ist theilbar; deine Kräfte müssen sichs also schon gefallen lassen, noch länger Modificationen zu bleiben.

Theodas. Das mögen sie, aber ich will sie über ihr Schicksal dadurch trösten, dass ich ihre stolzere Schwester von ihrer erträumten Höhe herabziehe und ihr zeige, dass auch sie nichts bessers ist, als bloss eine Modification der Materie. Entweder verstehst du unter Gedanken Ideen oder Urtheile. Sind sie das erstere, so können sie in einem gewissen Sinne untheilbar genannt werden, aber desswegen sind sie noch nicht Wirkungen eines Geistes, sondern blosse Eindrücke, zu welchen sich das Gehirn leidend verhält. Sind die Gedanken Urtheile, so kommt ihnen Theilbarkeit nicht weniger zu, als der Bewegung. Denn gleich dieser haben sie ihren Anfang, Fortgang und Ende, gleich dieser werden sie erregt, bestimmt, vermehrt, getheilt, geschwächt, verstärkt und zusammengesetzt. Die Denkkraft hat also alle Bestim-

mungen mit den übrigen Kräften der Materie gemein, und ist, so wie diese, nichts anders als eine Modification.

Alexander. Ich will dich nicht auf den Unterschied zwischen der Theilbarkeit im Raume und der in der Zeit, zwischen Gröfse und Grad, aufmerksam machen; zu ermüdend wär' es für dich. Aber was mögen sich hier die Pappeln und dieser marmorne Apollo denken, wenn sie dich so sprechen hören!

Theodas. Wären sie so wie ich organisirt, so würden sie denken: Theodas hat recht. Es ist unnöthig, eine Modification der Materie zu einer Substanz zu machen, auf die weder Erfahrung noch Analogie der Natur führt. Es ist unnöthig, einem Rade zwey Axen zu geben, das sich um eine bewegen kann. Sie würden es mit mir lächerlich finden, ein Wesen ohne Ausdehnung annehmen, das doch auf die Ausdehnung wirken muss. Von einem Wesen behaupten, es nähme keinen Raum ein, und es doch bald in dem Gehirne, bald in der Brust, bald in dem Herzen wohnen lassen. Einem Wesen alle Berührungspunkte absprechen, und es doch vermittelt der Organen an die Reihe der Dinge in der Natur heften.

Alexander. (Pflückt eine Rose ab und wirft sie in den Springbrunnen.) Gewiss hat diese Rose Schwung- und Schwerkraft mit allen Körpern gemein, und doch wirkten diese Kräfte nicht eher, als bis ich sie in Bewegung setzte. Eben so muss ein Triebwerk

seyn, welches die Organen in Bewegung setzt, die ihrer Natur nach träge sind und sich nur leidend verhalten; und dieses Triebwerk ist der Geist.

Theodas. Die Rose muss bewegt werden, wenn ihre Schwungkraft einer bestimmten Richtung folgen soll, weil sie nicht so organisirt ist, dass sie sich selbst nach derselben bewegen könnte. Bey dem Menschen ist dieses Triebwerk die feiner und künstlicher organisirte Materie selbst. — Hast du auf deiner Reise durch Egypten die Statue des Memnon gesehen?

Alexander. Ich sahe sie, und hörte ihren Klang; wenn sie dir aber helfen soll, die Denkkraft in der Materie wider mich zu beweisen, und den Geist aus der Natur hinaus zu vernünfteln, so muss ich dir versichern, dass sie schon seit vielen Jahren kein Wort mehr spricht.

Theodas. Hast du sie nicht gefragt, warum sie gerade beym Aufgang der Sonne so einen anmuthigen und frölichen Klang hören lasse?

Alexander. Sie sagte mir, sie verdanke es dem Künstler, der ihr durch die Einrichtung ihres innern Baues zu der Ehre, die Morgensonne täglich zu begrüßen, geholfen hat. Möchtest du dich doch an Dankbarkeit von einem Steine nicht übertreffen lassen, und eben so redlich bekennen, dass du es dem vom Schöpfer dir zugetheilten Dämon zu verdanken habest, dass du denkst!

Theodas. Ich will dich gleich überzeugen, dass es mir weder an Redlichkeit noch an Dankbar-

keit mangelt. Was der Statue des Memnon ihr innerer Bau, das ist mir die Organisation. Die Strahlen der Morgensonne sind die Eindrücke, welche die äussern Gegenstände auf meine Sinne machen. Meine Gehirnfibern werden von denselben erschüttert; mein inneres Sensorium wirkt zurück, meine Maschine empfindet, und ich falle nieder auf die Knie und danke der Natur, dass sie diese Kraft in die Materie gelegt hat, aus welcher meine Maschine zusammengesetzt ist.

Alexander. Wir sprachen ja vom Denken, nicht vom empfinden.

Theodas. Und ist denken etwas anders, als empfinden?

Diognet. Nun verstehe ich dich erst. Vorausgesetzt, dass denken und empfinden einerley sey, so scheint mir der Satz: die Materie denkt, gar nichts widersprechendes zu sagen. Denn dass sie empfindet, ist wenigstens sehr wahrscheinlich.

Theodas. Und dass es einerley sey, will ich an dieser schönen Venus beweisen. Gewiss gefällt sie auch dir, Alexander, ungeachtet sie von keinem Dämon beseelt wird. Wir wollen den Gedanken: diese Venus ist schön, in einzelne Begriffe auflösen, um zu sehen, was er ist, und wie er entstanden ist. Was geht in dir vor, wenn du dieses Meisterwerk des Skopas ansiehst?

Alexander. Es macht auf meine Augen zwey verschiedene Eindrücke, die sich bis zum Gehirne fortpflanzen, wo die Seele —

Theodas. Nur sachte mit der Seele, noch bedürfen wir ihrer nicht. — Durch den Anblick der Statue wird dein inneres Sensorium bewegt, verändert, und erhält zwey Wahrnehmungen, die du mit den Namen: Farbe und Gestalt bezeichnest, und in dem Augenblicke hast du die Vorstellung eines weisen und menschlichen Körpers. Legst du nun deine Hand an diesen so schön geformten Busen, so empfängt sie drey Eindrücke, die du durch die Ausdrücke Runde, Härte und dem entgegengesetzten Weiche unterscheidest.

Alexander. Und mein Geist wünscht —

Theodas. Der hat noch nichts zu thun dabey. Aus —

Alexander. Dichte so lange es dir gefällt, ich will dich nicht mehr unterbrechen.

Theodas. Aus der sinnlichen Empfindung deines Gefühls entstehen dann wieder drey neue Wahrnehmungen in deinem Gehirne. Diese bewegen das innere Sensorium, und durch die Gegenwirkung desselben erhältst du drey neue Vorstellungen. — Jetzt eine Herzensfrage, Alexander: hörtest du jemahls von den Rosenlippen eines blühenden, diese Venus an Schönheit übertreffenden Mädchens die rufende Stimme: komm, Geliebter, und freue dich in meinen Armen deines Daseyns!

Alexander. An welche Zeiten Erinnerst du mich! Meine göttliche Chloris sagte es oft. Noch vor sechs Jahren an einem schönen Maiabend sagte sie's das letztemahl und unsere Seelen schmolzen zusammen.

Theodas. Vergiss jetzt das Zusammenschmelzen der Seelen, erneuere nur den Eindruck, welchen dieser Zuruf deiner göttlichen Chloris auf dein Gehör machte, und die darauf in deinem Gehirn erfolgte Wahrnehmung, Erschütterung und Vorstellung, und dann denke dir, auch diese Venus spräche: komm und freue dich deines Daseyns!

Alexander. Sie ist Stein!

Theodas. Die Bemerkung, dass sie Stein ist, bringt wieder drey neue Veränderungen in deinem Gehirne hervor. Erstens: den Begriff eines leblosen Bildes; dann den entgegengesetzten eines lebenden Weibes; und endlich die Rückerinnerung des seligen Genusses in den Armen deiner Chloris. Fährst du fort das Bild zu betrachten, so bekommt dein Auge noch zwey neue Eindrücke, die du Verhältniss der Theile zum Ganzen und Rundung nennest; die zu deinem Gehirne fortgepflanzt, daselbst den Begriff des Schönen erzeugen. Alle diese verschiedenen sinnlichen Eindrücke, Wahrnehmungen und Vorstellungen mit einander verbunden, geben dir die Idee eines Ganzen, mit welchem sich dein inneres Organ in Verbindung, Absonderung, Zusammenstellung, Ordnung und Vergleichung der empfangenen Modificationen beschäf-

tigen kann. Diese Beschäftigung nenne ich denken, und so ist Denkkraft nichts anders, als die künstliche Organisation des Gehirnes, welche dasselbe fähig macht, äussere Gegenstände vermittelt der Sinne zu empfinden, und die Empfindung wahrzunehmen.

Alexander. Willst du nicht auch das Gedächtniss, die Einbildungskraft, den Verstand, den Willen, die Leidenschaften und alle übrigen Kräfte eines geistigen Wesens zu Hülfe nehmen, um dein schönes Gedicht vollständig zu machen?

Theodas. Auch diese Kräfte sind nur Modificationen des innern Organs, die aus der Empfindung herrühren. Lass uns bey unserer Venus stehen bleiben. Wenn du sie nach der Empfindung eines schönen Weibes, oder nach dem Gedanken: diese Venus ist schön, noch länger ansähest, und dann von ihren Schönheiten gerührt, dort in den dunkeln Lindenhain hingingest; mit was für Bildern würde sich dein Dämon belustigen?

Alexander. Ich würde mir den Augenblick zurückrufen, in welchem ich meine Chloris das erstemahl sah. Lebhaft würde ich sie mir vorstellen, wie sie vor mir stand mit zur Erde gesenkten Augen, in welchen ich alle Reitze einer himmlischen Seele entdeckte, als sie dieselben erhob. Bescheidener und sittsamer in ihrem Anzuge, als diese Venus, war sie gerade so schön und schlank gebaut, gerade so wallten ihre blonden Locken über den Hals in ihren Busen herab, gerade so ein kleiner

Mund lockte zum Kusse, und so eine volle schneeweisse Hand zum freundschaftlichen Drucke. Mein Herz pochte, und mein Geist flog ihr entgegen.

Theodas. Und was war, oder, weil du sie jetzt wirklich hast, was ist diese Reihe sich auf einander folgender Vorstellungen?

Alexander. Sie ist die Wirkung des Gedächtnisses, einer der vorzüglichsten Kräfte der Seele.

Theodas. Eine Wirkung der Fähigkeit deines innern Organs, die empfangenen sinnlichen Eindrücke in sich selbst zu erneuern, und sich in einen Zustand zu versetzen, der demjenigen ähnlich ist, in welchem es sich befand, als du deine Chloris das erstemahl sahest. Aber vergiss auf einige Augenblicke, dass du jemahls eine Chloris gekannt und geliebt hast, betrachte diese Venus und überlass dich deinem Gefühle, was wird in demselben vorgehen?

Alexander. Ich werde mir dort in der Laube eine lebende Schöne vorstellen, anmuthig von Gestalt und edelim Wuchse. Einsittsamer Schleyer muss ihren Busen decken, schmachkend muss ihr blaues Auge hinblicken in das Reich der Geister, und denjenigen herabwünschen, der ihr bestimmt ist. Mit einemmahle stehe ich vor ihr, sie erschrickt, staunet, weiss kein Wort zu sprechen, seufzt, zittert, athmet abwechselnd langsam und schnell wird wieder ruhig und lächelt, weil ihr eine gehei-

me und höhere Kraft ihre verworrenen Empfindungen erklärt hat.

Theodas. So ruft sich dein inneres Organ bereits empfangene Vorstellungen zurück, und setzt sie eigenmächtig zusammen, um daraus ein Ganzes, oder einen Inbegriff von Modificationen zu bilden, die es in dieser Verbindung noch nicht hatte, ob es gleich die einzelnen Grundvorstellungen kennt, aus welchen es sich dieses idealische Ganze zusammengesetzt hat. — Gib nun deinem schönen Ideal Wirklichkeit, und stelle dir vor, als öffnete diese himmlische Psyche ihren Mund, und spräche mit funkelndem Auge, mit glühenden Wangen, mit schmach tenden und stammelnden Lippen: »endlich hab' ich dich gefunden, nach dem mein Geist sich sehnte, den mein Herz wünschte, in dessen standhafter und reiner Zuneigung ich den Vorgesmack überirdischer Seligkeiten geniessen soll.« Was wirst du thun?

Alexander. Ich werde hinfliegen zu ihr, werde in ihre Arme fallen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, und meine Seele wird sich, mit der ihrigen vereinigt, in jenen seligen Gefilden verirren, wo die noch nicht verkörperten Dämonen in süßem Genusse und himmlischer Wonne glücklich sind.

Theodas. Du wirst also handeln wollen, und weil dir kein Hinderniss im Wege steht, wirst du handeln. Wie aber wenn sie dich nur gereizt hätte, oder wenn sie die Flügel ihres Geistes noch

höher schwänge, als du die deinigen; nichts von Küssen und Umarmungen, oder wie du es nennest, Vereinigung und Verirrung der Seelen wissen wollte, sondern bloss nach unverrücktem Anschauen der ursprünglichen Schönheit verlangete, daher ihr Angesicht von dir abwendete, und dich als einen noch viel zu sinnlichen Menschen von sich stösse.

Alexander. Dann würde ich flehen und bitten, würde hinfallen zu ihren Füßen, und dasselbst so lange seufzen, bis sie mich aufnähme in ihre Arme, und durch einen geistigen Kuss meinem Geiste diejenige Schwungkraft gäbe, die ihm noch mangelte, den ihrigen in seinem Fluge zu erreichen.

Theodas. Das ist, dein inneres Organ würde die Werkzeuge des Körpers durch eigene Kraft in Bewegung setzen, um sich dadurch entweder dasjenige zu verschaffen, wovon es auf eine seinem Zustande gemässe Art modificirt wird, oder dasjenige zu entfernen, was diesem Zustande zuwider zu seyn scheint. So ist wollen nichts anders, als bereit seyn zu handeln. Die äussern Gegenstände, oder die innern Empfindungen, welche diese Stimmung in dem Organ hervorbringen, sind die Federn, die das Spiel der Werkzeuge des Körpers in Thätigkeit setzen, und sind zugleich das, was die Geisterlehrer Bewegungsgründe und Antriebe nennen. Setzen wir nun, dein Flehen, Bitten und Seufzen hülfe nichts, oder deine Schöne wäre eine Phryne, die in den sittsamen, nur von Geistern gewebten Schleyer einer Psyche eingehüllt,

vor deinen Augen einem andern in die Arme flöge, und ihm ihre zum Zeitvertreib angenommene Metaphysik Preis gäbe.

Alexander. Im ersten Falle würde ich mich kränken; im zweyten würde ich sie verachten, und ihren Verführer hassen. In beyden Fällen würde ich endlich zur Philosophie meine Zuflucht nehmen, und mich mit dem Gedanken beruhigen, dass ein bloss schöner Körper meiner Liebe unwürdig ist; dass nur die reinen Vergnügungen der Tugend und Kenntniss der Wahrheit standhafte, und dem Weisen angemessene Freude gewähren; dass das Vergnügen, welches ich bey ihr genösse, kein reines, sondern ein vermischtes Vergnügen wäre, weil noch immer zu viel Körperliches damit unterkäme; dass vermischte Vergnügungen nur kranken Seelen Nahrung und Kraft geben können, dass es also Thorheit wäre, wenn ich mich selbst in einen kränklichen Zustand versetzen wollte. Und in diesen Gedanken würde ich alle Psychen und Phrynen vergessen.

Theodas. Auch hier würden die Empfindungen, welche der Widerstand der Schönen gegen dich, oder ihre Gefälligkeit gegen einen andern in dir hervorgebracht hat, dein inneres Organ zum Handeln auffordern, und zwar nach dem Masse der Wirksamkeit, die in der Stärke oder Schwäche deines Temperaments ihren Grund hat. Die äussern Gegenstände modificiren dein Gehirn, diese Modificationen bestimmen deinen Willen, setzen ihn in

zusammengesetztem Verhältniss ihrer Gleichförmigkeit oder Widerwärtigkeit mit der Stärke deines Temperaments in Bewegung, und bringen alle die verschiedenen Regungen, die du Leidenschaften nennest, hervor.

Diognet. Auch das, dem Menschen ganz eigene und natürliche Verlangen nach ewiger Fortdauer?

Theodas. Ich läugne nicht, dass auch ich dieses Verlangen in mir fühle; aber ich schäme mich auch des Geständnisses nicht, dass ich die Natur und den Menschen nicht in Schulen und Büchern, sondern in meinem Hunde, den die Erziehung und die Gesetze weder zur erkünstelten Maschine machen, noch mit Irrthümern anfüllen konnten, studiret habe. Da denn mein Hund lebt, und nach dem Verhältniss seiner Organisation zu der meinigen eben so wie ich denkt, urtheilet und schliesset, und nur das Verlangen nach Unsterblichkeit mit mir nicht gemein hat; so scheint mir, dass nicht die Natur, sondern überspannte Liebe, Stolz, Verzweiflung oder Klugheit diesen Wunsch in dem Menschen erregt, oder ihn mit der Hoffnung eines Lebens ohne Ende getäuscht haben. Vielleicht zeigte die Liebe einer trostlosen Gattin in der traurigen und kalten Asche ihren entseelten Gemahl, den sie noch liebte, als er nicht mehr war, und von dem sie auch dann noch geliebt zu werden sich schmeichelte. Vielleicht war der Mensch, stolz auf seinen kleinen Standpunkt in dem unermesslichen Raume,

thöricht

thöricht genug, sich für einen nothwendigen Ast in dem grossen Systeme der Wesen zu halten, und sich zu schmeicheln, weil er ist, habe ihm die Natur verheissen, er werde immer seyn. Vielleicht sah ein Anderer, den das Schicksal unablässig mit seiner eisernen Ruthe züchtigte, dem Tode sich nahe. Noch hatte er nicht gelebt, noch sah er das Lächeln des Glückes, der Freude und des Vergnügens nicht ein einzigesmal. Im Nachdenken über den Endzweck seines Daseyns schloß er ein und träumte von einem Leben ohne Ende. Bald erwachte er wieder, und starb mit seinen glänzenden Hoffnungen. Vielleicht schufen die Gesetzgeber und Lehrer der Völker, um die Menschen in dieser Welt fester an die Tugend zu ketten, diese bessere Welt, nach der wir uns so sehr sehnen, dass wir öfters über die Hoffnung und das Verlangen nach derselben die gegenwärtige zu geniessen vergessen. Vielleicht —

Alexander. Kein Vielleicht mehr, denn ich will dich mit einem Manne bekannt machen, der weder verliebt, noch stolz, noch unglücklich, noch Gesetzgeber war, und doch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ausser allem Zweifel setzte. Er hiess Plato. Kennst du ihn?

Theodas. Er war ein Dichter, und Gedichte, wären sie auch noch so schön, sind keine Beweisgründe.

Alexander. Ich will dir nur ein einziges seiner schönen Gedichte hersagen, vielleicht ma-

chen es deine eigenen Zweifel oder Grundsätze zum unumstösslichen Beweis. Du sagtest erst, alle Fähigkeiten und Kräfte, die wir einem in uns lebenden geistigen Wesen zuschreiben, könnten auch bloss Modificationen, Beschaffenheiten, Zustände, durch Bewegung hervorgebrachte Veränderungen des innern Organs seyn: sage mir nur noch, ob du diess innere Organ für ein selbstständiges Principium aller Bewegung hältst, welches den Grund seiner Thätigkeit und Wirkungen in sich selbst hat?

Theodas. Und wenn ich es dafür hielte, was würdest du daraus schliessen?

Alexander. Alles, was du läugnest, oder woran du zweifelst. Nur dasjenige kann aufhören zu leben und sich zu bewegen, was von einem andern Wesen bewegt oder beseelt wird, und den Grund seines Lebens und seiner Bewegung ausser sich selbst hat. Unsere Seele also, oder dein inneres Organ kann nimmermehr aufhören zu leben und thätig zu seyn, weil sie die Quelle des Lebens und der Thätigkeit, weil sie ein selbstständiges, von allen Dingen ausser sich unabhängiges Principium der Bewegung ist. Weder sie selbst, noch ein anderes Wesen, kann ihr das Daseyn nehmen. Sie selbst nicht, denn was einen zureichenden Grund seines Seyns in sich selbst hat, kann nie zugleich einen zureichenden Grund seines Nichtseyns haben. Auch kein anderes Wesen, denn nur Gott oder ein Körper könnte dieses feindselige Wesenseyn. Gott nicht, weil er durch die Vernichtung der Seele ei-

nen Theil seines eigenen Wesens vernichten würde. Ein Körper nicht, weil seine Kräfte auf seinen Wirkungskreis eingeschränkt, sich nie bis zur Vernichtung eines Wesens erstrecken können. Also dein inneres Organ ist entweder bloss eine Modification des Gehirnes, folglich ist ein anderes Wesen nöthig, welches das Organ in Bewegung setzt, ein Wesen, das den zureichenden Grund der Thätigkeit desselben in sich enthält; und dann mußt du mit mir eine geistige, vom Körper verschiedene Seele erkennen: oder das innere Organ ist ein selbstständiges Principium, und dann ist es unsterblich. Nun aber ist es materiel; die Materie ist der Auflösung, Vermischung, Verwesung und Zerstörung unterworfen, weil sie den zureichenden Grund ihres Seyns und der Art ihres Seyns immer in einem andern Wesen hat, folglich auch das innere Organ. Dieses ist dann entweder ein selbstständiges Principium, und zugleich kein selbstständiges Principium, und das ist ein Widerspruch; oder es ist eine bloße Modification, und dann ist die Nothwendigkeit einer modificirenden Ursache ausser allem Zweifel; oder es ist ein selbstständiges Principium, und dann ist es unsterblich, dann ist es nicht Materie, dann ist es ein vom Körper verschiedenes Wesen, ein Geist. Nun was sagst du zu diesem Gedichte?

Theodas. Ich will es meinem Sklaven erzählen, und wenn mir einmahl üble Verdauung mit

einer schlaflosen Nacht droht, soll er's mir vor meinem Bette dreimahl wiederholen.

Alexander. So schwer ist es dir auf platonische Fabeln zu antworten? Glück für dich, dass die gewöhnliche Stunde, in der ich mich in Gesellschaft der Geister zu dem künftigen Leben bereite, schon da ist. Ich hätte sonst so manches platonische Gedicht noch im Vorrath, das stark genug wäre, dein attisches Salz in Wasser aufzulösen, und dich stumm zu machen.

Theodas. Deine Hand, Alexander, und dann glückliche Reise in die Geisterwelt. Ich gehe, die Körperwelt mit den im Bade meiner wartenden Nymphen zu geniessen. (Beyde gehen ab.)

M. Aurel. (Im Weggehen.) Alexander scheint mir ein besserer Mensch zu seyn als Theodas; aber dieser ein besserer Kopf als Alexander. Einige seiner Zweifel machen mich wirklich nachdenkend.

Diognet. Und werden gewiss, wenn du anders redlich zu Werke gehst, dein Gefühl für die wichtigen Lehren, die der Stoff des Gespräches waren, mehr stärken als schwächen. Lehre dein Herz das Daseyn Gottes empfinden, aber nicht des Gottes der Philosophen, noch des Gottes der Priester, sondern desjenigen, dessen Geist in dir lebt, dessen Vorsicht dich zur Glückseligkeit bestimmt hat. Diese Empfindung wird dir das vollkommenste Muster der Tugend aufstellen, und dich zur Nachahmung anfeuern. Der Gott der Philosophen ist fast immer nur ein Geschöpf ihres Stolzes oder ihres Sy-

stemes. Daher ist er auch ungeachtet seiner kolossalischen Gestalt ein schwankendes, unbeständiges, eigensinniges Wesen. Bald ist er die Seele der Welt, und wird mit ihr von der unwiderstehlichen Macht des Schicksals fortgerissen. Bald ist er ein ausserordentlicher Mensch, wie wir Erdensöhne herrschsüchtig, ehrgeitzig, zornig, rachgierig, und gleich wieder gut, wohlthätig, sanftmüthig und barmherzig. Bald muss er sich Körper und Blut nehmen lassen, und sich mit einem körper- und blutähnlichen Undinge begnügen. Einmahl sitzt er auf seinem Throne in ungestörtem Frieden ohne Wirksamkeit, ohne Beschäftigung, in der wonnevollen Überzeugung von der ewigen Fortdauer seiner Glückseligkeit. Abgeschnitten von aller Gemeinschaft mit den in der Natur lebenden Wesen bekümmert er sich wenig, ob sich die Menschen hiernieden untereinander aufreiben, oder glücklich machen. Ein andermahl sorgt er für alles, was da ist, aber die Untergottheiten vereiteln ihm seine Plane, und diesen hat er zum Unglücke nichts zu gebieten. Ein andermahl ist er frey in der Ausübung seiner Macht und Weisheit, aber diese ist wieder so ohnmächtig, arm und schwach, dass sie nur zureicht für Verwüster und Beherrscher der Welt, für Könige, Helden und Weise zu sorgen; wir armen ehrlichen Leute gehen ihn nichts an. Heute ist und thut er diess, morgen jenes, je nachdem der hochweise Herr, der sein Daseyn be-

weisen, und seine Eigenschaften erklären will, aufgelegt ist zu träumen, oder zu faseln.

M. Aurel. Und nun, was soll ich mit allen den Göttern thun, womit meine Mutter vor einigen Tagen meine Stube zum Himmel gemacht hat, und von deren Tempeln, Altären und Priestern unsere Stadt wimmelt?

Diognet. Überlass sie dem blinden Haufen.

M. Aurel. Ich würde ihre Altäre umstürzen, wenn ich Macht und Stärke auf meiner Seite hätte; so aber will ich sie nur verachten, und durch meine Verachtung die Ehre des Gottes, den mein Herz empfindet, gegen den Aberglauben des Volkes und die Betrügereyen der Priester rächen.

Diognet. Der Gott, den ich wünsche, dass du ihn fühltest, hasset alle Gewaltthätigkeit, und bedarf deiner Rache nicht. Willst du ihn würdig verehren, so ziehe dein Herz zu Rathe, und du wirst den zwar einfachen aber erhabenen Gottesdienst der Natur demselben eingeprägt finden. Beobachte ein ehrfurchtsvolles Schweigen über seine Natur. Denke ihn stets zwischen dir und deinen Brüdern, und vergiss nie, dass er Zeuge aller deiner Handlungen ist. Er ist in, nicht ausser der Natur, sie ist sein Bild, sein Altar, sein Tempel. Reiner, und durch die Vernunft verfeinerter Genuss der Gaben der Natur, ist der Gottesdienst, der in seinem Heiligthume verkündigt wird. Lerne geniessen, und du bist in die Geheimnisse der einzigen wahren, der Würde Gottes und des Men-

schen angemessenen Religion eingeweiht. Diese wird deinen Verstand erleuchten und erweitern, dein Herz zu standhafter Freude und Zufriedenheit stimmen, deine Sitten mildern, dich mit dem Himmel und den Menschen in engere Verbindung setzen. Sie wird dich lehren ein guter Mensch, ein guter Freund, ein guter Bürger zu werden, und dein gegenwärtiges Leben wird eine beständige Vorbereitung zu einem bessern seyn.

M. Aurel. Was hältst du von den Zweifeln des Theodas über die Wirklichkeit dieses bessern Lebens?

Diognet. Sein System ist: an allem zweifeln, worüber Menschen entscheiden wollen. Zweifeln ist der erste Schritt zur Wahrheit und der letzte zur Weisheit. Mit diesem begonnen und endigten die grössten Männer ihre Laufbahn. Kennntnis der Schwäche des menschlichen Verstandes und der Unzuverlässigkeit seines Wissens führte sie darauf, und machte sie zu bescheidenen Denkern. Dafür würde ich auch den Theodas halten, wäre ich nicht überzeugt, dass ihn bloss Schwäche der Beurtheilungskraft, die ihn auf den wahren Grund und Zusammenhang der Dinge nicht eindringen lässt; Trägheit des Geistes, die es ihm zu beschwerlich macht, mit Anstrengung und Aufmerksamkeit Wahrheit von Wahrscheinlichkeit oder Falschheit zu unterscheiden und die Gründe abzuwägen; und endlich von übertriebenem Stolze erzeugter, und von der Eitelkeit gereizter

Hang zum Widersprechen zum Zweifler gemacht hat. Bleib du daher auf dem Mittelwege, und werde weder Zweifler noch Dogmatiker. Die Natur hat einen unsern Blicken undurchdringlichen Schleyer zwischen uns und die Zukunft gezogen. Wir müssten diesen Vorhang zerreißen können, wenn wir gewisse Überzeugung von dem Daseyn eines bessern Lebens haben wollten, und dann wäre diese Überzeugung die Unsterblichkeit selbst. Genug dass sie uns erlaubt, eine bessere Zukunft zu wünschen und zu hoffen, dass sie selbst uns mächtige Gründe für diese Hoffnung gegeben hat; denn alle Hoffnungen und Wünsche der Menschen sind nichts anders, als der Wiederhall des Wunsches nach ewiger Fortdauer, den die Natur in uns gelegt hat. Sie selbst bestätigt diesen Wunsch, da sie uns auf ihre Werke hinweist, deren keines vernichtet wird, keines ganz stirbt. Alles wird nur verwandelt: was heute zu Grunde geht, erscheint morgen in einer andern Gestalt. Jede Zerstörung ist zugleich eine Sammlung zu neuen Zeugungen. Unaufhörlich strebt sie zur Ausbildung und Vollendung ihrer Werke, hundert und tausend Wesen lässt sie zu Grunde gehen, um ein vollkommneres Geschöpf hervorzubringen. So wird auch der Tod den Menschen nicht vernichten, sondern nur in einen vollkommnern Zustand hinüberführen. Die Keime zur höheren Vollkommenheit liegen schon in ihm.

(In der Villa des Kaisers Hadrian, nach einigen Monathen.)

Marc - Aurel. Diognet. Favorin.

Favorin. Heute müsst ihr bey mir bleiben und Theil nehmen an einem kleinen Freudenmahl, das ich wegen einer angenehmen Nachricht aus Athen angeordnet habe.

Diognet. Wozu sollen wir dir Glück wünschen? Haben dir die Athenienser das Bürgerrecht ertheilt?

Favorin. Mit grosser Feyerlichkeit, unter lautem Freudengeschrey des Volkes haben sie meine eherne Statue zu Boden geworfen.

M. Aurel. Und der Liebling des Kaisers achtet diese Beschimpfung für nichts?

Favorin. Ich glaube nicht, dass ein Volk, dessen Vorfahren den Miltiades im Gefängnisse sterben liessen, dem Solon die Grabstätte versagten, und Phocions heilige Asche über ihr Gebiet hinauswarfen, noch Jemanden beschimpfen kann. Und endlich meynten sie's mit mir noch weit besser, als mit Sokrates: er musste sich Schierlingssaft zum Schlaftrunke gefallen lassen, mir erlauben sie noch Wein zu trinken, und wir wollen heute von ihrer Güte den besten Gebrauch machen. — Samas! (Ein indianischer Sklave kommt.) Wir

wollen in dem Saale von numidischem Marmor, bey den äginischen Leuchtern speisen.

Samas. Und Wein?

Favorin. Zuerst wird Falerner, dann Marmertiner, nach diesem Lesbier, darauf Klazomenier, endlich Chier eingeschenkt.

Samas. Und die Becher?

Favorin. Die hetrurischen. Sorge dafür, dass sie der Speisemeister mit Blumenkränzen niedlich umwinde. — Wie sieht es in der Küche aus?

Samas. Wie in Bramas Himmel. Die Kraniche aus Melos und die ätolischen Böcklein braten schon, zum Glücke bekam ich noch Fische aus Pessinunt. — Auch egyptische Datteln, Eicheln aus Spanien und thasische Nüsse kann ich dir aufsetzen. — Noch etwas, — doch du wirst es sehen.

Favorin. Eine Amphor balearischen Weins steht darauf, wenn du mir frische Pfaueneier verschafft hast.

Samas. Fi! eine Kleinigkeit, die kaum mehr auf den Tischen mittelmässiger Bürger geschätzt wird. Eine Barbe, Herr! eine Barbe!

Favorin. Beym Komus! eine Barbe. Alzinous würde gewünscht haben, heute mein Gast zu seyn.

Samas. Aber, Herr, sie kostet viel; drey tausend zwey hundert Sestertien. *)

*) 100 Rthlr. 6 gute Groschen.

Favorin. Noch sehr wohlfeil. Die wir letz-
tens bey der Tafel des Kaisers hatten, ist mit sie-
bentaussend *) bezahlt worden.

Samas. Und ein paar Mauschellen, die ich
von dem Sklaven des Cejonius Verus einstecken
musste, weil ich ihn überboten hatte. Der Knau-
ser wollte nur zwey tausend acht hundert dafür ge-
ben, da zeigte ich ihm, dass mein Herr seinen Ge-
schmack höher schätzt, als Cejonius, und der
Fisch war mein.

Favorin. Wie hoch hältst du deine Maul-
schellen?

Samas. Ich dünkte, mit zwey Amphern Wein
wären sie nicht zu theuer bezahlt.

Favorin. Du sollst sie haben. Gehe
und spare in Anordnung der 'Tafel keinen Fleiss.
(Der Sklave geht ab.)

Diognet. Wenn ich aus den Anstalten
schliessen darf, so wird dein Freudenmahl nicht
sehr philosophisch aussehen.

Favorin. Ich hoffe, dass keiner von den
Gästen Mantel und Bart zu Hause lassen wird.

Diognet. Desto mehr werden die äginischen
Leuchter, die bekränzten Becher und die Küche
des Apicius gegen dieselben abstechen.

Favorin. Leuchter, Becher und Küche sind
Kleinigkeiten, welche die Philosophie im Glanze
des Hofes mit Gleichgültigkeit betrachtet.

*) 219 Rthlr. 6 gute Groschen.

Diognet. Es ist dir nicht unbekannt, Favorin, wie ich von der Philosophie denke, wenn ich sie im Hofkleide erblicke. Die Philosophie bey Hofe, und eine Vestalin in der Suburra *) sind selten das, was sie scheinen.

Favorin. Und doch wüsste ich nicht, wo der Philosoph seinen Werth mit mehr Vergnügen fühlen könnte, als bey Hofe.

M. Aurel. Wo er allen Werth verliert; wo seine Würde durch jede glänzende Puppe, die man ihm vorzieht, herabgesetzt wird?

Favorin. Wenn schon das Bewusstseyn, seines gleichen an Verstand und Einsichten überlegen zu seyn, ungemein befriedigend ist, wie vielmehr muss es die Überzeugung seyn, dass man diejenigen übersieht, die von niemand wollen übersehen werden. Glaubt mir, wenn ihr anders den Philosophen von den Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens nicht ausschliessen wollet, so ist kein Vergnügen an Reitz und Mannigfaltigkeit demjenigen zu vergleichen, welches das Hofleben dem Weisen gewährt. Denkt euch in mein Verhältniss mit dem Kaiser, und urtheilet selbst, ob dem Umgange mit einem Manne Annehmlichkeit mangeln könne, den Eitelkeit mit einemmale zum Grammatiker, Redner, Dichter, Sternseher und Philosophen; den der kaiserliche Purpur und dreissig Legionen zum Meister in allem gemacht haben.

*) Eine verdächtige Strasse in der vierten Region der Stadt Rom.

Diognet. Bezahlest du aber diese Annehmlichkeiten nicht zu theuer? Ich wenigstens denke, dass die Gesellschaft eines Menschen, der immer Recht haben will, der keinen Widerspruch duldet, unerträglich, und bey Hadrian sogar gefährlich seyn müsse.

Favorin. Und mir würde der philosophische Sinn desjenigen wirklich verdächtig scheinen, der den Kaiser eines Widerspruches würdigte.

M. Aurel. Dann mag die Unterhaltung mit ihm ziemlich langweilig seyn.

Favorin. Gerade das Gegentheil. Aus Ehrfurcht lassen wir ihn immer den Ton angeben und das Wort führen. Gemeiniglich führt er's so unglücklich, dass er sich in ein Labyrinth von Worten verliert, und keinen Ausweg mehr findet. Da sehen wir ihm so mit herzlichem Vergnügen zu, wie er in Wirbeln und Kreisen ängstlich umherschweift, und von seinem Koche auf den Thersites, von diesem auf den Aeneas springt; von dem Sohne des Anchises gerades Weges zu dem Berge Ätna reiset, von den Flammen desselben zurückgeschreckt, sich in das trojanische Pferd verbirgt, dann den Inzitatus *) des Caligula besteigt, und von demselben nach Kolchis sich tragen lässt, um die Schatten des Phryxus zu versöhnen, und dem Iason das goldene Fliess streitig zu machen; von hier mit seiner Beute gen Himmel fliegt, die Musik

*) Diess war der Name des berühmten Pferdes dieses Kaisers, dem er einen eigenen Hofstaat anwies, und es mit der consularischen Würde beehrte.

der Sphären hört, den Lauf der Planeten berechnet, und endlich ganz begeistert zu uns zurückkehrt, mit der wichtigen Entdeckung, dass wir morgen schönes Wetter hoffen können, und dass Zeus vom Donnergott besser gesagt sey, als Jupiter. Bisweilen liest er uns seine eigenen Geistesfrüchte vor. Philosophische Abhandlungen, die einen Demokrit ernsthaft machen würden; Reden, deren sich Mercur nicht schämen dürfte, wenn er in der Versammlung der Götter überzeugend beweisen wollte, dass die Erdensöhne um ein Auge zu viel haben; Gedichte, die an Wohlklang, Kraft, Reichthum der Bilder und Erhabenheit der Gedanken den Liedern der Salier nichts nachgeben. Wir sind so bescheiden, alles was er liest, schön, und witzig, und edel, und gross und scharfsinnig zu finden; und er ist so gefällig und herablassend, unser Urtheil für unbefangen und wahrhaft gelten zu lassen. Legt er uns gelehrte Fragen vor, dann wird die Unterhaltung erst recht lebhaft und reizend. Hier zeigt er sich selbst im vortheilhaftesten Lichte, denn je kürzer, abgebrochener, einseitiger, unbestimmter und dunkler die Antwort ist, desto mehr bewundert er unsern Witz und den tiefen Sinn, den er selbst in dieselbe hineinlegt. Mit wenigem zufrieden, sieht er nicht gern, wenn man auf den Grund der Dinge hineindringen, oder das verschlossene Heiligthum der Wahrheit ganz öffnen will. Ein schneller Blick durch das Fenster hinein, ein Machtspruch, eine beissende Anmer-

kung, bisweilen ein blosses Ja oder Nein mit geheimnissvoller Miene gesprochen, ist alles, was er von seinen Philosophen fordert, und dafür belohnt er uns kaiserlich.

M. Aurel. Beym Jupiter! ein schönes Leben. Denn was seyd ihr anders, als Stellvertreter der Parasiten und Scurren, die sich Hadrian an eurer Stelle halten würde?

Favorin. Hältst du's wohl für möglich, dass unter der Menge römischer Schauspieler zwey oder drey zu finden wären, die, ungeachtet sie sich in hässlichen Larven, Masken und Kothurnen von einem leichtsinnigen Pöbel begaffen lassen, dennoch eine erhabene Seele besitzen, und edlere Gesinnungen als ihre Zuschauer hegen könnten?

M. Aurel. Larven und Masken können die Bahn der Weisheit nicht verdecken.

Favorin. Du räumest mir also auch die Möglichkeit ein, dass ein Schauspieler die Tugend verehren, nach der Glückseligkeit, die sie gewährt, streben, die Wahrheit forschen, und mit den Vorurtheilen, Irrthümern und Lastern seines Zeitalters kämpfen könne?

M. Aurel. Warum sollte das Schauspielern unmöglich seyn, was Sklaven schon so oft möglich war?

Favorin. Gut, dann wirst du ihm auch den Namen und das Verdienst eines Weisen nicht absprechen?

M. Aurel. Ich werde ihn sogar bewundern.

Favorin. Wirst ihm auch nicht verdenken, noch für Beleidigung der Philosophie es ansehen, wenn er seine Larve und Kochurnen der Melpomene nicht gleich vor die Füße wirft?

M. Aurel. Wenigstens müsste ich ihm eher einen andern Weg zeigen, auf dem er seinen Unterhalt auf anständigere Art finden könnte.

Favorin. Und nun, wen hältst du deiner Verehrung würdiger, den philosophischen Schauspieler, der selbst von allen den Schwachheiten frey ist, die er in seiner Rolle mit unnachahmlicher Kunst verspottet; oder den getäuschten Pöbel, der zu seiner eigenen Schande lacht und jauchzet?

M. Aurel. Ohne Zweifel den erstern.

Favorin. Nehmen wir an, wir wären die Schauspieler, Hadrian und der Hof unser Pöbel, was fändest du in diesem Verhältnisse Demüthigendes für uns?

M. Aurel. Dass ihr doch immer nur die Rolle spielen müsst, die euch euer Pöbel anweist.

Favorin. Und die ist weder schwer, noch erniedrigend; denn sie ist immer die nämliche, und entehret nur den, der sie uns spielen heisst. Wahr ist es, das ewige Einerley müsste endlich den Geist ermüden, der nur in abwechselnder Bewegung sein Daseyn angenehm fühlt, aber das Vergnügen des vertrauten Umganges mit einem Manne, in dessen Händen das Schicksal einiger Millionen Menschen liegt, ist gross genug, uns gegen allen Mangel an Abwechslung schadlos zu halten.

M. Aurel. Aber was hält euch denn schadlos gegen eine gewisse Verachtung, die er mitten durch die Vertraulichkeit, der er euch würdigt, hervorblicken lässt?

Favorin. Du warst doch letztens in dem neuen Schauspiele Hannibal, wie gefiel dir das Spiel des Andrion?

M. Aurel. Meisterlich drückte er Hannibals Hochmuth aus.

Favorin. Beleidigten dich seine verachtenden Blicke nicht, die er auf die Zuschauer herabwarf?

M. Aurel. Seine Rolle rechtfertigte dieselben, sie konnten also niemanden beleidigen.

Favorin. Eben so wenig beleidigt uns Hadrians Verachtung. Seine Blicke sind nur die Blicke eines Grossen, der durch dieselben diejenigen, die ihn ansehen, zerstreuen will, damit sie seine armselige Blösse nicht bemerken sollen. Da sie denn nur ein kraftloses Mittel sind, welches ihm das kränkende Bewusstseyn seiner Schwächen aufdringt, so gehören sie wesentlich zu der Rolle, die wir ihn unter uns spielen lassen, wenn wir ausgespielt haben.

M. Aurel. Weiss diess Hadrian?

Favorin. Dass wäre ein wesentlicher Fehler des Stücks.

M. Aurel. Wenn er's nicht weiss, so kann er glauben, ihr wäret so albern, dass ihr das Un-

schickliche und Beleidigende in seinem Betragen gegen euch nicht einmahl einsähet.

Favorin. Diese Meynung befördert nur seine Täuschung und macht, dass er seine Rolle zu unserm Vergnügen um so natürlicher spielt. Übrigens ist sie uns ganz gleichgültig, was wir bedürfen, gibt er uns reichlich; wir sind klug genug, recht viel zu bedürfen, und dankbar genug, ihn von uns denken zu lassen, was ihm gefällt.

Diognet. Aber könntest du vergessen, lieber Favorin, dass die Unabhängigkeit ein Gut ist, nach welchem alle Wünsche des Weisen streben?

Favorin. Mit Zufriedenheit sehe ich mich so unabhängig, als es nur ein Philosoph seyn kann. Unabhängig von allen Bedürfnissen, die Hadrians freygebige Hand noch eher erfüllt, als ich sie fühle. Unabhängig von allen Menschen, deren Hülfe ich nicht bedarf, selbst vom Kaiser unabhängig; denn sollte auch eine unvermuthete Katastrophe unserm Spiele mit ihm ein Ende machen, so habe ich genug, auch ohne Hadrian meine wenigen Tage ruhig und bequem beschliessen zu können.

M. Aurel. Ich sehe, du hast dich sogar von den Pflichten der Tugend, unter welchen Verehrung der Menschheit eine der vorzüglichsten ist, unabhängig gemacht; oder lehre mich die Kunst die Menschen zu hintergehen, und doch der Tugend getreu zu bleiben.

Favorin. Ich verehere die Menschheit dadurch, dass ich zu wenig Stolz besitze, die Menschen wegen ihrer Schwachheiten zu verachten, und zu wenig Eigensinn, sie nach meinen Träumen und Begriffen umschaffen zu wollen. Ich lasse sie, wie sie sind, und benutze sie, wie ich kann. Ich handle auch tugendhaft; denn mein ganzes Benehmen mit Hadrian ist nichts anders, als ein Opfer, welches ich der Tugend bringe.

M. Aurel. Opfer?

Favorin. Der Wunsch, sich stets in seiner wahren Gestalt zeigen zu dürfen, gründet sich in der Natur des Menschen. Ich unterdrücke ihn, weil mich der Kaiser in meiner wahren Gestalt nicht sehen will, und nehme die Maske an, in der er mich zu sehen verlangt. Ich glaube, dieses Opfer von einem Manne, der sich fühlt, ist das grösste, was er der Tugend bringen kann.

M. Aurel. Und dennoch wolltest du uns in dem Augenblick überzeugen, du wärest ganz unabhängig.

Favorin. Ich that es, weil ich noch nicht wusste, dass ich einen kleinen Sophisten vor mir habe. Lieber Jüngling, wenn du die Unabhängigkeit so weit ausdehnest, so musst du entweder aus der menschlichen Gesellschaft austreten, oder auf die Tugend Verzicht thun; denn jedes Opfer kann nur auf Kosten der Unabhängigkeit gebracht werden.

Samas. (Tritt hinein,) Die Gäste sind in dem Badesaal versammelt, und wünschen eure Gesellschaft.

Favorin. Kommt, vielleicht sind meine Freunde so glücklich, euch mit dem Hofleben auszusöhnen.

(Tag darauf des Morgens in den tiburtinischen Wäldern.)

Secundus. Polemon. Panurgus.

Nicomach. M. Aurel. Diognet.

(Nach wiederholtem Pochen.)

Öffne uns die Pforte, weiser Secundus, wir sind Menschen, die bey dir das dreymahl heilige Licht suchen.

Secundus. (Durch die verschlossene Thür.) Wenn ihr nicht mehr seyd, noch seyn wollet, als Menschen, so habe ich nichts mit euch zu thun.

Diognet. Wir sind Verehrer des grossen Meisters, und hoffen, sein Schüler wird uns bey sich aufnehmen.

Secundus. Harret bis die Stunde des Stillschweigens zu Ende ist, ich darf die Harmonie der Dinge nicht stören.

M. Aurel. Überlassen wir ihn seinem Eigensinne; was sollen wir vor der Thür eines Thoren?

Diognet. Seine Thorheit durch unsere Geduld beschämen. Stolz liegt seinem Eigensinne zum Grunde, und diesem würden wir mehr schmeicheln, wenn wir weggingen, als wenn wir ausharren. Ich hoffe, das Sonderbare der Träume dieses Mannes wird deine Geduld reichlich belohnen; ist er bey guter Laune, so lernest du heute ein System kennen, zu welchem, ungeachtet seiner Ungeheimtheiten, die grössten und ansehnlichsten Männer in Rom und Athen sich bekennen. Bleib nur Herr über deine Mienen, bezeige dich gelehrig, und vergiss auf einige Minuten, dass du jemahls einen vernünftigen Gedanken hattest. Ich selbst will —

Secundus. (Öffnet die Thür.) Kommt und wascht euch hier, damit eure Seele rein werde von den Makeln, die sie das Licht der Wahrheit zu schauen verhindern.

Diognet. (Nachdem sie sich gewaschen haben.) Wir sind rein.

Secundus. (Führt sie in den Saal.) Warum seyd ihr hieher gekommen?

Diognet. Um den grossen Meister in seinem Schüler zu bewundern, und diejenigen seiner Lehren, zu welchen du uns fähig finden wirst, aus deinem Munde zu vernehmen.

Secundus. Was sucht dieser Jüngling hier?

M. Aurel. Was du schon gefunden hast, glücklicher Sterblicher. Ich suche Wahrheit, und bitte, dass du sie mich lehrest.

Secundus. Lehren werde ich dich nichts; aber auf vieles, was du vergessen hast, werde ich dein Gedächtniss zurückführen; vor allem auf das Zählen.

M. Aurel. Das habe ich nicht vergessen.

Secundus. Wie, deine Seele wäre von dem Drucke und der Befleckung der Materie frey und rein geblieben, und wäre doch in diess Gefängniss eingesperrt worden? Nein! die Monas kann nicht ungerecht seyn; du bist entweder kein Mensch, oder du hast das Zählen vergessen.

M. Aurel. Ich verstehe dich nicht, aber ich versichere dir, dass ich zählen kann.

Secundus. Lass hören.

M. Aurel. Ein, zwey, drey, vier, fü —

Secundus. Zehn.

M. Aurel. Geduld, das wird folgen.

Secundus. Dacht ich es nicht gleich, du hast das Zählen vergessen. Was du für vier hältst ist zehn; ein vollkommenes Dreyeck, bey dem wir schwören. *)

M. Aurel. Das wusste ich nie.

Secundus. Diess und noch mehr wusstest du, als deine Seele noch ein göttergleiches Leben geführt hatte.

M. Aurel. Hattest du es auch einmahl gewusst?

Secundus. Ich hatte mit den übrigen Sterblichen das nämliche Schicksal. Ich kam in die Fin-

*) Lucian. Verkauf der philosophischen Secten.

sterniss. Als ich aber unter der heiligen Zahl in unsern Bund eingeweihet wurde, war ich so glücklich, das Licht wieder zu erblicken. Ich will euch soviel davon mittheilen, als profane Augen ertragen können, und der Geist eines Akustikers *) empfänglich ist. Vor allen streuet hier auf den Dreyfuss unserm grossen Meister Weihrauch. (Diognet und Marc Aurel beräuchern das Bild des Pythagoras.) Nicomach, hilf mir das Heiligthum erleuchten. (Sie zünden drey Lichter an.) Dieser Rauch reinigt eure Seelen durch die vier Elemente, woraus er besteht. (Er zieht einen Vorhang auf, worunter eine Tafel mit Sinnbildern aufgerichtet ist.) Und nun richtet eure ganze Aufmerksamkeit auf diese Bilder. Sie müssen euch dunkel scheinen, aber meine Erklärung soll euch zeigen, welche grosse Schätze der Weisheit unter dieser sinnlichen Hülle verborgen liegen. Was siehst du hier, Jüngling?

M. Aurel. Einen Zirkel und in der Mitte einen Punkt.

*) Pythagoras theilte seine Freunde und Anhänger in zwey Klassen. Die erste nahmen diejenigen ein, denen er sich nach geendigter langer Prüfung ganz offenbarte und die Geheimnisse des Bundes mittheilte, und diese wurden entweder Esoteriker oder Mathematiker genannt. Zur zweyten gehörten diejenigen, die noch geprüft wurden, sie hiessen Akustiker oder Akusmatiker und Exoteriker. Die neuern Pythagoräer hatten keine Geheimnisse mehr, und begnügten sich dafür mit Namen, Fabeln und Unsinn. Wer diese innerhalb des Vorhangs hören durfte, ward Esoteriker, wer sie ausserhalb des Vorhangs hörte; Akustiker genannt. Auch die Alten hatten lange Weile, spielten, gähnten, träumten und setzten ihre Chevaliers du soleil und Ritter von der runden Tafel in die Welt.

Secundus. Dieser Punkt ist die Monas, die Grundursache aller Dinge und eben darum Gott.

M. Aurel. Ein Punkt, eine Monas, Gott?

Secundus. Geduld, es soll dir alles deutlicher werden. Hier sehen deine profanen Augen zwar nur ein Dreyeck; aber dem gereinigten Geiste ist es klare Anschauung unbegreiflicher Dinge. — Es war einmahl nichts, als die Monas. Da aber die Fähigkeit, etwas sich ähnliches zu zeugen, die wesentliche Eigenschaft eines jeden Wesens ist, so brachte die Monas eine andere hervor, und dann vereinigten beyde ihre Zeugungskräfte, und gaben der dritten das Daseyn. Diese drey Monaden waren einander vollkommen gleich, nichts war in der ersten, was nicht in den zwey andern, und nichts in diesen, was nicht auch in der Urmonas gewesen wäre. Durch diese vollkommene Gleichheit machten sie ein regelmassiges Dreyeck aus, und darum ist eins drey und drey eins.

M. Aurel. Sage mir, wenn ich anders nicht zu viel frage, ist dieses Dreyeck wirklich da, oder ist es bloss wie irgend ein unbestimmter Punkt angenommen?

Secundus. Es ist wirklich da. Das übrige ist ein Geheimniss.

M. Aurel. Darfst du es mir nicht erklären?

Secundus. Er hat es gesagt, dass es wirklich da ist; fordere keine weitere Erklärung. — Betrachte nun das dritte Symbol. Da siehst du ein Dreyeck: in seiner Mitte ein Viereck, von zwey

rechtwinklichten und einem regelmässigen Dreyeck umgeben. Was glaubest du, dass es bedeute?

M. Aurel. Das muss ich von dir hören?

Secundus. Siehst du, dass du ohne Führer keinen Schritt weiter kommen kannst. — Die drey Dreyecke sind die drey schon vorhandenen Monaden. Das in ihrer Mitte gelegene Viereck bedeutet die Zahlen und ihr Verhältniss, das erste und vorzüglichste Werk, welches die vereinigte schöpferische Kraft der Monas und der Dias hervorgebracht hat. — Und nun das vierte Symbol, drey Dreyecke und eine Raute; denke nach, vielleicht erräthst du ihren verborgenen Sinn.

M. Aurel. Ich lasse mich lieber führen, als dass ich selbst gehe.

Secundus. Heil dir, Jüngling! das ist die rechte Stimmung, die den Geist für geheime Wahrheiten empfänglich macht. — Die Raute zeigt den Übergang der Kraft aus der Monas und Dias in die Zahlen, die unter dem Einflusse derselben die drey Triaden, nämlich: Linien, Flächen und Soliden erzeugten. — Du hast doch auch Geometrie studiert?

M. Aurel. Von ihr hoffe ich wenig Aufschlüsse für diese grossen Geheimnisse.

Secundus. Erkenne den Unterschied zwischen der profanen und pythagorischen Geometrie. Lass dir von jener erklären, was das fünfte Symbol; vier Dreyecke und zwey Rauten bedeuten.

M. Aurel. Ich sehe ihre Unzulänglichkeit ein, und glaube am klügsten zu thun, wenn ich sie gar vergesse.

Secundus. Freylich muss man vieles vergessen, wenn man die Kenntniss desjenigen, was unsere Seele in ihrem vorigen Zustande wusste, wieder erlangen will. Das Licht kann mit der Finsterniss nicht bestehen. — Also, in der einen Raute steht die Monas und die Dias: in der andern die Linien, Flächen und Soliden. Beyde berühren sich in einem und eben demselben Punkte, und durch diese Berührung entstanden die vier Elemente, Feuer, Luft, Wasser und Erde. — Mache dich jetzt gefasst, in dem sechsten Symbol das entstehende Weltall zu betrachten. Die allmächtige Monas und die Dias stehen in der Raute. Das Dreyeck zur Rechten, enthält die Zahlen; das zur Linken, die Linien, Flächen und Soliden. Darauf folgt ein unregelmässiges Viereck, welches die vier Elemente sind. Die Schöpfungskraft, das ist: der reine göttliche Äther ging durch gerade Linien aus der Monas in die Dias, aus dieser in die vier Elemente, und machte sie geschickt, eine sphärische, beseelte und verständige Welt, in deren Mittelpunkt die gleichfalls kugelförmige Erde liegt, zusammen zu setzen. Findest du nicht in allem den genauesten Zusammenhang?

M. Aurel. Wie aus Punkten Linien, aus Linien Dreyecke, und aus diesen Vierecke entstehen können, ist mir wohl sehr begreiflich; aber wie

Figuren und Zahlen Körpern und Welten das Daseyn geben können, das, gestehe ich, ist weit über meinen Verstand.

Secundus. Und doch hat er's gesagt. Daraus kannst du schliessen, wie weit aussehend und wichtig die Wissenschaften unsers Bundes sind. — Folge mir nun zur Entwicklung der Planeten, deren Anschauung dir das siebente Symbol gewährt. Die bildende Kraft floss in geraden Linien aus der Monas in die Dias. Diese setzte die Elemente in Thätigkeit, und sogleich erleuchtete die Sonne den Tag, der Mond die Nacht. Diess zeigen die der Raute zwey nächsten Dreyecke. Dann kommen Venus und Mars, endlich Mercurius, Jupiter und Saturnus. Alle in regelmässigen Dreyecken, denn die Monas und die Dias haben alles nach ihrer eigenen Figur gemacht.

M. Aurel. Ich freue mich zum voraus auf die geheimnissvolle Erklärung, die euch Pythagoras von der Schöpfung des Menschen hinterlassen hat.

Secundus. Diese siehst du in dem achten Sinnbilde, dem wichtigsten aus allen. Der Zirkel bedeutet die Urmonas, die den Menschen in Vereinigung mit der Dias durch die Zahl Drey hervorgebracht hat. Das oberste Dreyeck ist der Zustand der menschlichen Seele vor ihrer Verbindung mit dem Körper; das mittlere, der jetzige Zustand des Menschen.

M. Aurel. Warum ist es gestürzt? Denn ich zweifle nicht, dass selbst diese Stellung des Dreyecks irgend eine geheime Bedeutung hat.

Secundus. Ich verspreche mir von dir grosse Fortschritte in dem pythagorischen Heiligthume: mit Vergnügen sehe ich, dass Wissbegierde, Aufmerksamkeit und Scharfsinn jeden deiner Schritte leidet. Wisse also: das gestürzte Dreyeck zeigt die Strafe der Seele, und die Folge derselben, eine gänzliche Vergessenheit des vorigen Zustandes an. Das unterste Dreyeck bedeutet unsern künftigen Zustand, der auf die Trennung der Seele von dem Körper folgen wird; ehe wir aber zu demselben gelangen können, müssen wir alle sechs Dreyecke, die ihn umgeben, nämlich: Feuer, Luft, Wasser, Erde, Pflanzen- und Thierreich durchwandern, bis Hermes, der Begleiter der Seelen, kommt, und die schon gereinigten mit sich hinauf in den göttlichen Äther führt. Diess ganze Dreyeck, welches das Schicksal der Menschen gemacht und bestimmt hat, besteht aus zehn Monaden; darum ist die Zahl zehn der Inbegriff aller Vollkommenheit, das Universum der Gott der Götter. Und nun weisst du alles, was ein Akustiker wissen kann, und was man ihm erklären darf. Ich habe dich tief in den Vorhof pythagorischer Weisheit hineingeführt, dein weiterer Fortgang hängt bloss von dir ab; du weisst genug um —

M. Aurel. Ich weiss nichts, als dass du mir eine Menge Dreyecke gezeigt und gesagt hast: die

Monas, die Dias, die Trias und so weiter bis auf die Dekas, hat alles, was da ist, gemacht. Wie aber —

Secundus. Nach dem wie musst du nicht fragen, denn das wird dir niemand offenbaren. Das muss dein eigener Scharfsinn und unablässige Anstrengung deiner Seelenkräfte entdecken.

M. Aurel. Das neunte Sinnbild hast du mir noch nicht erklärt.

Secundus. Es ist ein dreyfaches, in sich selbst verschlungenes Dreyeck, aus dem fünf andere Dreyecke und ein Fünfeck entstehen.

M. Aurel. Und die Bedeutung?

Secundus. Diese wird niemahls erklärt, sondern dem ernsthaften Nachdenken eines jeden überlassen.

M. Aurel. Ist sie dir auch nicht erklärt worden?

Secundus. Nein.

M. Aurel. Aber du weisst doch, was das Sinnbild bedeutet?

Secundus. Ich wäre weniger glücklich, wenn ich es nicht wüsste.

M. Aurel. Sage mir also die Bedeutung, auf welche dich dein eigenes Nachdenken geführt hat.

Secundus. (Mit einer unter das Geheimnissvolle versteckten, verlegenen Miene.) Gib du mir die Ausdrücke dazu, denn meiner Sprache mangelt es an solchen, die geschickt wären, dasjenige bestimmt auszudrücken, was dieses grosse, heilige Sinnbild be-

zeichnet. Alles, was ich dir sagen kann, ist: dass dieses Dreyeck den Schlüssel zu unsern geheimen Wissenschaften enthält, von welchen ich dir die äussere Hülle bereits gezeigt habe.

Polemon. Secundus, ich wünschte du schwiegest von geheimen Wissenschaften, und machtest in diesen ehrlichen Leuten ein Verlangen nicht rege, welches nimmermehr wird erfüllt werden.

Secundus. (Etwas betreten.) Trauest du ihnen so wenig Fähigkeit zu?

Polemon. Das nicht: aber mit Grunde sprech ich unserm Bunde den Besitz geheimer Wissenschaften ab. Wo suchest du den Gegenstand dieser verborgenen, unserm Orden allein eigenen Kenntnisse; in oder ausser der Natur?

Secundus. (Unruhig.) In und ausser der Natur. — Was soll diese Frage?

Polemon. Sind diese Wissenschaften bloss spekulativ, oder auch praktisch?

Secundus. (Mit zunehmender Unruhe.) Beydes, beydes.

Polemon. Wie lange bist du schon Mitglied des Bundes?

Secundus. Seit sieben und zwanzig Jahren.

Polemon. Bey unserm heiligen Dreyeck, bey dem goldenen Schenkel des hyperboräischen Apollo, und bey seinem heiligen Worte beschwöre ich dich, antworte mir aufrichtig, bist du in diese

geheimen spekulativen und praktischen Wissenschaften eingeweihet?

Secundus. Noch nicht, aber ich hoffe nächstens hinter den Vorhang geführt zu werden.

Polemon. Kennest du Bundesgenossen, die in dieselben schon eingeweihet sind?

Secundus. Ich bin so glücklich, den Schason, den Theophanes, den Elymon zu kennen.

Polemon. Ich kenne deren noch mehrere. Sie nähren sich aber alle, theils von ihrem Erbguth; theils vom Unterricht, den sie in profanen Wissenschaften ertheilen. Sie leben eingeschränkt, einige sogar kümmerlich. Wie alle Menschen sind sie abwechselnd gesund und krank. Wie alle Menschen rufen sie die Hülfe des Arztes an, wenn sie eine Krankheit überfällt; nehmen die Arznei, die er ihnen verordnet, genesen oder sterben wie alle Menschen; vertheidigen sich gegen ihre Verfolger, und rächen sich an ihren Beleidigern wie alle Menschen.

Secundus. Welche Beziehung kann diess alles auf die Geheimnisse unsers Bundes haben?

Polemon. Von welchem Werthe können geheime Kenntnisse seyn, die ihre Besitzer nicht reicher, an dem Körper nicht stärker und gesunder, an der Seele nicht weiser und standhafter machen, sondern ihnen alle Schwachheiten, Mängel, Fehler, Beschwerlichkeiten und Übel anderer Menschen in dem ganzen Masse zurücklassen, in wel-

chem sie ihnen von dem Schicksale zugedacht worden sind.

Nicomach. Armer Polemon, wie bedaure ich deine Unwissenheit! Ich wünschte, dass Elymon hier wäre, er könnte dir ein Licht anzünden, worüber du erstaunen, und über deine Einwendungen erröthen würdest.

Polemon. Du verkennest mich, Nicomach. — Denke ein wenig nach, was für Leute wir in unsern Bund aufnehmen.

Nicomach. Leute, die sich lenken lassen, die für höhere Kenntnisse Sinn haben, deren Gefühl für das, was ihnen vorgetragen wird, empfänglich ist, und die für dasselbe eines lebhaften Enthusiasmus fähig sind.

Polemon. Was halten wir von ihren profanen Wissenschaften, die sie in den Bund mitbringen?

Nicomach. Wir nehmen wenig Rücksicht darauf, denn sie stehen mit den Wissenschaften unsers Bundes in keiner Verbindung, und machen unsere Lehrlinge nur eigensinnig.

Polemon. Gesetzt aber, erklärte Philosophen, zum Beyspiel Sophisten, Eklektiker, Pyrrhonier oder Epikuräer suchten den Zutritt zu unserm Heiligthume, würden wir ihnen denselben sogleich gestatten?

Panurgus. Nicht anders, als mit ausserordentlicher Behutsamkeit und nach mannigfaltigen Prüfungen. Dergleichen Leute können unserer Gesellschaft

sellschaft äusserst gefährlich werden, denn unter Hunderten ist kaum Einer eines wahren Enthusiasmus fähig, und du weisst, dass dieser die Stütze unsers Bundes ist.

Secundus. Am liebsten würden wir noch reine Platoniker aufnehmen.

Polemon. (Mit Bedeutung.) Ihr hättet meine Frage besser verstehen sollen. — Also seit sieben und zwanzig Jahren bist du ein Mitglied des Bundes. Und du, Nicomach?

Nicomach. Seit achtzehn Jahren.

Polemon. Und der ehrwürdige Panurgus hier?

Panurgus. Seit sechs und dreyssig Jahren, und ich hörte noch keinen Pythagoräer so sprechen, wie dich heute. Bist du wirklich der Polemon, der vor acht Wochen aus Egypten hier angekommen, und diese ganze Zeit, unter einem Dache mit uns, in Betrachtung geheimer Wahrheiten stillschweigend verlebt hat? Ja, du bist es, und, ich möchte mir den Bart ausraufen, dass du es bist. Ich fürchte dich.

Polemon. Während der ganzen Zeit, als Secundus dem jungen Fremdling hier die Tafel der Akustiker erklärte, wandte ich kein Auge von diesem Manne (er zeigt auf Diognet) ab. Jede Bewegung, welche die Erklärungen des Secundus in seinem Gemüthe erweckten, las ich in seiner Miene. (Zu Diognet.) Es ist nicht möglich, deine Gesichtszüge sind zu sprechend, als dass ich mich trügen könn-

te, du bist mehr, als wofür dich meine Bundesgenossen hier halten. Wer du auch immer seyst, so sollst du uns doch nicht anders, als mit der Überzeugung, dass du einen redlichen, freymüthigen Mann gefunden hast, verlassen. (Zu den Pythagoräern.) Kennet ihr noch etwas Heiligers, als dieses Dreyeck?

Alle. Es ist das heiligste unserer Sinnbilder.

Polemon. Schwöret mir bey ihm ewige Verschwiegenheit, so will ich mich euch zu erkennen geben, und euch in die geheimen Wissenschaften einweihen.

Panurgus. Alter und Erfahrung haben meine Haare gebleicht, Schicksale meinen Nacken gebeugt. Ich schwöre nicht; aber hören will ich dich.

Polemon. Was soll mir auch der Eid bey einem Dreyecke, das euch selbst nur ein Dreyeck ist? Höret mich. Mein Vater war Oberpriester des Zevs, und oberster Vorsteher des pythagorischen Bundes zu Athen. In meinem zwanzigsten Jahre weihte er mich in die Geheimnisse des krotonischen Weisen ein, und in meinem dreyssigsten nahm ich Theil an den geheimen Wissenschaften des Bundes. Wie gross war mein Erstaunen, als ich sah, dass unser Orden nichts anders ist, als ein von den Priestern, der Philosophie entgegengesetzter Damm, der das Reich der Lüge und des Aberglaubens unterstützen, und die das Interesse des Priesterthumes kränkenden Fortschritte der menschlichen Vernunft hemmen soll. Bald erkannte ich

meinen Irrthum, der mich noch in den niedern Graden so oft gegen die schlechte Wahl, die man in der Aufnahme neuer Glieder beobachtete, vergeblich eifern liess; denn jetzt wurde mir deutlich gezeigt, dass nichts so sehr die Absichten des Ordens befördere, und denselben seinem Endzwecke näher bringen könne, als flüchtige, unwissende und unerfahrene Jünglinge, Leute ohne Erziehung, ohne gründliche Kenntnisse, denen der Anblick eines Dreyecks eine wichtige Entdeckung ist, und die hochklingenden Worte Pythagoras, Weisheit, Tugend, Freyheit und ursprüngliche Gleichheit grosse wissenschaftliche Fortschritte sind; Menschen, die durch alle erdenkliche Ausschweifungen ihre Geisteskräfte verschwendet, und zum tiefern Nachdenken ungeschickt gemacht haben; Grosse, die den Mangel an Wissenschaften, nach den Umständen, bald durch geheimnissvolle, kühne, selbstgefällige, verachtende Mienen, bald durch das Übergewicht der Macht und des Ansehens zu ersetzen wissen. Mit überspannten Erwartungen kommen sie vor die Halle des Tempels, kaum werden sie hineingelassen, so bezaubert sie der falsche Shimmer des Lichts, das ihnen bey dem Eintritte vorgehalten wird, und benimmt ihnen die Fähigkeit, die Gegenstände, die sie da erblicken, in ihrer wahren Gestalt zu sehen, oder ihren Werth richtig abzuwägen. Man ist vorzüglich darauf bedacht, ihren Geist stets in einem passiven Zustande zu erhalten, und nur auf ihre Einbildungskraft zu

wirken, hier wird alles angewendet, was die äusserste Niederträchtigkeit den unbekannten Vorstehern des Bundes zur Verdrehung und Täuschung des menschlichen Geistes als geschickt darbietet. Man mahlt ihnen Zeichen und Sinnbilder vor, die nichts bedeuten, und erklärt sie ihnen mit verblühten Redensarten und allegorischen Deutungen, die ebenso hirnlos und abgeschmackt sind, als dasjenige, was man damit erklären will. Der arme Akustiker hält es unterdessen für Dinge von überaus grosser Wichtigkeit, weil er es nicht verstehet, geräth in Enthusiasmus, findet Beruhigung darin, und lässt sich willig von den Priestern, die im Hinterhalt lauern, und unsichtbar die ganze Maschine lenken, zur Unterdrückung des Weisen brauchen, dessen Grösse er nicht erreichen, die Priester nicht ertragen können. — Sehet, Freunde, diess sind die geheimen Wissenschaften, in welche der Esoteriker des Pythagoras hinter dem Vorhange eingeweiht wird. Es sind gewisse in ein System gebrachte Massregeln, die menschliche Vernunft zu fesseln, den Untersuchungsgeist zu unterdrücken, dem menschlichen Geschlechte heilsame Wahrheiten zu verdunkeln, alle gründlichen Kenntnisse und Wissenschaften zu vertilgen, und dafür Unwissenheit, Irrthümer, Aberglauben, Wundersucht und Schwärmerey zu verbreiten. Dieses System legte mir mein Vater vor, als ich in diess abscheuliche Geheimniss eingeweiht ward. Wie der Wanderer an dem Rande eines unabsehbaren Abgrundes schauderte ich

zurück, als ich sah, dass der ganze pythagorische Bund nichts, als eine Versammlung von Betrü-
gern und Betrogenen ist.

Panurgus. Sprich fort! denn noch weiss ich nicht, ob ich mehr die Bosheit, mit welcher du deine Lästerungen erdichtest, oder die Unverschämtheit, mit welcher du sie ausstossest, bewundern; ob ich dich bedauern, oder dir fluchen soll.

Polemon. Musst du eines aus beyden, so überlass das Bedauern mir, und du wähle dir den Fluch, aber erst dann, wenn euch eure eigenen Augen von der Wahrheit dessen, was ich euch bereits entdeckt habe, werden überzeugt haben. Ich will den Plan aus der geheimen Schrift in die profane umsetzen, und euch denselben vorlegen, dann möget ihr selbst urtheilen, ob —

Nicomach. Unser Urtheil ist gefasst, du bist entweder ein Thor, oder ein Bösewicht.

Polemon. Habt Geduld, Freunde, bis ihr den Plan selbst gelesen habt.

Secundus. Wir wollen ihn nicht lesen, du hast uns so eben die überzeugendsten Proben von der Erfindungskraft deiner Bosheit gegeben. Unverschämter Lästlerer, so viele rechtschaffene Männer sollten Betrüger seyn?

Nicomach. Hinaus mit dir, verruchter Mensch!

Secundus. So viele grosse, aufgeklärte Köpfe, so viele wichtige Staatsmänner, die sich Mit-

glieder unsers Ordens nennen, sollen sich haben betrügen lassen?

Panurgus. Fort mit dir, unglücklicher Verläumder! der Fluch der Götter brenne auf deinem Nacken! (Sie stossen den Polemon zum Saale hinaus.)

Secundus. Lasst euch durch die Bosheit dieses Lästerers nicht irre machen, sucht mit aufrichtigem Herzen und standhaftem Muthe das grosse, heilige Licht. Ihr werdet es gewiss finden, und euch dann freuen über die Belohnung eures eifrigen Suchens, denn sie ist gross.

Panurgus. Nein, Freunde, ihr müsst nicht zurücktreten; wahre, unaussprechliche und profanen Menschen zu ihrem Unglücke verborgene Güter werden eure Beständigkeit krönen.

Nicomach. Die Zeit der Prüfung ist kurz, euer Eifer im Suchen kann sie noch mehr abkürzen, und mit innigster Zufriedenheit werdet ihr euch bald in Verbindung sehen mit Männern, deren Kopf und Herz sowohl in der pythagorischen, als profanen Welt der Gegenstand allgemeiner Verehrung und Hochachtung ist.

Secundus. Wenn ihr denn ernstlich wünschet, auf dem angetretenen Wege weiter geführt zu werden, so lasst uns eure Namen wissen, damit wir sie in der grössern Versammlung der Bundesglieder in das Buch der Suchenden aufzeichnen können.

Diognet. Der Name des Jünglings ist Marc-Aurel, der meinige Diognet.

Panurgus. Beym Genius unsers grossen Meisters! Bist du Diognet?

Secundus. Du Diognet? Warum hast du dich uns nicht eher entdeckt?

Nicomach. Dein Ansehen würde Polemons Unverschämtheit zurückgescheucht haben.

Panurgus. Danke den Göttern, Jüngling! dass sie dir einen solchen Führer gegeben haben. Folge seiner Leitung, denn er führt dich sicher, schon lange ist er Mitglied unsers Bundes, und der ganze Bund verehrt in ihm einen rechtschaffenen Mann und eine wahre Zierde des pythagorischen Ordens.

Diognet. Es freuet mich, wenn ihr mich dafür erkennet, und es wird mir lieb seyn, wenn ihr selbst die Bitte, ihr möchtet die Aufnahme dieses Jünglings in die Klasse der Suchenden auf eine längere Zeit hinaussetzen, als einen neuen Beweis meiner Achtung gegen euren Bund ansehen wollet. Er ist noch viel zu jung, als dass er den Erwartungen, die ihr vielleicht von ihm habt, genugthun; und noch viel zu unerfahren, als dass er den erhabenen Unterricht des Ordens nach seinem bestimmten Werthe schätzen, und nach seiner entschiedenen Nutzbarkeit anwenden könnte. Das, was ihr ihm heute mitgetheilt habt, ist für sein Alter und seine noch eingeschränkten Fähigkeiten des Geistes genug, und kann ihn mit bestem Erfolge noch einige Jahre beschäftigen. Bloss in dieser Absicht führte ich ihn her, und ich bin euch Dank dafür

schuldig, dass ihr dieselbe so gefällig begünstiget habt.

Secundus. Gehe denn und bearbeite den Stein, der bestimmt ist, einst die Stütze unsers Heiligthumes zu werden. Der Tag, an welchem du uns denselben zuführen wirst, soll für uns ein Tag der Freude und des Jubels seyn. (Diognet und M. Aurel gehen ab.)

M. Aurel. (Auf der Strasse.) Das unmässige Betragen dieser Leute gegen Polemon lässt mich an der Wahrheit desjenigen nicht zweifeln, was er über die geheimen Wissenschaften des pythagorischen Bundes sprach.

Diognet. Lerne zugleich daraus, wie schwer und gefährlich es ist, betrogenen Menschen die Binde der Täuschung abzunehmen. Übrigens hat Polemon diese Behandlung verdient; denn es scheint, dass er mehr verwunden, als heilen; und nur seiner Eitelkeit, nicht der Wahrheit ein Opfer bringen wollte.

M. Aurel. Sage mir doch, ob Pythagoras wirklich keine Geheimnisse hatte, die von seinen zerstreuten Schülern der Vergessenheit entrissen, zu den neuern Pythagoräern hätten gelangen können?

Diognet. Es ist gewiss, dass im pythagorischen Bunde grosse und wichtige Geheimnisse verborgen lagen; aber nicht weniger gewiss ist es, dass die neuern Pythagoräer nicht das geringste davon wissen. Die Geheimnisse des Pythagoras wa-

ren nichts weniger als Meynungen, oder wissenschaftliche Kenntnisse, mit welchen seine heutigen Schüler grosse Miene machen wollen, denn er sprach öffentlich zu allen Ständen und Geschlechtern in Kroton über ihre gegenseitigen Pflichten, seine geometrischen und astronomischen Erfindungen wurden aufgezeichnet und allgemein verbreitet: seine physischen und mathematischen Kenntnisse lehrte er selbst öffentlich in Samos.

M. Aurel. Aber warum forderte er so strenge Verschwiegenheit? Warum prüfte er seine künftigen Schüler mit so vieler Sorgfalt? Warum ermüdete er selbst Männer von reifem Verstande und entschiedenen Verdiensten Jahre lang mit dunkeln Sinnbildern und verblühten Sprüchen?

Diognet. Gewiss nicht darum, um sie hernach an seinen wissenschaftlichen Kenntnissen Theil nehmen zu lassen, sondern um sie in die viel wichtigern Geheimnisse seines Bundes einzuweihen. Der pythagorische Bund war ein mächtiger politischer Orden, dessen Hauptstamm in Kroton gegründet war, und dessen Zweige sich über die blühendsten Städte Italiens, Siciliens, Griechenlandes und der griechischen Inseln verbreiteten. Gemeinschaftliches Interesse verband diese verschiedenen Gesellschaften untereinander, und der Zweck, zu dem alle mit vereinigten Kräften hinwirkten, war das menschliche Geschlecht glücklich zu machen. Mit gerührtem Herzen hörten sie überall die Menschen unter dem harten Drucke der Tyranney seufzen, und

ihr jammervolles Daseyn verfluchen. Der Zustand der Völker war ein beständiger Krieg der höchsten Gewalt gegen das Volk, und jedes einzelnen Mitgliedes gegen alle seine übrigen Genossen. Alleinherrschaft war jedem, den Macht und Reichthümer in der Gesellschaft auszeichneten, gefährlich, und drückende Ungerechtigkeit verbitterte dem Armen den Genuss der Früchte, die er im Schweisse seines Angesichts, und unter Thränen aus der Erde hervorgezogen hatte. Sie sahen, wie muthwillige Despoten ihre und ihrer Staaten Glückseligkeit, Leidenschaften und Launen aufopfert, welche ihre Unterthanen niederdrückten, und ihre Provinzen in unfruchtbare Todtenhäuser verwandelten. Verzweiflung nöthigte die Elenden in Verbrechen Rettungsmittel gegen ihre Leiden zu suchen, und ihre Beherrscher waren nur auf einige Augenblicke gerecht, um den Verbrechen und Leiden ihrer Sklaven durch das Mordbeil ein Ende zu machen. Diess alles sahen sie mit Erstaunen, und mitleidige Theilnehmung machte sie für das Wohl der Menschen unternehmend und thätig. Ganz richtig schlossen sie, dass die Menschen nur darum so niedrig, eigennützig, verschlagen und boshaft sind, weil sie nirgends ihrer Natur gemäss regiert werden; dass also die Kunst, in der Gesellschaft versammelte Menschen zu beherrschen, bloss in der richtigen Anwendung der Sittenlehre auf die Gesetzgebung besteht. Ganz durchdrungen von diesem Grundsatz, fingen sie ihr grosses Werk damit an, dass sie die

Sitten auf die Natur zurückführten, und die Gesetze auf die Sitten gründeten. Durch eine weislich eingerichtete Erziehung liessen sie die Seele des künftigen Weltbürgers nur solche Gewohnheiten und Fertigkeiten annehmen, die sowohl für das einzelne Wesen, als für die ganze Gesellschaft vortheilhaft sind. Sie lehrten ihn bey Zeiten, was er sich selbst schuldig ist, worin sein wahres Interesse und Glückseligkeit besteht, und so war es dem Gesetzgeber nicht mehr schwer, den erwachsenen Bürger von seinen Pflichten gegen die gesellschaftliche Verbindung zu unterrichten und zu überzeugen. Die Regenten und Vorsteher waren in Pythagoras Schule gebildet, und bestrebten sich den Lehren ihres Meisters getreu, nur die Väter und Wohlthäter des Volkes zu seyn. Durch die klügsten Massregeln vertilgten oder hinderten sie die übermässig drückende Gewalt eines oder mehrerer Tyrannen; erhielten Eintracht und Frieden unter allen Ständen, und führten in verschiedenen Städten und Kreisen eine gemässigte, auf das allgemeine Glück abzielende aristokratische Regierungsform ein. Um diess alles zu Stande zu bringen, mussten sie nothwendig alle wichtigen und öffentlichen Geschäfte an sich ziehen; woraus dann folgte, dass in dem geheimen und höchsten Rathe zu Kroton täglich wichtige Nachrichten eingelaufen, geheime Entwürfe gemacht, und über die Aufnahme neuer Bundesgenossen, über die Nachstellungen listiger Feinde, über die Nothwendigkeit, neue Gesetze zu machen,

oder die veralteten zu erneuern, und über andere das Wohl des ganzen Bundes betreffende Dinge ernsthafte Berathschlagungen angestellt werden mussten. Hier war die strengste Verschwiegenheit und genaueste Prüfung derjenigen, die an diesen Geheimnissen Theil zu nehmen wünschten, nothwendig, wenn nicht Pythagoras sich und seine Vertrauten den Nachstellungen der Bosheit preisgeben; wenn er nicht die grössten Plane scheitern, und die heilsamsten Berathschlagungen fruchtlos machen wollte.

M. Aurel. O Diognet! warum wird der pythagorische Bund nicht wieder hergestellt? Welch ein Glück wäre es für Rom!

Diognet. Dazu gehörten Männer, deren scharfsehender und tief eindringender Geist gemacht ist, Überlegungen und Erfahrungen schnell anzuwenden, in einem Augenblicke Wirkungen und Ursachen mit einander zu verbinden, die Verhältnisse der schon gemachten und noch zu machenden Gesetze richtig zu fassen und einzusehen, und aus dem Misslaute der besondern Leidenschaften eines jeden Staatsgliedes die allgemeine Harmonie der Gesellschaft hervorzubringen. Männer, die keine Beschwerlichkeit erschrecken, keine Gefahr erschüttern, kein Privatvorthail verblenden könnte, die nur edler Ethusiasmus beseelte, wenn sie das Wohl der Menschen zum Handeln aufforderte. Männer, wie das tief unter sich herabgesunkene Rom kaum einen einzigen mehr aufstellen kann.

Und gesetzt auch, es erhöben sich einige über das allgemeine Verderben ihrer Zeit und ihres Vaterlandes, und vereinigten sich, frey von allen eigennützigem und herrschsüchtigen Absichten das allgemeine Beste zu befördern: würden sie wohl auch gross genug seyn, das zu thun, was die Glieder des pythagorischen Bundes nicht gethan haben, und was sie doch hätten thun müssen, wenn ihre heilsamen Einrichtungen die gehörige Festigkeit und Dauer hätten erreichen sollen?

M. Aurel. Und was wäre das?

Diognet. Nichts anders, als was dem Manne, der einmahl die Annehmlichkeit des Herrschens gekostet hat, beynahe unmöglich wird. Bescheiden hätten die Glieder des pythagorischen Bundes auseinander treten und sich zurückziehen sollen, nachdem sie ihre wohlthätigen Anstalten eingeführt und in Gang gebracht hatten. Und diess müssten auch diejenigen thun, die Roms Freyheit, Sitten und Grösse wiederherstellen wollten. Anstatt dessen aber würden sie vielmehr beflissen seyn, die Zahl ihrer Glieder zu vermehren, das allgemeine Beste dem Geiste ihrer Gesellschaft aufzuopfern, und die Vortheile des Ganzen nach ihren eigenen zu bestimmen und abzumessen. Dann würde Rom vielleicht keinen Kaiser mehr haben; aber dafür unter den Bedrückungen einiger hundert Despoten seufzen und stürzen.

(Landhaus des Lucilius.)

Diognet. Marc-Aurel. Timon.
Lucilius.

Lucilius. Schön war sie, Freunde, schön wie der blühende Frühling, und heiter wie seine Morgensonne. Wenn wir hier oft, ich und mein Freund Celsus, mit ihr an dem schattichten Ufer des brausenden Anio wallten, uns hernach dort unter der Halle bey der leise murmelnden Quelle labten; oder wenn wir bey dem lispelnden West, dort auf dem schwärmerischen Hügel das entzückende Schauspiel des untergehenden Tages bewundern; wie das lebenswürdige Mädchen das sprach, wie sie auf jede Schönheit der Natur uns aufmerksam machte, und mit der Anmuth einer Grazie ihr Gefühl, das die Reitze der Natur erhöht hatten, uns mittheilte. Was war ich in diesen seligen Augenblicken, was war Celsus! Himmlische Wonne stimmte da jede unserer Empfindungen in den harmonischen Einklang mit den Gesetzen der Tugend. O wie viel hat Celsus und ich mit ihm durch den Tod seiner geliebten Baline verloren! (Thränen fließen aus seinen Augen.)

Timon. Sie war und ist nicht mehr: was nützen nun alle diese schwärmerischen Bilder, Klagen und Thränen? Gleichgültig sollt ihr den Verlust eines Gutes ansehen, das seiner Natur nach nicht

anders als ungewiss und unbeständig seyn konnte; dessen Besitz nie in eurer Macht war.

Lucilius. Ha, Timon, deine Philosophie ist nicht die Philosophie der Natur, sie ist Gefühllosigkeit, und verstopft alle die sanften Quellen, aus welchen dem Menschen Glückseligkeit fließt.

Timon. Du könntest Recht haben, wäre die Gleichgültigkeit, die ich bey dem Tode der Geliebten deines Freundes von dir verlange, eine Tochter der Unempfindlichkeit: so aber gründet sie sich auf deutliche und durchdringende Kenntniss der menschlichen Dinge, ohne welche alle Glückseligkeit nur ein täuschendes Schattenbild; nur ein Traum ist, in dem das Gefühl für Wahrheit erstirbt.

Lucilius. Mein Herz ist für deine kalte Philosophie zu warm. Ich fühle nicht wie du; ich kann dir nicht antworten, denn du würdest mich nicht verstehen.

Diognet. Lass ihm seine Thränen. Timon, sie fließen aus einem edeln Herzen, das theilnehmend an dem Leiden seines Freundes heftiger schlägt.

Timon. Theilnehmung an eingebildeten Leiden rechtfertigt die Thränen des Weisen nicht. Gleichgültigkeit ist dort seine Pflicht, wo der gemeine Mensch entweder in Thränen zerfließt, oder von dem Rausche überströmender Freude dahingegerissen wird.

Diognet. Und wenn es denn endlich dein Weiser dahingebracht hat, dass ihm alles, was ihn

umgibt, gleichgültig ist, dass nichts mehr sein Herz zur Liebe, Freude oder Mitleiden rührt; nichts mehr seinen Geist zur Thätigkeit auffordert; nichts mehr seine Sinne reizt, sein Blut in Wallung bringt, und seine Nerven nichts mehr zum Handeln spannt; was nützt er der Gesellschaft?

Lucilius. Was nützt er sich selbst und seinem Freunde?

Timon. Habe ich denn schon behauptet, dass der Weise der Gesellschaft nützen könne, — nützen müsse?

Diognet. Dein Weiser steht wohl in gar keiner Verbindung mit der Gesellschaft?

Timon. In keiner andern, als in der, in welcher der Gesunde mit dem Kranken steht. Er nähert sich dem Bette des Leidenden, bedauert ihn durch einige Minuten, und lernet daraus, dass er den andern geschwächt seinen Schmerzen überlassen sieht, seine eigene Gesundheit mehr schätzen.

Diognet. Ist es aber der Menschlichkeit nicht angemessener, wenn der Gesunde, anstatt alles bey einem kalten Mitleiden bewenden zu lassen, dem Kranken beysteht, ihm zur Genesung hilft, und sich so den Dank des Wiederhergestellten und den Segen des Menschenfreundes erwirbt?

Timon. Bringe einen Wahnsinnigen zurück zur Vernunft; gib dem Blindgeborenen das Licht; überzeuge den am Fieber kranken, wenn sein ganzer Körper starrt, und ihn kein Feuer mehr wärmt,
dass

dass sein Frost nur eingebildet ist, weil die Sonne erst gestern in den Löwen trat; beweise' dem Wasserscheuen, dass das Wasser gut, und dem Wassersüchtigen, dass es schädlich ist. Ich will sehen, wie weit du kommst. Und ist die Gesellschaft etwas anders, als eine Versammlung wahnsinniger, blinder, fieberhafter, wasserscheuer und wassersüchtiger Menschen?

M. Aurel. Hätte Socrates so gedacht!

Timon. So hätte die Welt um einen Märterer des Stolzes weniger.

Diognet. Und doch konnte ihn nur dieser, von dir erst zu erweisender Stolz für das Wohl der Menschen in Thätigkeit setzen; denn dass er dem menschlichen Geschlechte wahrhaft nützlich war, wirst du wohl schwerlich leugnen?

Timon. Er nutzte den Menschen, so lange er vor den Pforten des grossen Narrenhauses stehen blieb, und den hineinlaufenden Jungen und Alten zurief: Zurück! tretet nicht hinein, ihr kommt nicht mehr heraus. Diess soll auch mein Weiser thun; und dazu braucht er nur kalte Vernunft und Kenntniss des Werths der Dinge. Diese wird ihn zurückhalten, dass er nicht selbst in das Narrenhaus hineinläuft, um veraltete Thoren mit stürmender Gewalt herauszureissen. Gehet er aber doch hinein, so bin ich überzeugt, dass ihn nicht mehr die Vernunft, nicht mehr reiner Eifer für das Wohl der Menschen, sondern Stolz mit seinen Gefährten, Eigensinn und Ruhmbegierde, hinein-

gejagt hat. Er verdient, dass man ihm Schierlingssaft zu trinken gebe, um ihn abzukühlen.

Diognet. Nicht mit Gewalt soll er sie herausreissen; herauslocken muss er sie, locken durch Klugheit und Kunst, die ihm ganz zu Gebote stehen wird, wenn ihn edle Leidenschaft für das Heil seiner kranken Brüder beseelt.

Timon. Er wird also öfters und auf längere Zeit im Narrenhause verweilen müssen, und weil Narrheit ansteckend ist, selbst mit zum Thoren werden, und seine erbeuteten Flüchtlinge nur zu Thorheiten von anderer Art verführen. — Lasse der Weise die Menschen wie sie sind, er gehe seine Wege; begegnet er einem Irrenden, so rufe er ihm zu: »Freund, der Weg, den du wandelst, führt »dich irre!« und zeige ihm liebevoll die rechte Strasse, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie der Wanderer betritt oder nicht. Jeder Schritt darüber geschieht auf Antrieb der Leidenschaft, die den Weisen zu nichts bestimmen darf.

Diognet. Ich sehe schon, Timons Weiser darf nicht tugendhaft —

Lucilius. Darf nicht glücklich seyn.

Timon. Beydes muss er seyn; und er ist es, sobald keine Leidenschaft mehr seinen Geist umnebelt und sein Herz verführt.

Diognet. Tugendhaft ohne grosse Leidenschaften?

Lucilius. Ohne Leidenschaften glücklich?

Timon. Ich weiss nicht, was du Tugend, du Glückseligkeit nennest.

Diognet. Tugend nenne ich: die beständige Fertigkeit, sein eigenes Interesse, dem Interesse des Ganzen aufzuopfern; oder die Kunst, in dem Wohl anderer sein eigenes zu finden, weil es das Gesetz der moralischen Welt fordert.

Lucilius. Aus fortdauernder Wollust entsteht das, was ich Glückseligkeit nenne.

Timon. Dann müsst ihr freylich den Leidenschaften das Wort führen. Eure Tugend und Glückseligkeit gründet sich auf Täuschung, und diese können euch nur die Leidenschaften gewähren. Deine Tugend, Diognet, ist nichts, als die unter den Schleyer der Gesetzmässigkeit verummte Eigenliebe; und dein Tugendhafter sucht nur darum Glückseligkeit über die Wesen, mit welchen er in Verbindung lebt, zu verbreiten, weil sie fähig sind, ihm dieselbe zu erwiedern. Die Glückseligkeit des Lucilius ist ein fieberischer Traum, weil fortdauernde Wollust nur fortgesetzter Taumel ist. Vergebens bemühet ihr euch, gewisse moralische Blößen in schöne Namen und Worte einzukleiden; geschwind verräth sie diese betrügliche Hülle, und beweiset desto kräftiger, dass keine Tugend ohne Kenntniss der Wahrheit, keine Glückseligkeit ohne vollkommene Gleichgültigkeit: und unter dem Drange gereizter Leidenschaften, weder Kenntniss der Wahrheit, noch Gleichgültigkeit möglich ist.

Diognet. Du verwechselst die lebhaften Triebe der Seele, die uns der Unthätigkeit und Trägheit entreissen, mit unordentlichen Neigungen, die dem tobenden Ocean gleich, das beunruhigte Herz, jetzt gegen die Blitz schwangern Wolken gewaltsam hinaufschwingen, dann schnell in den schaudervollen Abgrund hinabstürzen.

Timon. Auch die lebhaften Triebe führen uns irre. Immer zeigen sie uns die Dinge in einem falschen und blendenden Lichte; immer heften sie unsere Aufmerksamkeit nur auf die eine Seite des Gegenstandes, den sie uns darstellen. Einseitige Begriffe, falsche Urtheile, und undurchdringliche Irrthümer bemächtigen sich dann der Herrschaft über den Verstand, und unterwerfen das schwankende Herz den Gesetzen der Thorheit oder des Lasters. Nur der Held der kalten Vernunft, der nach dem muthigen Kampfe gegen die siebenköpfige Hydra in den Tempel der Wahrheit als Sieger hineingegangen ist, steht unerschüttert da, erhaben über den schmeichelnden Betrug der Sinne, und über die drohenden Anfälle stürmischer Begierden.

Lucilius. Hast du dieser Helden viele? Denn ohne Zweifel gehest du mit dem grossen Plane schwanger, die von Plato so schön gebauete Republik zu bevölkern, und da fürchte ich, deine Heldenkolonie möchte bald wieder aussterben.

Timon. Ein einziger wäre genug, deinen

schielenden Spott lächerlich zu machen, und den Spötter zu beschämen.

Diognet. Sey grossmüthig Timon, und nenne uns einige derselben.

Timon. Habt ihr denn die unsterblichen Namen Regulus, Rutilius, Scipio, Cato und hundert andere vergessen?

Diognet. Diese wirst du uns doch nicht im Ernste als Helden der kalten Vernunft aufstellen.

Timon. War es vielleicht Leidenschaft, die den heldenmüthigen Regulus bewog, den Römern zu rathen, sie möchten sich mit den Carthaginensern in keine Unterhandlungen über die Auslösung der Kriegsgefangenen, unter welchen er der vornehmste war, einlassen? Machte ihn denn Leidenschaft für das Flehen und Bitten einer trostlosen Gattin, für die Thränen geliebter Kinder, für die Stimme des Vaterlandes, das seinen Helden zur Ehre und Belohnung rufte, für die fürchterlichen Drohungen der Feinde, für die schimpfliche Gefangenschaft und qualvollen Wunden, für alles, was die Wuth der Feinde, was die ihm zugedachte Todesart Schreckendes und Schmerzliches hatte, gleichgültig und unempfindlich? War es nicht die Gleichgültigkeit des Weisen, die den Rutilius auf einen Grad der Grösse erhob, von welchem er auf seinen übermüthigen Feind Sulla selbst dann noch lächelnd herabsah, als dieser das Urtheil der Landesverweisung über ihn sprach? Die Zeit legte die Unschuld des Rechtschaffenen an den Tag. Sulla

rief ihn nach Rom zurück, aber Rutilius war noch zu gross, um in eine Stadt zurückzukehren, welche die Grösse ihrer Bürger nicht mehr ertragen konnte. Standhaft zog er den Ort seiner Verbannung dem Vaterlande vor, und zeigte dem stolzen Dictator, dass noch ein Römer übrig war, der Muth genug hatte, demjenigen zu widerstehen, dessen blosse Winke für römische Sklavenseelen drückende Gesetze waren. War es nicht die kalte Vernunft, die den Scipio in den Augen des Weisen grösser machte, da er Rom, unempfindlich gegen die Beschuldigungen seiner Feinde verliess; als da er es mit seinen siegreichen Waffen vertheidigte? Leidenschaft machte ihn zum Schrecken von Carthago; Vernunft, zum Freunde, zum Vater des Vaterlandes. Seinen Leidenschaften hatte es Rom zu verdanken, dass es nicht öfter als einmahl entsetzt worden; seiner Vernunft, dass es seine Freyheit, für welche die Macht dieses Helden gefährlich zu werden schien, sicher und ungekränkt erhielt. War es wohl was anders, als die kalte Vernunft, die dem Cato in dem Tode ein Glück zeigte, welches Cäsar vergebens in der Eroberung der Welt suchte? Sie, diese treue Gefährtin des Weisen, liess bey dem wankenden Schicksale der Republik nur den Cato nicht wanken. Dort standen zehn tapfere Legionen und harrten auf die entscheidenden Winke Cäsars zur Schlacht und zum Siege: hier unterstützten zahlreiche Heere die Ansprüche des Pompejus auf die Herrschaft über Rom; die Welt

war in zwey Partheyen getheilt, die Republik und Cato standen in der Mitte. Jene sank; — unerschüttert stand Cato noch da mit Plato's Buch und dem Schwert in der Hand. Cäsars feuriger Muth siegte über die Republik, Cato's kalte Vernunft über Cäsar; grossmüthig stürzte er in das vom Bürgerblute noch nicht befleckte Schwert, und fiel mit dem fallenden Staate.

Diognet. Und mit ihm die kalte Vernunft, die selbst Timon nicht anders, als mit der Sprache der Leidenschaft zu vertheidigen weiss. Ich will dich diesen Helden näher führen; sie selbst sollen dir das Geständniss abzwängen, dass die Natur grossen Leidenschaften, Ruhm und Unsterblichkeit zum Erbtheile bestimmt hat. Die flüchtigen Liebkosungen des Glückes verführten den Regulus. Er traute dem tückischen Lächeln der Göttin zu viel, hielt sich für unüberwindlich, gab alle Sorgfalt und Bescheidenheit auf, und ward vom Xantippus geschlagen und gefangen genommen. In dem Augenblicke, da ihn Carthago als Friedensmittler nach Rom sandte, zeigte ihm eine edle Ruhmsucht das Mittel, sich an der Untreue des Glückes zu rächen. Durch seine Beredsamkeit vereitelte er bey dem Senate die Wünsche der Feinde des römischen Namens, und kehrte zurück, um in dem Tode die Ehre wieder zu finden, die er in der unglücklichen Schlacht vor Carthago's Thoren verloren hatte. Mit frohem Herzen und standhaftem Muth erduldete er alle Qualen desselben; und nachdem er

Roms mächtiger Nebenbuhlerin gezeigt hatte, wie Römer streiten und siegen; lächelte er auf dem Kreuze, und zeigte ihr und der Welt, wie Römer sterben. — Gerechter Stolz des Mannes, der seinen Werth fühlt, hielt den Rutilius in Asien zurück. Als ihn ein Freund mit der Hoffnung trösten wollte, die Verwiesenen würden mit Anfang des Bürgerkrieges, der im Verborgenen schon glimmte, zurückberufen werden, gab er ihm zur Antwort: »womit habe ich dich beleidiget, dass du »mir eine Rückkehr wünschest, die demüthigender »wäre, als meine Verbannung? Ich will lieber, dass »das Vaterland über meine Landesverweisung erröthe, als über meine Rückkehr traure.« — So, lieber Timon, spricht die kalte Vernunft nicht. — In ihrer ganzen Hässlichkeit sah Scipio die Undankbarkeit des Vaterlandes gegen ihn. Durch Nachgiebigkeit hätte er Rom das Verbrechen ersparen können, mit welchem es sich durch seine Entlassung befleckte; aber er fühlte sich zu gross, als dass er dort in dem Kleide eines Schuldigen sich verantworten sollte, wo er so oft in dem Kleide des Siegers, unter den Segenswünschen des Senats und dem jauchzenden Getümmel des Volkes erschien. Mit heiterm Gemüthe verliess er die Stadt, nahm seine Wohnung in einem schlechten Dorfe, bauete das Land, feyerte den schönen Abend seines Lebens unter dem Nachgenusse seiner öffentlichen Verdienste, und erinnerte sich der ihm angethanen Schmach nur noch, um das Andenken derselben zu

verewigen. Die Grabschrift, *) die er sich setzen liess, ist dir bekannt, sie verkündigt beleidigten Stolz, nicht kalte Vernunft. — Das ganze Leben des Cato war nichts anders, als abwechselnde Auftritte der mächtigsten Leidenschaften. Nie kämpften diese gewaltiger gegen die kalte Vernunft, als in den wichtigen Augenblicken, die entscheiden mussten, ob die Republik die Beute Cäsars werden sollte. «Was willst du?» sprach die Vernunft. «Wirf das Schwert von dir; nicht ob Rom frey seyn, denn die Freyheit ist schon lange verbannt, sondern ob Cäsar den Fluch seiner Mitbürger und die Verachtung der Nachwelt verdienen soll; darüber wird gestritten. Was geht dich dieser Streit an? Bist du so schwach, dass du die Raserey eines Wahnsinnigen nicht ansehen kannst? — Wenn aber seine Raserey das Vaterland verheeret? Dein Tod wird es nicht retten; — sollte ihn auch dein Schatten verfolgen, er ist tollkühn genug, auch mit den Manen zu kämpfen. So lange du noch lebst, findest du vielleicht Mittel, manches Übel abzuwenden; dein Tod wird ihm erst gänzliche Freyheit geben, seinen verderblichen Plan durchzusetzen. Wenn er sich aber diese Freyheit durch deine Verbannung verschafft? Dann lass ihn toben und wüthen; du bist ja nicht Herr über die Welt-

*) INGRATA. PATRIA.
NE. OSSA. QUIDEM. MEA.
HABES.

»begebenheiten. Alles was geschiehet, musste ge-
 »schehen nach den unabänderlichen Gesetzen der
 »Natur, denen der Weise sich und seine Wünsche
 »ohne Murren unterwirft. Doch verbannen wird
 »er dich nicht, dazu ist Cäsar zu stolz. Vor sei-
 »nen Triumphwagen geschlossen in Fesseln — Ha!
 »Fesseln! rufte die gereizte Leidenschaft: Fes-
 »seln und Cato! — Ja in Fesseln geschlossen
 »wirst du vor Cäsars Triumphwagen unter der
 »Beute der Nationen dahergehen. — Weg mit die-
 »ser schändlichen Scene. Cato ist noch frey.
 »Mache dich auf, mein Geist, schwing dich hoch
 »über die menschlichen Dinge; über die Macht des
 »Verderbens, und über die Stürme des Zufalls em-
 »por. Männliche Kraft lebt in diesem Arme; freue
 »dich nicht deines Sieges, Cäsar, Cato wird ihn
 »nicht sehen.» So sprach sie und siegte; Cato
 stiess den Stahl in seine Brust, und zeigte den Über-
 bleibseln der Römer, was der Republikaner zu
 thun hat, wenn das feindselige Schicksal ein Leben
 ohne Würde an das Ende seiner Laufbahn gesetzt
 hat. — So sind starke Leidenschaften das mächtige
 Triebwerk, das die Menschen von jeher zu den
 grössten Handlungen bestimmt; das sie den Gefah-
 ren, dem Schmerze, dem Tode, dem Himmel selbst
 Trotz bieten gelehrt; das alles, was wir in den Jahr-
 büchern der Menschheit in Erfindungen Grosses, in
 Entwürfen Kühnes, in Unternehmungen Erhabenes
 bewundern, hervorgebracht hatte. Nur ordnen, wa-
 chen, zurückhalten und mit der Wagschale neben-

her laufen, war dabey das Geschäft der Vernunft. — Stark heften die Leidenschaften unsere Aufmerksamkeit auf den Gegenstand unserer Begierden, vermehren das Licht um ihn her, erhalten unsere Begriffe in beständiger Gährung, machen sie eben dadurch fruchtbar, und bereichern uns mit Einsichten, die wir von der kalten Vernunft vergeblich erwarten. Sie entreissen uns der sinnlosen Trägheit, zu der wir uns beständig neigen. Schnell durchdringet ihr scharfes Auge die dunkeln Abgründe der Vergangenheit und der Zukunft, und ziehet oft die Ursache der Wirkungen, welche die Unwissenheit dem Zufalle zuschreibt, in das Licht hervor. Selbst den Zufall unterwerfen sie ihrer unerschütterlichen Gewalt, und setzen das Genie in den Stand, der Welt neue Schwungkkräfte zu ertheilen, oder in das Gegenwärtige den Samen zukünftiger grosser Begebenheiten zu streuen. Da hingegen die kalte Vernunft ohne Leidenschaften und das darauf gebauete System der Gleichgültigkeit den Geist verstümmelt, die Fackel des Genie's auslöscht, und den Menschen auf dem einmahl angetretenen Wege langsam und unthätig fortschleichen lässt.

Timon. Bald hättest du mich überzeugt, Diognet, wenn ein Schwall leerer Worte für tiefgedachte Beweisgsünde gelten könnte. An den grössten Männern Roms bist du zum Verbrecher geworden, da du ihre Tugenden für Symptomen einer kränkelnden Seele erklärt hast. Decke den Vorhang des menschlichen Lebens auf; und wenn du

siehst, dass die Leidenschaften der Grund aller Verirrungen des menschlichen Verstandes sind; dass die Welt nur den Leidenschaften alle die Irrthümer zu verdanken hat, welche die Sitten verdorben, und das menschliche Geschlecht mit einem fürchterlichen Strome von Übeln und Qualen überschwemmt haben; wenn du das siehst, dann gehe und versöhne dich mit der beschimpften Asche der Helden der Tugend, weil du sie, deinem System zu gefallen, zu Helden der Leidenschaften gemacht hast.

Diognet. Es thut mir leid, dass mich Timon missverstanden hat.

M. Aurel. Männer, darf ich es wagen, euch mit einander zu vereinigen?

Timon. Es wird dir schwerlich gelingen.

M. Aurel. Ich will es versuchen. Dass richtige Begriffe von dem Werthe aller Dinge dem Weisen unentbehrlich sind, und dass diese bloss bey einem gänzlichen Stillschweigen der Leidenschaften durch die kalte Vernunft können erlangt werden, ist eine Wahrheit, auf welche Timons ganzes System sich gründet; von der aber gewiss auch Diognet überzeugt ist, weil sie in der Reihe jener grossen Wahrheiten, deren Erkenntniss ich ihm verdanke, die erste und wichtigste ist. Gesetzt nun, ich dringe in den innern und wahren Werth der Dinge hinein. Ich sehe, dass Ruhm, Ehre, Reichthümer, Gunst der Grossen, sinnliche Vergnügungen nur vorüberfliegende Schattenbilder und gaukelnde Morgenträume sind; doch weil

unsere Elemente so zusammengesetzt sind, dass wir oft Langeweile haben müssen; so bediene ich mich dieser Dinge als leerer Spielwerke, die ich sogleich wieder wegwerfe, sobald ich höhern Geistesschwung in mir fühle. Handle ich recht?

Timon. Das ist's ja, was ich sagte.

M. Aurel. Wenn ich dann sehe, dass Millionen Menschen demjenigen, womit ich nur spiele, so ernsthaft nachjagen, ihr einziges und höchstes Glück daran heften, und bey dem Verluste desselben Himmel und Erde bestürmen; so würde so ein gewisses frohes Gefühl in mir aufwachen, das dem Vergnügen des Sehenden in einer Gesellschaft von blinden ziemlich gleich käme. Würde Lucilius dieses süsse Gefühl Wollust nennen?

Lucilius. Ich kenne keine edlere.

M. Aurel. Und würde mir Timon den Genuss derselben vergönnen?

Timon. Sie ist des Weisen nicht unwürdig.

M. Aurel. Lass nun einen schwindelnden Menschen aufstehen, der es versuchte, das, was mir nur Spielwerk, meinen Brüdern aber wahres Gut ist, mit Gewalt an sich zu ziehen; darf ich gegen diesen tollkühnen Herkules kämpfen, ihm unter die Stirne treten und fragen, was ihn berechtige, mir meine Puppen und meinen Mitbürgern ihre wahren Güter zu rauben? Darf ich mit diesen, wider den Feind meines Zeitvertreibes und ihres Glückes gemeinschaftliche Sache machen, ihn entweder aus der Gesellschaft ausrotten, oder ihm

wenigstens Gewalt und Kräfte nehmen, mich und meine Mitbürger ferner zu beunruhigen? Darf ich das?

Timon. Ich will dir's erlauben.

M. Aurel. Und wenn ich es thue, werde ich nach Diognets Grundsätzen tugendhaft seyn?

Diognet. Fahre nur fort, du hast den rechten Weg getroffen.

Timon. Du wirst es um so mehr seyn, je weniger dein Eigennutz Theil an deiner Handlung hat. Sobald du dasjenige, was andere so hoch schätzen, bloss für Spielwerk hältst, so streitest du mehr für die Sache des andern, als für deine eigene.

M. Aurel. Siehe doch, Timon, wie herrlich die Vereinigung von statten geht. Nun weiter. Gesetzt unter meinen Spielereyen befände sich auch Geld, es käme ein bestürztter Vater, der in Gefahr ist, mit seinem Weibe und Kindern Hungers zu sterben, und verlangte einen Theil dieses glänzenden Tandes; wie würde ich besser thun, wenn ich ihn mit prächtigen Worten, mit Zeno's kraftvoller Sprache zu überzeugen suchte, dass Reichthum nur Spielwerk, Hunger kein Übel, und Tod eine Wohlthat ist; oder wenn ich ihm den verlangten Theil gäbe. ihm seine Thränen abtrocknete, und die Vorsicht rechtfertigte?

Timon. Ohne Zweifel ist das letztere vernünftiger.

M. Aurel. Nehmen wir aber an, diese wenigen Drachmen wären auch für mich nicht mehr Spielzeug, sondern das einzige Mittel meinen eigenen Bedürfnissen abzuhelpfen, und ich gäbe doch dem vom Schicksale schwer gedrückten Manne die Hälfte davon; wäre diese Handlung tugendhaft?

Diognet. Ganz gewiss, du würdest einer der Verzweiflung nahe Familie mit der Welt und ihrem Schicksale aussöhnen.

M. Aurel. Verdiente sie auch von den Göttern mit Wohlgefallen angesehen zu werden? Was glaubst du, Timon?

Timon. Tugendhafte Handlungen sind den Göttern das angenehmste Schauspiel.

M. Aurel. Ich dürfte mich also wohl auch selbst dem Vergnügen überlassen, womit so eine Handlung das Herz des Rechtschaffenen erfüllt?

Timon. Dieses Vergnügen ist der gewisse Lohn der Tugend.

M. Aurel. Und auch reine Wollust?

Lucilius. Nur empfindsamen Herzen vorbehaltene Wollust.

M. Aurel. Nun gebt euch einander die Hände, in der Hauptsache seyd ihr einig.

Lucilius. Lasst uns nun zu unserm Freunde Celsus gehen, um seiner entseelten Baline die letzte Ehre zu erweisen. Könnten wir doch mit ihr auch Timons Unempfindlichkeit, die ihn bis jetzt

mehr einem Leichname, als einem lebenden Wesen ähnlich machte, tief in das kalte Grab hinunter-senken!

(Auf der Strasse nach Aricia, nahe an dem Hain der Diana.)

Diognet. Marc-Aurel. Hernach
 Elymon.

Diognet. Spanne deine Erwartung hoch, bey dem Secundus sahest du den Vorhof der Philosophie der Grossen, heute will ich dich in das Heiligthum derselben hineinblicken lassen. Schweige zu allem, was du sehen und hören wirst, fordert man dich zum sprechen auf, so rede die Sprache des Enthusiasmus mit einer Miene, die den höchsten Grad der Verwunderung verräth.

M. Aurel. Das Verhältniss, in welchem du mit Secundus und seines gleichen stehest, ist mir ein undurchdringliches Geheimniss. Fast könnte ich unbescheiden genug seyn, den Aufschluss desselben von dir zu verlangen.

Diognet. Und ich will ihn dir ohne alle Zurückhaltung geben. Ohne Führer, und mir selbst überlassen, trat ich meine Laufbahn an. Der erste Gegenstand meiner ernsthaften Betrachtungen war mein eigenes Ich; dieses wies mich auf die Natur hin.

hin. Mit gewissenhafter Folgsamkeit zog ich sie zu Rathe, und befliss mich, in ihr selbst richtige Begriffe über die Gegenstände, die sie in sich enthält, zu schöpfen. Ich verglich diese Begriffe mit der Erfahrung; und ihre Übereinstimmung mit derselben gab mir die Überzeugung, dass der Mensch nur in der Natur selbst und in seinen eigenen Kräften seine Bedürfnisse, die Mittel gegen seine Leiden, und die Mittel, sich glücklich zu machen, suchen müsse. Je tiefer ich auf diesem Wege in das Dunkel hineindrang, desto lichter ward es um mich her; aber auch desto höher stieg mein Erstaunen, als ich bemerkte, dass eben dieser leichte, sichere, richtige und annehmliche Weg, von so Wenigen gesucht, erkannt, gewählt und betreten wird. Rastlos forschte ich den Ursachen nach, welche die besten und redlichsten Menschen von demselben zurückscheuchen, und sie auf den dornigen Pfaden dunkler Systeme und abgeschmackter Irrthümer dahinreissen. Auch hier nahm ich zur Erfahrung, der einzigen sichern Erkenntnisquelle, meine Zuflucht. Ich ging mit unüberwindlicher Geduld alle philosophische Schulen durch, und wo ich nur auf dem Schilde vor dem Hause einen Minervakopf, eine Eule, oder ein Dreyeck erblickte, da trat ich hinein, nahm Unterricht, hörte viel, dachte noch mehr, sprach wenig, tadelte nichts, widersprach niemahls, und bewunderte dort, wo ich nicht anders zu meinem Zwecke gelangen konnte. Durch dieses Benehmen gewann ich das uneingeschränkte

Zutrauen derjenigen, deren Verirrungen zu kennen ich wünschte, um mich vor denselben zu verwahren, und meinen angefangenen Lauf desto eifriger fortzusetzen. Nun däucht mir, sollte dir das Verhältniss, in welchem ich mit den pythagorischen Bundesgenossen stehe, kein Geheimniss mehr seyn. (Elymon kommt ihnen entgegen.)

M. Aurel. Ist diess vielleicht der Mann, dem unser Besuch gelten soll?

Diognet. Es ist Elymon, auf welchen sich neulich Nicomach wider den Polemon berief.

M. Aurel. Eine auffallende Figur! Der unter einer geheimnissvollen Miene versteckte Stolz verräth sogleich den Vertrauten der Götter.

Elymon. Willkommen, Diognet! du hast es gut getroffen, kommst gerade zu wichtigen Arbeiten zu recht.

Diognet. Ich grüsse dich durch die heiligen Worte.

Elymon. (Schüchtern.) Dieser Jüngling?

Diognet. Wird uns das schöne Wetter nicht trübe machen, er kennt den Weg der Sonne von Osten nach Westen, und weiss mit den Hörnern der Luna zu schreiben.

Elymon. Dann ist es gut, er kann der Beschwörung beywohnen.

Diognet. Hast du eine Beschwörung vor?

Elymon. Wir müssen den angesehenen, aber zu naseweisen Bassus heute für unsern Bund

gewinnen. Gehet nur hinein, ihr findet gute Gesellschaft, ich werde unterdessen die nöthigen Zubereitungen zur Erscheinung machen.

Diognet. (Im Hineingehen zu M. Aurel.) Erschrick über nichts, sey versichert, dass alles, was du sehen wirst, Betrug und Täuschung ist.

(Elymons Zimmer.)

Theophanes, Elymons Freund. Calpurnius. Trebonius. Bassus, römische Senatoren. Diognet. Marc-Aurel.

Theophanes. Wie ein Gott aus der Wolke kommst du uns gesandt, Diognet, um den Bassus über seine Irrthümer zurecht zu weisen. Er leugnet die Möglichkeit einer Gemeinschaft der Menschen mit höhern Naturen, und wir haben bereits alle Hoffnung aufgegeben, ihn für die Wahrheit zu gewinnen.

Diognet. Elymon wird das, woran ihr verzweifelt, geringe Mühe kosten. Sehr genau kennt er die Kräfte des menschlichen Verstandes, und weiss durch die kleinsten Mittel die grössten Wirkungen hervor zu bringen.

Bassus. Gar so leicht dürfte es ihm eben nicht werden, es wäre denn der Geist, dessen Na-

men dieser Zettel hier trägt, weniger eigensinnig als Bassus.

Calpurnius. Was vermag der Eigensinn eines Geistes gegen die Macht eines Mannes, der in der Gemeinschaft mit höhern Naturen grau geworden ist. — Oder leugnest du auch das Daseyn höherer Naturen?

Bassus. Eben so wenig, als ich es behaupte.

Trebonius. Glaubst es aber doch?

Bassus. Ich glaube bloss die Möglichkeit ihres Daseyns.

Theophanes. Also müsst du auch die Möglichkeit glauben, dass ein geheimer Faden in der Natur verborgen liegt, der uns mit diesen höhern Wesen verbindet.

Bassus. Damit ihr doch einmahl diesem Streit ein Ende macht, will ich auch diese Möglichkeit zugeben.

Diognet. Ich fürchte, Bassus, wenn du den Ungläubigen spielen willst, so hast du schon zu viel zugegeben.

Bassus. Die weisen Herren werden doch nicht gleich von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit schliessen?

Theophanes. Beym Pluto! nicht von der Möglichkeit, sondern aus wirklichen Thatsachen. Ich habe augenscheinliche Beweise davon, dass Elymon diesen geheimen Faden wirklich gefunden, dass er wirklich mit höhern Naturen Gemeinschaft hat. Ich will euch eine der auffallendsten Bege-

beinheiten, die sich in Athen zutrug, erzählen. Ich war Augenzeuge davon, und kann die Wahrheit derselben alle Minuten mit sieben Eidschwüren bekräftigen. Ihr dürft nicht einmahl mir glauben, sondern wenn ihr nach Athen kommt, möget ihr euch nur um das Haus des Polidorus erkundigen; es steht nicht weit von Phocions Grabmahle, und ist das schönste in jener Gegend; jedermann, von dem Sträussermädchen an, bis zu dem halbblinden Mütterchen, wird es euch zeigen, und die Geschichte haarklein, wie sie geschehen ist, dabey erzählen. Niemand konnte dieses Haus bewohnen, ihr mögt mir's glauben, die kühnsten Waghälse sind schon öfters daraus verscheucht worden, und mancher epikuräische Frevler hat seinen Unglauben dort mit dem Tode bezahlt. Drey Tage vor unserer Ankunft in Athen sind drey Milesier, die darin zu übernachten sich gewagt hatten, des Morgens todt gefunden worden. Wir hörten von diesem Unglücke, denn ihr wisset, wie in Athen alles gleich herumkommt, und Elymon ging sogleich zu Polidor, und versicherte dem gekränkten Hauswirth, er hätte Mittel, sein Haus von dem unruhigen Dämon zu befreyen. Mit unbeschreiblicher Freude versprach ihm Polidor ein attisches Talent, und Elymon unterzog sich dem Geschäfte, nachdem er sich durch ein dreytägiges Fasten dazu vorbereitet hatte. Gerade in dem Zimmer, wo der Dämon gewöhnlich am heftigsten wüthete, ging die Handlung vor. Hier zündeten wir neun Lichter an,

die wir aus Wachs mit etwas Galle von Fledermäusen und mit Harz von neunjährigen auf Scheidewegen gepflanzten Fichten vermischt, eigentlich zu diesem Gebrauche verfertigten. Wir machten damit drey regelmässige Dreyecke, Elymon setzte sich in das eine, ich in das andere, das mittlere blieb leer, und so erwarteten wir, auf die Hülfe der Götter vertrauend, die Ankunft des Gespenstes. In dem Augenblicke, als das erste Krähen des Hahnes die Mitternacht verkündigte, sprang die Thüre auf, die wir vorhin doch fest verriegelt hatten. So weit wir hinaussehen konnten, war alles licht. Das Licht ward immer stärker, bis es allmählig abnahm, aber bald wieder wuchs, und endlich mit einemmahle zu einer hellauflodernden Flamme ward, die, ehe wir es uns versahen, vor uns stand. Ich spreche die reine Wahrheit; die drey Lichter, bey welchen Elymon sass, loschen aus, er fiel wie todt zu Boden, die Flamme verschwand, ein dicker Rauch umgab ihn und ich sah ihn nicht mehr. Ich rufte: Elymon, Elymon; aber Elymon antwortete nicht. Der Rauch fuhr langsam bis an die Decke des Zimmers hinan und ward unsichtbar. Nun sah ich mich nach Elymon um, aber er war nicht mehr da. Nichts blieb von ihm zurück, als sein altes Buch, das die kräftigsten Beschwörungsformeln in einer mir unbekannten Sprache enthielt. Er hatte es von einem egyptischen Priester für sechzig Minen gekauft. Ihr könnt euch keinen Begriff davon machen, wie mir zu Muthe war, und doch war diess alles noch

nichts gegen das, was noch folgte. Ich glaubte, alle Uhue und Eulen von Athen hätten sich in diesen fürchterlichen Augenblicken vor Polidors Hause versammelt, so ein jämmerliches und grauenvolles Geheul ertönte vor den Fenstern des Zimmers, in welchem ich nun ganz allein verlassen, beynahe im Schweisse zerfloss. Kalt und warm lief es mir über den Rücken und mein Haar sträubte sich empor. Götter! Hülfe! ich bin verloren! schrie ich, als auch meine drey Lichter ausloschen, und Elymon ganz verklärt bey der Thür hereintrat. «Fürchte nichts, »Theophanes,» sprach er, «die Götter sind mit »uns. Ich habe einen gefährlichen Streit gekämpft, »alle Elemente schienen sich wider mich verschworen zu haben, aber glücklich habe ich überwunden.» Darauf stellte er sich zwischen die drey noch brennenden Lichter, nahm sein Buch, sprach daraus gegen die vier Weltgegenden einige heilige Worte, und kaum war das letzte gegen Norden über seine Lippen, als ein grosses, sehr grosses, ungeheures Weib in die Stube trat. Hu! Welch ein Anblick! Ihre Haare waren schwarze Würmer, hier und da grün und gelb gesprenkelt; Mord drohete auf ihrer Stirne; ihre Augenbraunen so roth, steif und spitzig, wie die Stacheln eines Igels; ihre runden Augen, so weiss wie der Schnee, funkelten wie vermodertes Holz in einer Gruft, bey dem dämmernden Lichte der Todtenlampe; eine von Scorpionengift auf die Backenknochen stark aufgetragene Schminke stach grässlich gegen die gelbe Farbe

ihres Gesichts ab; von ihren hoch aufgeworfenen blauen Lippen fletschten zwey Reihen von Zähnen, wie verrostetes Eisen hervor; fleckigt, wie das Fell eines Tigers, hingen ihre Brüste tief gegen den Unterleib hinab; drey ungeheure Schlangen wanden sich um ihre Arme und ihren Leib, der auf Bocksfüssen ruhete. Hu! wie schauderte mir, als sie mit dem Grimm einer gereizten Harpie auf Elymon zustürzte. Hier sah ich Wunder, denn vor den Lichtern fiel sie in Staub und Asche zusammen, aus welcher nach einigen Minuten eine grosse schwarze Katze hervorsprang. Elymon wollte die Beschwörungsformel sprechen, konnte aber die Zunge nicht bewegen. Er löschte ein Licht aus, und mit einemmale stand ein Basilisk anstatt der Katze da. Was diess für ein hässliches Thier war! Bey der blossen Erzählung wird es mir enge um das Herz. Vergebens versuchte Elymon das zweytemahl die Beschwörungsformel herzusagen, ihm selbst fiel vor Schrecken das Buch aus der Hand. Er löschte das zweyte Licht aus, und da waren alle die grässlichen Gespenster weg. Ein junges, schönes Mädchen stand vor uns. Elymon fing die Beschwörung an. Das Mädchen antwortete ihm auf alles, aber ich hörte kein Wort davon, ich sah nur, dass sich ihr Mund öffnete und Feuerflammen herausbrachen.

Trebonius, Was das für Worte mögen gewesen seyn? Dass wir sie doch wüssten; gewiss hast du sie gehört, nur mittheilen willst du sie uns nicht.

Theophanes. Beym Styx! ich hörte keine Sylbe davon. Ich würde lügen, wenn ich euch nur einen Laut davon sagte, und ich möchte euch nicht gern etwas sagen, das nicht die lautere Wahrheit ist. Der Bannfluch, den er gegen sie aussprach, dauerte ungefehr eine halbe Stunde. Das Mädchen verschwand, unsere neun Lichter brannten wieder, und von diesem Augenblick an ward alles ruhig. Elymon legte sein Buch gerade auf den Platz, wo der Dämon verschwand, liess den andern Tag Polidorn daselbst graben, und man fand ein weibliches Todtengerippe, wovon sich Elymon den linken Hintertheil des Hirnschädels behielt; das übrige wurde noch am selbigen Tage in Gegenwart einer überaus grossen Menge Menschen verbrannt, Ganz Athen segnete den Elymon, und pries seine hohe verborgene Weisheit. Nur die Epikuräer zogen sich vor Scham in ihre Gärten zurück, und keiner liess sich durch einige Wochen öffentlich sehen. — Nun, Bassus, was sagst du dazu?

Bassus. Du hast diess alles gesehen?

Theophanes. Mit meinen leibhaften Augen gesehen.

Bassus. Wachend oder träumend?

Theophanes. Das soll gespottet seyn; aber du machst dich selbst lächerlich, da du über etwas spotten willst, was du nicht gesehen, und was ganz Athen gesehen, gehört und bewundert hat.

Diognet. Lass ihn doch glauben, was er will, sage uns lieber, zu welchem Gebrauche Elymon den linken Hintertheil des Hirnschädels aufbehalten hat.

Theophanes. (Winkt den Anwesenden auf die Seite, den Bassus ausgenommen. Leise.) Dieser Theil des Hirnschädels von einer verstorbenen Jungfrau wird in Wasser oder Wein gelegt, und durch drey Stunden liegen gelassen; dann gibt man demjenigen, dessen Gedanken man wissen will, von diesem Weine oder Wasser zu trinken. Es überfällt ihn ein Schlaf, in welchem er seine geheimsten Gedanken verräth. Doch wohl gemerkt, erst müssen einige Verbannungsformeln über den Hirnschädel gesprochen werden.

Trebonius. Weisst du diese Formeln?

Theophanes. Dass ich sie wüsste! Sie sind Elymons grösstes Geheimniss, das er noch keinem Menschen entdeckt hat.

Calpurnius. (Dem Theophanes ins Ohr.) Theophanes ist zu scharfsichtig, als dass Elymon vor ihm ein Geheimniss verbergen könnte. Du weisst sie, und weisst auch, dass ich Wort halte; lass es gut seyn, wir verstehen uns schon.

Theophanes. (Laut.) So hiessen sie gewiss nicht. Doch du magst es versuchen.

Diognet. Ich muss gestehen, Elymon hat sich an Theophanes nicht betrogen, seine Geheimnisse sind bey ihm gut verwahrt.

Theophanes. Reinen Mund halten, die Wahrheit sprechen, und nichts übertreiben, ist meine Sache. Ich könnte euch vieles sagen, vielleicht bey einer andern Gelegenheit, doch nichts von der Verbannungsformel, davon weiss ich wirklich kein Wort. — Noch etwas, das sich mit mir selbst zugetragen hat, will ich euch in Eile erzählen. Auch Bassus kann es hören, und wenn es ihm beliebt, sich hernach über die Wahrheit lustig machen. (Sie treten wieder zusammen.) Es wird gerade jetzt — nein, dass ich euch recht sage, künftigen Monat wird es acht Jahre seyn, dass ich in Memphis war. Da wohnte ich in dem Hause einer jungen Priesterwittwe. Drey Nächte hindurch schlief ich ruhig auf meiner Stube; die vierte Nacht weckte mich ein kalter Wind aus dem Schlafe, und mit einmahl sah ich ein Krokodill von ungeheurer Grösse langsam zur Stube hereinkriechen. Ich weiss, wie leicht einen dergleichen Erscheinungen des Nachts täuschen können; ich kenne die Gewalt und Geschäftigkeit der menschlichen Einbildungskraft, bin daher nichts weniger als leichtgläubig. Um mich sodann von der Wirklichkeit dieser Erscheinung zu überzeugen, richtete ich mich in dem Bette auf, wischte mir einigemahl die Augen aus; sah starr hin auf das Gespenst, und zwang mich, den Blick auf dasselbe zu heften; aber der aufgesperrte Rachen des Krokodils, die glänzenden Schuppen seiner Haut, und der ausserordentliche Schrecken, der mich überfiel, zeigte mir nur zu deutlich, dass

es hier nicht mit rechten Dingen zuing. Athemlos und ohnmächtig sank ich zurück in das Bett; als ich mich wieder erholte, sprach ich alle Bannformeln, die ich im Gedächtnisse hatte, aus, aber weil ich, von Schrecken zu sehr hingerissen, in dieser oder jener manches Wort vielleicht ausgelassen hatte, so half diessmahl keine einzige. Je lauter ich sprach, je mehr ich mich bewegte, desto näher kam das Gespenst dem Bette. Meine Angst ist mit Worten nicht auszusprechen, ich sah mich dem Tode nahe, und rufte auf gerathewohl: Alkamene, Alkamene; — so hiess meine Hauswirthin, — und sehet Wunder, weg war das gräuliche Thier, das mich schon zu verschlingen drohte. Gleich nach Tages Anbruch erzählte ich der Wittwe die grässliche Erscheinung, und kündigte ihr die Stube auf. Alkamene bestand darauf, dass ich es nur noch eine Nacht versuchen sollte, sie wolle mir gewiss Ruhe verschaffen: und damit ich nichts zu fürchten hätte, wolle auch sie ihr Bett auf meine Stube bringen lassen und daselbst schlafen. Ich nahm diese Bedingungen an, und wir gingen diesen Abend zeitiger, als ich sonst gewohnt war, zu Bette. Da ich in meinem Leben das erstemahl mit einem Weibe in einem Zimmer lag, so konnte ich nicht einschlafen; ich unterhielt mich also in verschiedenen Gesprächen mit Alkamenen.

Bassus. Und ohne Zweifel wird das Krokodill, aus Furcht vor der schönen Schläferin, ausgeblieben seyn?

Theophanes. Weit gefehlt. Um die Mitternacht verspürte ich den kalten Wind wieder, die Thür öffnete sich, und das Krokodill kroch etwas langsamer, als gestern, herein. Alkamene sprang stillschweigend aus dem Bette, zog den Stubenschlüssel ab, und warf ihn auf das Thier. Das Ungeheuer sank auf einmahl in Staub zusammen, die Thür ging auf, der vorige Wind erhob sich, und wehete den ganzen Staub zur Stube hinaus. Nichts blieb zurück, als der Schlüssel, der aber ganz glühend aussah, und dabey doch eiskalt war. So lange er glühend blieb, waren folgende Worte darauf zu lesen: ich dulde die gerechte Strafe. Was ich da für Augen machte, könnet ihr euch leicht vorstellen. Ich blieb noch sieben Monathe in diesem Hause, schlief theils allein, theils mit Alkamenen in eben derselben Stube, aber ich hörte und sah durch diese ganze Zeit eben so wenig mehr als die ersten drey Nächte.

Trebonius. Mit dem Schlüssel muss es doch eine sonderbare Bewandniss haben. War er vielleicht aus dem Grabscheite eines Todtengräbers geschmiedet? Denn dass man mit solchen Schlüsseln Geister vertreiben kann, ist eine bekannte Sache.

Theophanes. Nichts weniger als das. Ich drang einige Wochen hinter einander, theils mit Bitten, theils mit Liebkosungen in die Wittwe, sie möchte mir doch das Geheimniss offenbaren; endlich sagte sie mir folgendes. Ich will euch ihre eigenen Worte mittheilen, wie ich sie mir aus ihrem

Munde aufgeschrieben habe, (er zieht seine Schreibtafel heraus) damit ihr sehet, wie sehr mir selbst in dergleichen Dingen an Zuverlässigkeit gelegen ist. (Er liest.) »Das Krokodill war der Dämon meines Mannes; die Stube, die du bewohnest, war, so lange er lebte, unsere Schlafstube. Der Schlüssel ist eben derselbe, den er die letzte Nacht seines Lebens einem seiner Kollegen gab, um mich zu überfallen und an mir seinen Muthwillen zu versuchen, während er selbst mit der Gemahlin eines andern Priesters, der verreiset war, etwas Ähnliches vorhatte. Ein unglückliches Verhängniss führte den Mann meiner Nebenbuhlerin noch eher, als er erwartet wurde, zurück, er ertappte meinen Mann auf frischer That, und ermordete ihn auf der Stelle. In dem Augenblick, als er seinen Geist aufgab, erschien er mir, und sagte: die Götter hätten beschlossen, seine Frevelthat damit zu bestrafen, dass, so oft ein Mann länger als drey Nächte in unserm ehemahligen Schlafzimmer schlafen würde, er in der Gestalt eines Krokodills erscheinen müsste; ich könnte ihn aber jedesmahl bald von dieser Pein erlösen, wenn ich den Schlüssel des Schlafzimmers auf ihn werfen würde.»

Bassus. Ohne Zweifel hat dich das böse Weib gerade darum in die Schlafstube gelegt, um sich an ihrem untreuen Manne zu rächen.

Calpurnius. Scherze nicht, Bassus, es ist eine schreckliche Geschichte. Nun mögen die Auf-

klärer, Olympuswächter und Epikuräer kommen und sagen: »es gibt keine Geister.«.

Bassus. Ich wollte sie selbst mit einigen Märchen von diesem Schlage, die mir meine Säugamme in meiner Kindheit erzählt hat, und deren ich mich eben jetzt erinnere, da von Epikuräern die Rede ist, zu Schanden machen. Vor lauter Scham würden sie einschlafen, und vielleicht in dem Geschmacke des Theophanes träumen.

Trebonius. Es ist sehr lächerlich von dir, dass du bey allem den Ungläubigen machen willst. Aber was wirst du dazu sagen, was sich mit dem Geminus Tatianus vor ungefähr zwey Jahren zugetragen hat. Ihr kennt ihn alle und wisset, dass er ein Mann ist von bekannten Ansehen und erprobter Rechtschaffenheit, ein Mann, der eine Lüge mehr hasset, als wir die Freydenker, und den ich, bloss wegen seiner ausserordentlichen Wahrheitsliebe, vom Herzen zugethan bin. Von dem, was ich euch erzählen will, sah ich selbst das untrügliche Wahrzeichen. Er wohnte auf seinem Landhause zu Nomentum, wo er seine Verlobte, die Tochter des Paulinus, nach drey Tagen heimführen wollte. Eine gewisse Ahndung und innerliche Unruhe, deren Ursache er sich nicht erklären konnte, entfernte den Schlaf von ihm. Er verliess das Bett, setzte sich in die Bibliothek, und beschloss, die Nacht bey den Schriften des Theophrastus, seines Lieblingsweisen, zu durchwachen. Mit einemmahle trat ein schöner Jüngling mit einer brennenden

Fackel zu ihm hinein. »Geminus,« sprach er, »ich bin dein Schutzgenius, und komme, dich zu warnen, eine Verbindung mit der Tochter des Paulinus einzugehen. Sie ist eine versteckte Buhlerin und deiner nicht werth. Damit du aber überzeugt werdest, dass dich ein guter Dämon warnet, so entblösse deine rechte Brust, das Zeichen, welches ich dir darauf drücke, wird täglich mehr abnehmen, aber an dem nämlichen Tage, an welchem das Zeichen gänzlich verloschen seyn wird, wirst du deine Braut in den Armen eines andern finden.« Hiermit verschwand der Jüngling. Geminus hat für mich kein Geheimniss, er zeigte mir gleich den andern Tag das Zeichen; es war ein Fünfeck mit einem Y in der Mitte. Die Materie, die von der brennenden Fackel auf den Boden tropfte, sammelten wir auf, machten verschiedene Versuche damit, konnten aber keinesweges darauf kommen, was sie eigentlich war. Das Zeichen sah ich zu meinem grössten Erstaunen von Tag zu Tag abnehmen. Den zwölften Tag verlosch es gänzlich, und Geminus traf seine saubere Braut noch an eben demselben Abend in den Armen des Largus, im nomentanischen Wäldchen. — Was denkst du dabey, Bassus?

Bassus. Nichts, als dass die Schutzgeister platonische Grillen sind.

Trebonius. Es gehört wirklich nicht wenig Selbstgenügsamkeit dazu, wenn man es mit der allgemeinen Meinung der Welt aufnehmen, und Dinge leugnen

leugnen will, die man nicht versteht, über die man niemahls im Ernste nachgedacht hat, und die doch durch das Zeugniß des angesehensten Theils der Menschen ausgemacht sind. Ehe mußt du alle Bibliotheken verbrennen und die Menschen umschaffen, ehe es dir gelingen soll, die trostvolle Lehre von den Schutzgeistern aus der Welt zu verbannen. — Vermuthlich gibst du auch die bekanntesten Dinge nicht zu, als nämlich: dass wenn man ein frisches und noch zitterndes Herz eines Maulwurfes in der neunten Stunde des vollen Mondes isst, man Wunderdinge vollbringen kann.

Calpurnius. Dass man Götter sehen kann, wenn man von dem Wasser trinkt, worin man Potamanten-Wurzel gekocht hat.

Theophanes. Dass man zukünftige Dinge vorhersagen kann, wenn man durch neun Tage hinter einander täglich gewisse Worte, die ich vor dir nicht entheiligen will, dreyssigmahl ausspricht, dann am neunten Tage Thangelidekraut geniesst. Nicht wahr, diess alles gibst du nicht zu?

Bassus. Wie soll ich etwas zugeben, was ihr selbst unmöglich im Ernste glauben könnet.

Theophanes. Ehe werden wir nicht glauben, dass es Tag ist, wenn die Sonne scheint, als dass wir an Dingen zweifeln sollten, deren Wirklichkeit sich auf tausend Erfahrungen gründet.

Calpurnius. Es war eine Zeit, wo ich in Ansehung dergleichen Dingen noch weit unglaubiger war, als Bassus, und es schlechterdings für unmög-

lich hielt, dass ich jemahls sollte bewogen werden, so etwas zu glauben. Aber als ich einen gewissen Ausländer, — er gab sich für einen Hyperboräer aus, — nach einem langen und sehr kräftigen Gebete fliegen und unsichtbar werden sah, und ein gewisser Chaldäer meine Frau, die von einem böartigen Fieber dem Tode schon nahe gebracht war, durch einige geist- und kraftvolle Beschwörungen, plötzlich wiederherstellte; da glaubte ich, und gab mich endlich nach langem Widerstande überwinden. Ich denke, du würdest auch geglaubt haben, hättest du den Hyperboräer fliegen gesehen, hätte dich deine tödtlich kranke Frau plötzlich frisch und gesund umarmet.

Bassus. Freylich, wenn ich so etwas selbst gesehen und untersucht hätte; würde ich vielleicht glauben. Ich sage, vielleicht; denn ich würde mich nicht enthalten können zu denken, vielleicht steckt doch ein Betrug darunter, der mir nur darum verborgen ist, weil die Maschinerie zu fein angelegt ist.

(Ein starker Donner wird gehört.)

Trebon. und Calpurn. (Ganz erschrocken.)
Götter, was ist das!

Bassus. (Lächelnd.) Ein Donner. Es war heute ein sehr heisser Tag.

Theophanes. Fürchte, Bassus, dass der Blitz der Götter dir die Nacht nicht noch heisser mache, als der Tag war. (Ein noch heftigerer Donner

erschallt.) Diese Stimme ruft uns in den Geistersaal.
Es ist zeit, dass wir gehen.

(Ein mit schwarzen Tapeten behangener und nur von drey Lampen beleuchteter Saal. Im Hintergrunde die Bildsäule des Pluto, Proserpina zur rechten und Hekate zur linken. In der Mitte des Saals ein rundes verschlossenes Gitter, vor demselben ein Opfertisch und ein Dreyfuss, auf welchen Elymon, schwarz gekleidet, verschiedenes Rauchwerk streuet, sich demnach vor Pluto's Bild zu Boden wirft, eine Weile mit an die Erde geheftetem Angesicht liegen bleibt, dann aufstehet und mit aufgehobenen Händen spricht.)

Die vorigen.

Elymon. O Pluto! Schutzgott der unbekannten Wesen, Beschirmer der Wahrheit, Rächer des Unglaubens, bereite deinen hellstrahlenden Blitz, deinen weit hallenden Donner, deinen allblendenden, schrecklich schmetternden Strahl, mit dem du den Tartarus zittern machest, und die Erde erschütterst. Lass ihn abfliegen in das Reich der Geister, und denjenigen hervorrufen, den Bassus verlangt; damit die, welche dein Reich und deine Geheimnisse verehren, in deinem Dienste gestärkt, die Zweifler aber und Leugner deiner Macht beschämt werden. (Er wirft sich zur Erde und steht gleich wieder auf.) Chton! (Wieder zur Erde. Im Aufstehen.) Ehton! (Zur Erde. Im Aufstehen.) Plektron! (Er drehet sich drey mahl im Kreise herum.) Chton! Ech-

ton! Plektron! Höre, o grosser Gott, auf die Stimme deines Knechts, den du schon so oft deiner geheimen Weisheit gewürdigt hast; lass ihn heute nicht zu Schanden werden. Wer bin ich, mächtiger Herr der Nacht, des Lebens und des Todes, des Anfanges und des Endes aller Dinge! der ich mich unterstehe einen deiner Geister hervorzurufen. Doch siehe, es sind neue Titanen aufgestanden, die deinem Bruder das Reich streitig machen wollen, neue Giganten erheben unter der Anführung eines griechischen Wollüstlings aus Athen, und eines Mahlers aus Elis *) ihr Haupt, und stürmen den Himmel. Sie sollen sich in ihrer Bosheit nicht freuen, noch fortfahren deinen Grimm zu reitzen, deine Macht zu verspotten. (Er nimmt die Leber einer Ziege, das Herz eines Hundes, den Kopf einer Fledermaus, Cypressenlaub, Narcissen, Steinraute und drey Granatäpfel in die Hand, brummt einige unverständliche Worte darüber, und legt dann alles auf den Dreyfuss.) Gewaltige Götter! Pluto! Proserpina, Hekate! Eure Ehre, die Verbreitung eures Reiches, die Beschämung eurer Feinde ist die Triebfeder meiner Unternehmung. Sehet mein Opfer mit gnädigen Augen an; und zum Zeichen, dass es euch angenehm ist, und meine Absichten lauter vor eurem Angesicht sind, zeigt uns euer Licht, und sendet euren Boten zu uns. (Stets auf einander folgende Blitze. Elymon wendet sich gegen die Zuschauer, sein Mund geifert, er spricht gegen die Blitze.) Tetrax! Aski! Kataski! Pluto, Proserpina, Hekate sollen überwinden! Im Namen des grossen Bedy erscheine Pluto's Bo-

*) Epikur und Pyrrho.

te! Im Namen des Zaps, des Aix, im Namen des mächtigen Bedy, Zaps und Aix erscheine der Rabe! (Elymon schaudert und schüttelt sich, reißt seine Kleider auf, zittert am ganzen Leibe.) Wehe mir! Drohet nicht so fürchterlich, ihr alles zerfleischende Furien und Harpyen! Wehe! Er kommt schon. Bassus, lege den Zettel auf den Opfertisch. Er kommt. Wehe mir! (Elymon fällt zu Boden. Ein Rabe kommt unter heftigem Donner von der Erde innerhalb dem Gitter heraufgeflogen, fasst mit dem Schnabel den Zettel und fliegt wieder hinunter. Fortgesetzter Donner, und ein starker Sturmwind erschüttern den Saal; Elymon leidet die schmerzlichsten Verzuckungen und Wehen. Nach einer Pause.) Heil mir! die Götter haben mich verschonet und meine Bitte erhört; der Geist ist auf dem Wege.

Calpurnius. Welch schmetternder, Donner!

Trebonius. Welch ein Geheul der Winde!

Theophanes. Ha, welche blendende Blitze!

Trebonius. Was das für ein schrecklicher Geist seyn muss!

Elymon. (Mit Nachdruck.) Es ist der Geist des Socrates.

Bassus. Bey dem Styx! wie weisst du das?

Elymon. (Wirft ihm den Zettel zu.) Hier hast du deinen Zettel.

Bassus. Das Siegel ist unverletzt.

Trebonius. (Lächelnd.) Vielleicht scheint es dir nur so.

Bassus. (Untersucht das Siegel genau.) Ganz unverletzt.

Theophanes. Wie behagen dir diese Träume?

Bassus. Noch habt ihr nicht gewonnen.

(Blitz, Donner und Sturmwinde.)

Elymon. Der Geist ist da. Wer sich ihm nähert, der ist des Todes. Herauf, Socrates! Im Namen des Pluto befehl ich dir, komm herauf, Sohn des Sophroniskus! Aix! Aision! Damna-meus! komm herauf! (Innerhalb dem Gitter steigt eine dicke Rauchsäule herauf, die allmählig die Gestalt des Schattens des Socrates annimmt.) Was siehst du, Bassus?

Bassus. Den Schatten des Socrates.

Der Geist. (Mit gedämpfter Stimme.) Wer ruft mich?

Elymon. Ich und Bassus.

Bassus. Bist du Socrates, so sage mir: wie alt war der Sohn des Klinias, als du ihn das erste-mahl umarmtest?

Der Geist. Nach seinem Alter habe ich nicht gefragt.

Bassus. Bist du Socrates, so sage mir wenigstens: wie alt du warst, als du den Bund der Freundschaft mit diesem Jünglinge schlossest?

Der Geist. Vier und vierzig Jahre.

Bassus. Wann bist du geboren worden?

Der Geist. In der sieben und siebenzigsten Olympiade.

Bassus. Du hättest also in der acht und achtzigsten Olympiade das erstemahl den Alcibiades Freund genannt?

Der Geist. Warum zweifelst du daran?

Bassus. Weil ich weiss, dass du schon im zweyten Jahre der sechs und achtzigsten Olympiade, also zehn Jahre vorher, als du den Sohn des Klinias liebgewonnen hattest, mit ihm bey Potidäa's Belagerung zugegen warst, und noch lange vorher einen sehr vertrauten Umgang mit ihm hattest. (Die Rauchsäule verliert allmählig ihre Gestalt.) Du verräthst ein schlechtes Gedächtniss, du bist Socrates nicht. Ich will das Blendwerk vernichten. (Er zieht das Schwert und geht wider den Rauch los.)

Elymon. Halt inne, Verwegener! du bist des Todes!

(Bassus fällt zu Boden, der Rauch verschwindet, Calpurnius und Trebonius stehen erstarrt da, Theophanes und Elymon eilen herzu, den Bassus zu laben, sie öffnen ihm mit Gewalt den Mund, und giessen ihm eine gewisse Arzney ein. Nach einigen heftigen Krämpfen und Verzuckungen.)

Bassus. Wehe! weg Furien! weicht von mir, Götter! ich kann euren Anblick nicht ertragen. Schone meiner, schwer beleidigter Socrates! — Ha, diese Rache ist zu streng! — Nein, ich kann euch nicht folgen! — Auch du, schrecklicher Minos! Hu! das ganze Reich des Pluto! Barmherzigkeit! Hülfe! Elymon! Vertrauter der Götter! Grosser, weiser Elymon! rette mich! Siehe, dort kommen sie. — Ha! das Geräusch ihrer Flügel! Ihre Klauen schon gerichtet, mich zu zerreißen! Elymon! Hülfe!

Elymon. Wer bist du, elender Sterblicher, der du mit Geistern zu kämpfen dich erfreuen wolltest? Fühlest du nun die Qualen, welche Frevlern vorbehalten sind? Ich will dich retten, denn

deine eigene Erfahrung wird dich zum beredtesten Zeugen der Wahrheit machen. (Während er spricht, giesst er ihm Wein in den Mund. Bassus kommt wieder zu sich.)

Bassus. Götter! was waren das für Augenblicke! — Wie wohl ist mir jetzt! Von nun an bin ich der eurige, grosse, erhabene Weisen! An allen Orten und Enden will ich euren Ruhm verkündigen, aller Welt will ich erzählen, was ich heute gesehen, gehört und empfunden habe. Heute noch sollen Epikurs und Lukrezens Schriften in Rauch aufgehen. Lange genug war ich getäuscht; Dank sey den Göttern, Dank euch, dass ihr mich noch zu rechter Zeit zurück geführet habt. Führet und leitet mich weiter, sagt mir, was ich thun soll, um mich würdig zu machen, dem Heiligthume geheimer Weisheit näher geführt zu werden.

Trebonius. Vom Herzen wünschen wir dir Glück zur Ablegung deiner Blindheit; und wir hoffen an dir für die Zukunft einen eifrigen Mitarbeiter gegen das einreissende Verderben des Unglaubens, den die Epikuräer verbreiten.

Bassus. Ha! wie sie staunen werden, diese unglücklichen Eulen, die beym hellsten Lichte, beym glänzendsten Tage nicht sehen, nicht sehen wollen! wie sie sich schämen werden! Schon höre ich, wie sie sich einander ihren Unsinn in die Ohren flistern, schon sehe ich ihr tückisches Lächeln, ihre hämischen Mienen; aber diess alles soll mich nicht abschrecken, ihnen unter das Gesicht zu tre-

ten und zu sagen: »Ich habe euch verlassen, denn
»ihr seyd Thoren!«

Elymon. Aber hüte dich vor dem Rückfalle. Sey fest überzeugt, dass du von nun an ganz in unserer Gewalt stehst. Grosse Vortheile warten deiner, wenn du uns und den Göttern getreu anhängst; aber auch Unglück und schwere Rache wird dir auf dem Fusse folgen, wenn du jemahls zum Nachtheile unsers Bundes einen Schritt zu machen versuchst. Damit du aber auf dem Wege, den du forthin wandeln musst, ohne Anstoss gehen kannst, so übergebe ich dich unserm Freunde Theophanes, er soll dich leiten. Glückliche bist du, wenn dich die Götter zur Verbindung mit höhern Naturen fähig gemacht haben. — Und nun lasst uns bey einem mässigen Freudenmahle den Göttern danken, dass sie dem Bassus die Schuppen von den Augen genommen, und unsern Bund mit einem so ansehnlichen Manne vermehrt haben.

Diognet. (Mit Bedeutung.) Dass du doch alles, was heute in und ausser dir vorgegangen ist, reiflich überlegtest! Allein du bist schon unser, man wird dich zum Zwecke führen, und da ist es besser für dich, Bassus, du überlegest nichts.

(Nach der Abendmahlzeit.)

Diognet. Marc-Aurel.

(Allein auf der Stube.)

Diognet. Was denkst du nun von den Auftritten, die du heute gehört und gesehen hast?

M. Aurel. Ich muss gestehen, dass mir vieles davon ganz unbegreiflich ist.

Diognet. Über die Märchen, die Theophanes, Calpurnius und Trebonius, sowohl vor der Beschwörung, als bey der Tafel erzählt haben, bedarfst du keiner Erklärung: du bist selbst klug genug, um diess alles in das Reich der Fabeln zu versenden.

M. Aurel. Aber was kann diese Leute reitzen, sich gegenseitig mit dergleichen albernen Märchen zu unterhalten?

Diognet. Das nämliche, was Dichter und Schauspieler zu ihren wunderbaren Fictionen und Vorstellungen verleitet, Befriedigung des Bedürfnisses neuer Eindrücke, die unsere Seele mit neuem Vergnügen überraschen sollen. Das Natürliche, weil es gewöhnlich ist, macht nur noch schwache Eindrücke auf uns, und versetzt uns in Langeweile, die zum Unglücke durch nichts anders, als durch das Wunderbare kann überwunden werden. Dieses Bedürfniss des Wunderbaren bringt bey Dichtern die unnatürlichen Zusammensetzun-

gen, bey Schauspielern die Masken und Maschinen, und bey Philosophen entweder die seltsamsten Hirngespinnste, oder die abentheuerlichsten Wunder- und Geistermärchen hervor, bey deren Erzählung sie sich selbst zu täuschen wünschen, und öfters, so lange sie erzählen, sich auch wirklich täuschen. Das mit dergleichen Erzählungen verbundene Vergnügen ist doppelt reizend für sie. Es schmeichelt sich bey dem Erzähler ein gewisses Gefühl der Obermacht seines Geistes ein; und diess wird um so lebhafter, je zahlreicher und ansehnlicher die Personen sind, deren Einbildungskraft er sich durch seine Lügen unterwürfig macht. Der grösste Theil der Menschen ist der einförmigen Ordnung und Harmonie der Natur überdrüssig; bey diesen gewinnt der Mann das ehrwürdigste Ansehen, der sinnreich genug ist, durch einige Stunden die Elemente in Kampf zu setzen, und die Natur gewaltsamen Zerrüttungen zu unterwerfen, um dadurch in ihrer erschütterten Seele angenehmes Erstaunen und Grauen zu erwecken.

M. Aurel. Aber wie ist es möglich, dass so würdige Männer, wie Calpurnius und Trebonius, dergleichen ungereimte Fabeln nur anhören, geschweige erst selbst erzählen, selbst glauben können? — O Diognet, du hast mir heute die menschliche Vernunft in der traurigsten Gestalt gezeigt!

Diognet. Wie alle Dinge, so wird auch die menschliche Vernunft von dem allmächtigen Strome

der Zeiten fortgerissen, und nur wenige Menschen sind so glücklich, seiner Macht zu widerstehen, und ihren Geist gegen die wüthenden Anfälle des Verderbens aufrecht zu erhalten. Betrachte unsere Zeiten, laufe bey hellem Sonnenscheine durch alle Gassen, Strassen und Plätze, durch alle Tempel, Schaubühnen, Gärten und Bäder der Stadt herum; nimm Diogenes Laterne zu Hülfe und suche Römer: und wenn du überall nur schön gelockte und gesalbte Köpfe, zur Wollust und Schande lockende Mimen und Gaukler, zwischen Kamm und Spiegel festgehaltene Müssiggänger, menschliche Schatten ohne Nerven und Seele findest; wenn du auf dem Forum nur Bürger hörst, die lieber sähen, dass der Staat, als ihr Haar in Unordnung gerieth; in dem Senat schön geglättete Püppchen gewahr wirst, die mit ihren zarten Fingern klappern, und ein cenninisches Lied bey sich trillern, während ein Cato mit entflammter Brust das letztemahl versucht, die alte Tugend auf das heutige Laster strahlen zu lassen, und das Bild des Vaterlandes in seiner Majestät darzustellen; in den Häusern der Römer über den Anblick taumelnder Trinker in Wuth geräthst, die auf durchsichtigen Kissen mit Rosen aus Malta den vorgestrigen Rausch ausschlafen, und bald aufstehen werden mit halb offenen Augen das Sckicksal hundert Bürger zu entscheiden, die nach Gerechtigkeit seufzen; wenn du diess alles siehest und hörst, dann frage nicht mehr, wie der schwindelnde Hang zu übernatürlichen Dingen der

Character unserer verfeinerten Zeiten werden konnte. Diese gänzliche Erschlaffung der Nerven, diese Überspannung und Erschöpfung der körperlichen Kräfte machte in den Grossen die Begierde nach geheimen Wissenschaften und Mysterien rege, und füllte den Hof, die Tempel, die Schulen, selbst die Schlafstuben der römischen Schönen mit Geistersehern, Orakelschmieden und Theophanienspielern an, die ihren ohnmächtigen Zuschauern, in der Verbindung mit höhern Naturen, neue Wollüste, neuen Taumel versprachen, und zu dem Genusse derselben, neue Mittel, neue Kräfte und Organe hoffen liessen.

M. Aurel. Sollte wohl die Philosophie zu schwach seyn, diesem Hange und dieser Begierde das Gleichgewicht zu halten?

Diognet. Denken, zweifeln, untersuchen behaget dem Genius unserer Zeiten nicht mehr. Träumen und glauben passt zu unsern Sitten am besten, und verträgt sich eben so gut mit unsern Lastern, als mit unserm Aberglauben. Einem trägen, weibischen Volke, dessen Nerven Schwelgerey und Weichlichkeit abgespannt hat, kann nichts mehr zuwider seyn, als eine Philosophie, die keine Hypothesen als ausgemacht voraussetzt, keine durch das Wunderbare sich einschmeichelnde Systeme vorhält, bloss von Forschung, Prüfung und Behutsamkeit gegen Betrug und Vorurtheile spricht. Man hasset alle Anstrengung des Geistes, Unschlüssigkeit wird unerträgliche Marter;

man ergibt sich einer Parthey eben so geschwind, als man sie wieder verlässt; und man lässt sich lieber von einem Betrüger, der die grössten Wunder verspricht, und nur Glauben oder kranke Organe fordert, täuschen, als von einem Weisen, der Muth, Thätigkeit und Anwendung der Seelenkräfte verlangt, erleuchten. Ein noch weit mächtigeres Hinderniss hemmet den vortheilhaften Einfluss einer reinern Philosophie auf die Schwärmeren unserer Zeiten. Zum Vortheile der Priester nahm der menschliche Geist in unsern Tagen diese unselige Wendung, sonst läge ihr Reich schon zertrümmert, und wir hätten, zur Ehre der Natur und der Vernunft, keine Götter, keine Tempel mehr. Sie sind daher auch klug genug, sich dieses günstigen Vortheils immer mehr zu versichern, wozu ihnen die zwey grossen Tyrannen des menschlichen Lebens, Furcht und Hoffnung hülfreiche Hand bieten. Zweckmässigkeit, richtige Würdigung der Umstände, und anschauende Kenntniss der Mittel waren immer die Hauptzüge des Characters der Vertrauten der Götter; diesem getreu, kleiden sie die Anhänger ihres Reichs in den philosophischen Mantel, und senden sie an die Höfe der Grossen, wo es die eingebildete Verfeinerung schon einmahl zur Mode gemacht hat, nicht mehr Priestern, sondern Philosophen zu glauben. So sind Elymon, Theophanes und alle ihres gleichen nichts anders, als in die philosophische Maske eingehüllte, und von Priestern besoldete Betrü-

ger, denen wiederum ansehnliche Leute, wie Calpurnius, Trebonius und andere sonst gute, ehrliche Männer als brauchbare Werkzeuge dienen, durch welche sie ihre verhassten Absichten befördern. Diese gehen bey den Vornehmsten der Stadt herum, theilen ihnen die in dem Heiligthume der Priester ausgeheckten Wundermärchen, mit eigenen Zusätzen vermehrt und verbessert, mit; füllen ganz Rom mit den entsetzlichsten Geistergeschichten an, und bringen, besonders in den Köpfen der Hofleute die gewaltigste Gährung hervor, die sich sogar bey Ertheilung öffentlicher Ämter und Ehrenstellen schon zeigt. Schon ist es um ein Verdienst mehr bey Hofe, wenn man sagen kann: man wisse in der Geisterwelt zu leben, und nie wird Hadrians Gunst dem Manne fehlen, der Miene macht, als hätte er den Schlüssel zu den verborgenen, und von höhern Naturen so neidisch bewachten Schätzen übernatürlicher Weisheit gefunden.

M. Aurel. Merken es diese sonst so scharfsichtigen Staatsmänner nicht, dass sie bloss Werkzeuge der Priester und ihrer Abgesandten sind?

Diognet. Einige mögen gute Staatsmänner seyn, und doch in allem, was die Götter, die Seele und die Zukunft betrifft, sich ganz ihrer verworrenen Phantasie überlassen. Diese merken nun freylich nicht, welch schädlichen Endzweck sie befördern helfen. Andere machen vorsetzlich Betrüger mit, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelt, ihres gleichen die Köpfe schwindlich machen zu können.

Andere merken den Betrug wohl, aber entweder sind sie zu stolz durch ihre Zurücktretung zu gestehen, dass sie betrogen worden sind; oder die Furcht vor der Rache der Beschützer des Aberglaubens, die im Verborgenen straflos morden, schliesst ihnen den Rückweg.

M. Aurel. Wie aber, wenn einmahl die Gaukeleyen des Elymon und seines gleichen öffentlich aufgedeckt, und die Betrüger entlarvt würden?

Diognet. Weisst du die Zahl der Giftmischer in Rom? — Wer soll das thun? Wir wollen die Römer in drey Klassen theilen. In die erste setze ich die wenigen klugen und helldenkenden Weisen; diese besuchen den Elymon und seine Kollegen nicht. Überzeugt, dass sie dasjenige noch nicht kennen, was um sie ist, verlangen sie weder selbst mit den unbekannten höhern Wesen und Kräften in Verbindung zu stehen, noch Gauklern, die es von sich vorgeben, zusehen. Die zweyte Klasse mögen schwache, blödsinnige, schwärmerische Köpfe einnehmen, und diese zu täuschen ist ihm ein leichtes. Denke dir den finstern, schwarz behangenen Saal, in diesem zwey oder drey Menschen, mehrere lässt er seinen Gaukeleyen nicht beywohnen; denke dir die feyerlichen Vorbereitungen, den Unsinn der für heilig gehaltenen milesischen, ephesischen und barbarischen Worte, das sonderbare Opfer, das kräftige Gebet, das Niederfallen, Schütteln, Schaudern und Geifern des Gauklers, und dann einen Menschen dazu, der gewöhnt ist, seine
eige-

eigenen Träume für Wirklichkeiten zu halten; der bey Tage vor jedem Schritte, den er machen will, das von seinem Grossvater ererbte Sieb drehet, um zu sehen, ob er glücklich oder unglücklich seyn wird; nach Sonnenuntergang vor keinem Scheidewege mehr vorbeugehet, und des Nachts ohne Begleitung keinen Fuss vor die Hausthür setzt. Ist dieser wohl fähig Elymons Blendwerke durchzuschauen? In die dritte Klasse gehören unbesonnene, philosophische Windbeutel und Marktschreyer, die bey Tage alles leugnen, was sie des Nachts glauben; in Gesellschaften über Dinge scherzen, vor welchen sie im Dunkeln zittern; aufgeklärt sind, wo, und weil es Mode ist; über die Ohnmacht der Götter spotten, wenn die Sonne scheint, und selbst in Ohnmacht fallen, wenn es donnert; diesen jaget er Schrecken ein, der sich ihrer um so stärker bemächtigt, je weniger ihr flüchtiger Geist gemacht ist, das, was sie sehen, zu beobachten, und nach festen Grundsätzen zu untersuchen. Fallen sie in seine Schlingen, so werden sie die eifrigsten Vertheidiger der Schwärmerey; verfolgen dort, wo der gemeine Schwärmer noch duldet, und zünden Scheiterhaufen an, wo dieser bloss mit der Strafe der Götter drohet. Diese Klasse ward heute mit Bassus vermehrt, und ich denke, die Vorsteher des Geisterreichs werden nie Ursache haben über seine Treue, mit der er ihnen anhängen, und über seinen Eifer, mit dem er die gesunde Vernunft verschreyen wird, unzufrieden zu seyn.

M. Aurel. Ich fühle Mitleiden für ihn, und muss gestehen, dass ich nicht wünschte, diess Gaukelspiel ohne Diognet gesehen zu haben. Denn ob ich gleich jetzt glaube, dass die ganze Erscheinung nichts als Betrug war, so würde ich doch davon hingerissen worden seyn, wenn ich es ohne Vorbereitung, und mir selbst überlassen gesehen hätte. Denke nur die fürchterlichen Blitze und Donner.

Diognet. Wahr ist es, Elymons Kunst übertraf darin die erfinderische Verwegenheit des Sohnes des Äolus *). Er würde der Werkstätte der Cyklopen Ehre gemacht haben.

M. Aurel. Wie er geiferte, als er den Raben citirte.

Diognet. Er durfte ja nur die Wurzel von Seifenkraut kauen.

M. Aurel. Aber der Rabe.

Diognet. Ist schon dazu abgerichtet. Einer von Elymons Gehülften, der in einem Gemach unter dem Stubenboden die Hervorrufung des Botens des Pluto höret, entlässt den Raben, dieser fliegt seinen gewöhnlichen Weg durch eine mit schwarzer Leinwand bedeckte Öffnung herauf, fasst den Zettel und überbringt ihn seinem Herrn. In

*) Salmoⁿeu^s, um sich dem Jupiter gleich zu machen, und seinen Donner nachzuäffen, liess seinen Wagen mit kupfernen Töpfen und Becken behängen, sich eine Brücke von Kupfer bauen, und fuhr mit seinem Wagen darauf herum. Jupiter, eifersüchtig auf seine Ehre, erschlug den kühnen Donnerer mit einem wahren Blitze.

dem Augenblicke fällt Elymon zu Boden: auch dort, wo er fällt, ist eine Öffnung angebracht, durch die ihm sein Gehülfe in das Ohr sagt, wessen Geist der Profane zu sehen verlangt, und ihm zugleich den Zettel zusteckt. Während diess geschieht, wenden Blitze und Donner die Aufmerksamkeit der Zuschauer von Elymon ab, und bereiten ihr Gefühl durch stärkere Betäubung zu den folgenden Gaukeleyen vor.

M. Aurel. Du vergisdest, dass das Siegel an dem Zettel ganz unverletzt war, dass folglich keine Eröffnung desselben sich denken lässt.

Diognet. Und doch war ihm nichts leichter als diess, mittelst einer Zusammensetzung aus bruttischem Pech, Asphalt, gestossenem Kristall, Wachs und Mastix. Diese Masse macht er am Feuer warm, drückt sie auf das zuvor mit Speichel benetzte Siegel, und erhält dadurch, weil sie augenblicklich wieder hart wird, einen Abdruck, der die Dienste eines geschnittenen Steins thut. Nun erbricht er das Siegel, lies't den Zettel, legt dann wieder Wachs auf, und drückt mit seinem Abdruck ein neues Siegel darauf, das von dem Urbilde nicht zu unterscheiden ist *) Weit mehr Kunst zeigte er an der bestimmten Figur und Haltbarkeit der Rauchsäule.

M. Aurel. Und an der Sprache, die er derselben zu geben wusste.

Q 2

*) Lucians Alexander, übersetzt von Wieland.

Diognet. Dazu war eben nicht viel Zauberey nöthig. Er machte aus einer hinlänglichen Anzahl Kranichsgurgeln eine Art von Sprachrohr, dessen eines Ende in den Kopf der Rauchsäule ging, durch das andere rufte der Eingeweihte, der unter dem Boden, wo der Schatten stand, verborgen war, die Antwort herauf. Zum Unglück war er in der Zeitrechnung schlecht bewandert; dieser kleine Fehler hätte bey jedem andern kältern Beobachter dem Elymon das Spiel verderben können.

M. Aurel. Was warf den Bassus zu Boden?

Diognet. Entweder fühlte er sich schon etwas beschämt, oder er fürchtete ganz gewiss noch beschämt zu werden; auf das Äusserste gebracht, wollte er alles wagen, was er konnte, und sein Losstürmen auf den Schatten war die letzte Regung seiner Herzhaftigkeit. In dem Augenblicke stellten sich Furcht und Schrecken bey ihm ein, die ihn um so geschwinder unterjochten, je gewaltsamer sie bis dahin, von einem Manne ohne Grundsätze, wie Bassus, unterdrückt worden. Bey dieser Gemüthsstimmung des armseligen Prahlers, durften Elymons Gehülffen nur ein wenig die Tafeln des Bodens bewegen, dass dem Bassus die Erde unter seinen Füßen zu schwanken schien, so war er vollkommen um sein bißchen Gegenwart des Geistes gebracht, und die Ohnmacht war da, die ein herrliches Bubenstück gegen alle Erwartung begünstigte. Die Arzney, die ihm Elymon gab, waren Pillen aus der Achämäniswurzel, die in Wein eingenommen die

Kraft haben, die Augen zu verblenden, und denselben verschiedene Gespenster- und Dämonengestalten vorzustellen. Diess waren die Götter, Furien und Harpyen, die ihn während der Ohnmacht erschreckten. Der Trank, der ihn wieder zu Sinnen brachte, war gemeiner Dattelwein, der die Kraft der Achämäniswurzel tödtet.

M. Aurel. Ich denke, ihr würdet euch ein unsterbliches Verdienst um das menschliche Geschlecht erwerben, wenn ihr alle diese Kunstgriffe, die ihr so gut kennet, in öffentlichen Schriften bekannt machtet.

Diognet. Keinen schlechtern und schädlicheren Dienst als diesen könnten wir der Menschheit leisten. Es gibt gewisse Übel, die, wenn man die rechten Mittel verfehlt, auf immer unheilbar werden, und so ein Übel ist die Schwärmerey unserer Zeiten. Je mehrere sich von einer Seite gegen sie erklären, je mehr sie dieselbe durch Schriften verfolgen würden, desto mehrere würden sich von der andern zu ihr schlagen, desto geheimer würden die Beschützer derselben ihre Betrügereyen halten, und sich desto sorgfältiger in ihr unzugängliches Dunkel verbergen, um unsichtbar und eben darum sicherer, gegen ihre sichtbaren Feinde aus demselben zu kämpfen. Ich habe dir erst gesagt, dass alle diese Gaukler und philosophischen Gauner Abgesandte der Priester sind. Kein Verbrechen ist so gross, dass es der Vertraute der Götter zu begehen nicht fähig wäre, wenn seine Vortheile angegriffen,

oder sein Ansehen gekränkt wird. Studiere ihre Sinnesart in dem Character, den sie ihren Göttern geben, du wirst zittern und beben, und deutlich sehen, dass öffentliche Angriffe nur die Zahl der Märterer der Vernunft vermehren, und anstatt das Priester- und Gauner-Complott zu zerstören, nur die Vertheidiger der Vernunft völlig vertilgen, und jenen die gewonnene Sache ganz in die Hand spielen würden. Alles, was wir thun können, ist, dass wir stillschweigend jede Gelegenheit benutzen, die Menschen einzeln dem Ungeheuer, das alles zu verschlingen drohet, zu entreissen. Lass die Begebenheiten des heutigen Abends deinem Gedächtnisse nimmermehr entfallen, vielleicht rettetest auch du noch durch die blosse Erzählung derselben manchen guten Menschen, den Neugierde zur Thorheit verleitet hat. Und nun schlaf wohl.

M. Aurel. Schwerlich werden sich meine Augen schliessen.

Diognet. Die angehörten Geistergeschichten werden dich doch nicht beunruhigen?

M. Aurel. Das wohl nicht, aber gerührt von meinem Glücke will ich mir selbst den Geist des Socrates hervorrufen und ihn fragen: für was ich der Vorsicht mehr Dank schuldig sey, dafür, dass sie mir das Daseyn gegeben? oder dafür, dass ich (er fällt Diogneten um den Hals) dich, Vater und Freund, gefunden habe!

(Einige Wochen darauf. Villa des Curius.)

Diognet. Marc-Aurel. Dann Sextus
und seine Familie.

M. Aurel. (Vor dem Eingange des Hauses.) Der
äussere Wohlstand des Hauses lässt mich hier kei-
nen Philosophen vermuthen.

Diognet. Dafür aber wirst du einen Wei-
sen finden, und zwar den grössten, den ich
kenne.

M. Aurel. (Das Gebäude betrachtend.) Alles so
einfach und doch so schön; wenig Kunst, dafür
aber alle Annehmlichkeiten der ländlichen Natur in
bescheidener Einfalt hingegossen.

Diognet. Hier fand der Geist des grossen
Curius einen angenehmen Ruheplatz; hier hing
er Lanzen und Wurfspiesse auf an die Weiden, und
vergass selbst seiner Siege, um nur die Würde und
den Werth, den die Tugend dem Manne gibt, ganz
zu fühlen. Hier trafen ihn die Gesandten der Sam-
niter, als er auf einer ländlichen Bank am Herde
sass, und sich mit eben der Hand seinen Brey koch-
te, mit welcher er sonst die Feinde schlug, und
die erfochtenen Lorbeerkränze in den Schoos des
capitolinischen Jupiters niederlegte. Siehe, diese
Eiche bezeichnet noch den Ort, wo ihm die Gesand-
ten ein wichtiges Geschenk an Golde im Namen ih-

rer Nation überreichen. Er aber schlug es aus, lachte, und sprach: »Saget doch den Samnitem, »Curius will lieber über Reiche herrschen, als selbst »reich werden. Der Flitterglanz eurer prächtigen »Geschenke kann meinen Augen das Verderben »der Menschen, welches darunter verborgen liegt, »nicht verhehlen. Nehmt sie mit euch wieder fort, »mit der Versicherung, dass ich mich weder in ei- »ner Schlacht besiegen, noch durch Geld bestechen »lasse.«

M. Aurel. Ha, eine erhabene Römerseele! (Er umarmt die Eiche, dann Diogneten.) Nur mehr dergleichen Beyspiele, Diognet! mit hinreissender Gewalt dringen sie in meine Seele, und lassen mich fühlen, wie mein Blut wallen müsse, wenn auch mich die Gelegenheit auffordern wird, als Römer zu handeln. (Er bricht einen Zweig von der Eiche ab.) Heilig sey mir dieser Zweig! heiliger, als dem jungen Ritter der goldene Ring, der ihn mit der römischen Ehre vermählt.

Diognet. Nun wollen wir meinen Freund Sextus aufsuchen. Ich hoffe ihn dort in der Grotte zu finden, wo er gewöhnlich in dem Kreise seiner Familie unter lehrreichen Gesprächen seinen Abend feyert.

M. Aurel. Wer ist das dort bey den Blumenbeeten? Zwey Knaben an seiner Seite, und ein —

Diognet. Das ist Sextus mit seinen Kindern. (Sie gehen auf ihn zu.)

M. Aurel. Das erstemahl sehe ich einen Philosophen mit dem Grabscheite in der Hand! — Welch ein ehrwürdiger Anblick!

Diognet. Wenn Philosophie die Kunst ist, den Vorschriften der Natur gemäss zu leben, so schickt sich das Grabscheit für niemand besser, als für den Weisen. Weide dein Auge nur recht an diesem lebendigen Bilde eines glückseligen Lebens.

M. Aurel. So ein Bild muss man sehen, Diognet, wenn man den Reitz und die Begeisterung der horazischen Muse ganz fühlen will. O wirklich, selig ist der Mann, der von Geschäften entfernt, mit eigenem Rinde seinen väterlichen Acker pflügt, und frey von Pflicht und Sold das Forum und die stolzen Schwellen der Grossen fliehet.

Melissa. (Des Sextus Frau) Ach unser lieber Freund Diognet!

Sextus. (Der ihnen entgegenläuft und beyde umarmt.) Seyd mir willkommen, Freunde! Schon glaubte ich, Diognet hat vergessen, dass Sextus noch lebt. Seht, Kinder, wie gütig die Vorsicht alles zu unserer Freude und Zufriedenheit fügt. Nur ein Freund, der würdig ist, die Glückseligkeit unsers heutigen Abends zu krönen, fehlte uns noch, und gegen alles Vermuthen erscheint mein Diognet. Geschwind, Knaben, flechtet noch zwey Kränze für diese lieben Gäste, nehmet aber recht viel Rosen dazu! (Die Knaben hüpfen weg.) Bekränzt sollt ihr diesen Abend an der Wonne häuslicher Glückseligkeit mit uns Theil nehmen, denn meine geliebte Melissa

feyert heute ihren dreyssigsten Geburtstag. Gehe, liebes Weib, besorge das Abendbrod, und erwarte uns dann mit den Kindern dort auf dem Hügel in der Jasminlaube!

Melissa. Bald sehen wir uns wieder (Ab.)

Sextus. Also diess ist der Jüngling, von dem du mir sprachst?

Diognet. Ich hoffe, du wirst ihn deiner Freundschaft würdig finden. Er ist der Sohn des Annius Verus, unsers Freundes, der den Tag unter die glücklichsten seines Lebens zählen würde, an welchem er dich in seinem Hause umarmen könnte.

Sextus. Du weisst, dass ich seit einigen Jahren äussert selten in die Stadt komme.

M. Aurel. Und man vermisset dich nicht dort?

Sextus. Der Genius unserer Zeiten erklärte mich für unfähig zum Stadtleben; ich unterwarf mich seinem Ausspruche, und lebe nur noch für mich und meine Familie.

M. Aurel. In einer Stadt, die von Philosophen wimmelt, wo jeder Marktschreyer mit Mantel, Stab, Bart, und ein bischen Schulsprache, Schüler, Anhänger und Bewunderer findet, sollte ein Weiser, wie Sextus, nicht mehr zum Wohlthäter werden können?

Diognet. Zum Märterer vielleicht. Wollte er zum Wohlthäter werden, so müsste er entweder hohe Weisheit, die niemand begreift, und er

selbst nicht versteht, mit einer wichtigen Miene vorzutragen wissen; oder er müsste Orakel dichten, Theophanien spielen, Wunderkuren machen, Arzneyen zur Veredlung der menschlichen Natur verkaufen, Fieber bannen, Feuer besprechen, durch Siebedrehen unbekannte oder flüchtig gewordene Verbrecher entdecken; kurz Sextus müsste ehe ein Wunderarzt, ein Naturbezwinger, ein Theurg, ein Schwärmer, eines nach dem andern, oder alles auf einmahl werden; dann wäre er bey Hofe angesehen, bey Höflingen beliebt, von dem Volke angebetet. Der Kaiser würde des Nachts sich aus den Armen seiner Beyschläferinnen lossreisen, verstohlen sich bey Sextus hineinschleichen, und sich den Herkules hervorrufen lassen. Höflinge würden des Morgens Wunderkräfte zu den Ausschweifungen des Tages bey ihm holen, und das Volk den Wundermann den ganzen Tag hindurch anstaunen und rufen: »Heil unserer Stadt!« Sextus ist nicht für Rom. Oder soll ich dich noch einmahl in den Hain der Diana führen?

M. Aurel. Leider muss ich bekennen, dass ich mich von dem, was du sagst, nur zu sehr überzeugt fühle; aber je höher meine Überzeugung steigt, desto brünstiger wird auch mein Wunsch, dass Männer, wie Sextus und Diognet, der Schule der Schwärmerey und des Betrugs eine Schule der Wahrheit und des Lichts entgegen setzten.

Sextus. Sie würde durch eine kleine Zeit leer stehen bleiben, und dann mit grimmiger Wuth

eingestürzt werden. Wir können der Wahrheit keine Schule errichten, ohne zugleich eine für die Sitten zu bauen. Denke dir nun das ausgeartete Rom, und eine Schule der Sitten dazu! — Wahrheit ist strenger, als Schwärmerey. Diese erlaubt dem Fürsten sein Volk auszusaugen, um seine Wollüste und Vergnügungen bestreiten zu können; sie erlaubt ihm Millionen, an welchen das Blut römischer Bürger hängt, an Buhlerinnen und Günstlinge zu verschwenden; sie eifert ihn sogar an, Steuern und Schatzungen auszuschreiben, um die Kosten der Vergötterung eines Schandbuben *) herbeyzuschaffen. Dagegen würde ihn die Wahrheit erbittert vor ihren Richterstuhl fordern; er müsste denselben entweder umstürzen, oder unter ihrem Blitzstrahle zu Boden fallen. Schwärmerey begünstiget den Beruf der Höflinge das Verdienst zu unterdrücken, und die Fackel der Vernunft, die letzte

*) Antinous, ein Jüngling aus Bythinien und der Gany-
medes des philosophischen Kaisers Hadrian, der
mit ihm so manches beging, was bey Niedrigen Schand-
that, Laster, Schändung der Natur und der Menschheit,
bey Grossen, wenn sie sich einmahl durch glückliche
Anwendung der Mittel, die Menschen zu täuschen, und
durch einige Legionen bewaffneter Lobredner den Namen
eines Weisen, eines Grossen erworben haben, nur
Schwäche heisst. — Die Schwedenborge und
Schrepfer des zweyten Jahrhunderts überzeugten den
Kaiser, dass ein freywilliges Menschenopfer nothwendig
ist, um die Tage seines Lebens und seiner Regierung zu
verlängern. Antinous bot sich dazu an, und Hadrian opfer-
te seinen Geliebten mit eigener hohen Hand, weinte nach
seinem Tode wie ein Weib, verewigte sein Andenken und
seine Schande durch Statuen und Tempel, und belog die
Welt, Antinous hätte sich in dem Nilstrome ertränkt.

Wohlthat eines gedrückten und gekränkten Volkes auszulöschen; die Thränen und Klagen der Leidenden zu verspotten; und wenn sie es versuchen, zu dem Throne hinzukriechen, und um Hülfe zu flehen, diese armseligen Würmchen erst dort mit froher lächelnder Miene zu zertreten: die Wahrheit hingegen würde sie entlarven, würde sie nackt und bloss auf die Schandbühne hinstellen, und der verdienten Beschimpfung jedes Rechtschaffenen öffentlich preis geben. Nein, Sohn des Annius! das heutige Rom kann keine Schule der Wahrheit und der Sitten dulden. Klugheit ist das wirksamste, aber auch das einzige Mittel, welches dem Rächer der Vernunft und der Wahrheit gegen das Verderben übrig bleibt.

M. Aurel. Lehre mich diese Klugheit, Sextus, es soll dich nicht reuen, mich zum Enthusiasten für das Glück der Menschheit gebildet zu haben.

Sextus. Die erste Regel derselben ist, zu den Thorheiten unserer Zeiten schweigen, und die Irrenden dulden. Zum Glücke ist all das lächerliche Zeug, womit sich unsere grossen Geister beschäftigen, nicht Resultat geprüfter Meinungen, sondern bloss Spiel des Geschmacks; aber eben darum muss man sie nicht darin stören, weil die Menschen für ihren Geschmack empfindlicher sind, als für ihre Meinungen. Des immerwährenden Einerley überdrüssig, verändern sie ihn endlich selbst, und sind grossmüthig genug, dasjenige, woran sie mit ganzer

Seele hingen, sobald es nicht mehr Mode ist, zu verachten. Da sie hingegen, wenn sie ihres Geschmacks halber verfolgt werden, denselben mit Gründen zu unterstützen suchen, und sich ein Vorurtheil daraus machen, von welchem sie nicht so leicht mehr zu heilen sind. Man betrügt sich immer, wenn man die Menschen durch gerade und offenbare Angriffe ihrer Irrthümer für die Wahrheit gewinnen will. Mit gutem Grunde wittern sie bey dem rüstigen Streiter Proselytensucht und Sectengeist, ziehen sich in ihren Hinterhalt zurück, und lassen den muthigen Helden allein auf dem Kampfplatze sich mit Nebel und Schatten herumschlagen. Sprich für die Sache der Wahrheit mit kaltem Blute, und als wüsstest du nicht einmahl, dass es Menschen gebe, die von entgegengesetzten Irrthümern geblendet sind. Gross sind die Vortheile, die dieses nachsichtige und duldsame Betragen gegen Irrende dem Menschenfreunde bringt. Fliehe und verachte den Geblendeten, so rächet er sich an dir durch gegenseitige Verachtung, und tröstet sich mit der Achtung drey oder vier anderer, die er zu seinen Thorheiten verführt. Dulde ihn aber, begegne ihm mit zuvorkommender Freundschaft, und zeige dich ihm von der Seite, von welcher er deinen Werth ohne eigene Demüthigung sehen kann, so wird er dich, und in dir sich selbst schätzen, und bald gefasst seyn, lieber seine eigenen Irrthümer abzulegen, als dich zu verlassen, weil du von denselben entfernt bist. Ist er nur einmahl

in dieser Stimmung, so gewinnst du mit einem Worte, zu rechter Zeit gesagt, mehr, als mit der prächtigsten Declamation, auf die er nicht merkt, und mit dem glänzendsten Witze, der ihn nur blendet, oder erbittert. Nichts ist gewisser, als dass wir unsern Geschmack nach denjenigen bilden, mit denen wir umgehen; und von denen wir uns verehrt zu seyn glauben, weil wir uns selbst in ihnen verehren.

M. Aurel. Ich erkenne die Wichtigkeit dieser Massregeln, du hast sie in dem menschlichen Herzen selbst gelesen; aber sie wirken nur langsam, und das Übel fordert schnelle Hülfe.

Sextus. Diese steht nicht mehr in unserer Macht. Nur die, deren Einfluss auf die Gemüther mächtiger ist, deren Denkungsart und Handlungen den niedrigern Klassen zur Richtschnur dienen, können diese schnellere Hülfe bringen. Lass es unter Hadrians Thronfolger nur wieder Mode werden, Thorheiten zu verlachen, und nur die Wahrheit zu schätzen; jede Überspannung der Einbildungskraft für Krankheit des menschlichen Geistes zu halten; sich mit Wenigem zu begnügen, die Ausgaben einzuschränken, sich der Weichlichkeit zu schämen, die Mittel gegen Bedürfnisse lieber von seinem Fleisse, als von verborgenen Kräften und höhern Naturen zu erwarten; so werden die heutigen Modethorheiten und Schwärmereyen bald verschwinden. Die Natur wird wieder ihren ordentlichen Weg gehen, Wunderkuren werden auf-

hören, Theurgen werden keine Geister, keine Götter mehr sehen, Orakeldeuter werden bey ihren Göttersprüchen erhungern, auf den Altären der Hekate wird Gras wachsen, auf ihren Fackeln, Dolchen und Schlüsseln Spinnen weben, und Eulen in ihrem Calathus nisten. Alles, was wir noch thun können, ist, dass wir uns so viel möglich durch Sitten und Lebensart bey unsern irrenden Zeitgenossen auszeichnen. Ist diese so beschaffen, dass sie uns wahrhaft glücklich macht, so wird sie bald ihren günstigen Einfluss auf die Denk- und Handlungsart unserer Freunde verspüren lassen. Nie sehen wir einen andern glücklich, ohne zu wünschen, es auch zu seyn, und ohne zu untersuchen, wie er es geworden ist. Und ist nur der Weg, den er gegangen, nicht dornicht; wird er uns nur von einem klugen Wegweiser wandelbar und angenehm gemacht, so folgen wir ihm gewiss.

M. Aurel. Zeige mir diesen Grundsatz in der Anwendung, denn gern möchte ich dich ganz verstehen.

Sextus. Wirf einen forschenden Blick auf die unglücklichen Opfer der Schwärmerey, und du wirst sehen, dass einige von ihnen Trägheit des Geistes, andere Stolz, andere Dürftigkeit zu den Altären der Thorheit hingerissen hat. Setze dich einmahl in die Klasse der letztern; denke dich ganz als den Mann, den das Schicksal mit einem fürchterlichen Heere von Bedürfnissen kämpfen lässt. Ich bin dein vertrauter Freund, und weiss, dass du
bey

bey jedem Pythagoräer anklopfest, und nach geheimer Weisheit fragst; dass du jeden Geisterbanner besuchest und bittest, er möchte dir zu einem vertrauten Geiste helfen, der dich zu den Schätzen führe, die unter der Erde vergraben sind; dass du jeden Orakelschmidt fragst, wie lange dein Elend noch dauern wird; zu jedem Götterseher läufst und zu seinen Füßen flehest, er möchte dich in die beglückende Verbindung mit höhern Naturen aufnehmen: diess alles weiss ich; weil ich aber dein Freund bin, spotte ich deiner nicht, ziehe dich über deine Thorheiten nicht auf, komme dir stets mit Liebe und Zutrauen zuvor. Einmahl glückte es dir einen Geist zu sehen, aber der kalte Styxbewohner blieb ungerührt bey deinem Leiden, machte dich weder klüger noch reicher: mit Unwillen verlässt du die Hölle des Geisterbanners, und kehrest in die Arme des Elendes zurück, das unter deinem Dache schon auf dich wartet: würde dich das kränken?

M. Aurel. Getäuschte Hoffnungen kränken uns ja mehr, als gefürchtete Übel.

Sextus. Würdest also auch mir, deinem Freunde, deine Noth klagen?

M. Aurel. Und der Trost, oder die Hülfe, die du mir geben würdest?

Sextus. Ich würde deinen gesunkenen Muth aufrichten, deine geschwächten Hoffnungen stärken, und dich zu einem andern Geisterbanner schicken.

M. Aurel. Das würdest du thun?

M. Aurel. I. Th.

R

Sextus. Das müsste ich, wenn ich dich für mich und für dein Glück gewinnen wollte.

M. Aurel. Gesetzt aber, ich käme auch von diesem mit leerem Kopfe und leeren Händen zurück?

Sextus. So würde ich dich zu einem Orakeldeuter führen, den du noch nicht besucht hättest.

M. Aurel. Wenn ich aber nicht mitgehen wollte, weil ich von einigen Orakeln schon bin betrogen worden?

Sextus. Da würde ich deinen Unglauben und deine Zaghaftigkeit schelten, und dir zu einem Pythagoräer rathen.

M. Aurel. Dieser zeigt mir wieder nichts anders als hieroglyphischen Unsinn, dessen Entzifferung er meinem Nachdenken überlässt.

Sextus. Da werde ich dir deine Trägheit im Denken verweisen, und es mir zur Gefälligkeit ausbitten, dass du doch noch einmahl bey allen Geistersehern, Theurgen und Wundermännern dein Glück versuchest.

M. Aurel. Und wenn ich halbrasend wieder zu dir komme?

Sextus. »Ach wie bedauere ich dein Unglück, »Freund, »würde ich sagen; »ich weiss, wie schmerz- »lich es ist, wenn man von den eigensinnigen »Geistern, die uns ganz gewiss helfen könnten, »wenn sie wollten, so schändlich herumgeführt »wird; mir selbst ging es einmahl nicht besser.« Hier würde ich dir die abentheuerlichsten Märchen erzählen, als hätte ich sie selbst erfahren und mit-

gemacht; und dann damit schliessen, dass erst, seitdem ich die geheimern Naturkräfte und Geister ihrem Eigensinn überlassen, und einen andern Weg eingeschlagen habe, ich ganz glücklich bin. Was würdest du mir antworten?

M. Aurel. Gewiss nichts anders als: »Freund, zeige mir diesen Weg.«

Sextus. »O dieser Weg,« würde ich Fortfahren,« ist sehr beschwerlich und zurückschreckend; »aber zur Glückseligkeit führt er gewiss. Seit dem ich auf demselben wandle, trübte noch kein Wölkchen meine Zufriedenheit. In sanfter Ruhe lebe ich meine Tage dahin; meine Wünsche sind auf wenige Äcker eingeschränkt, meine Heerden versehen mich mit Milch, meine Felder mit Brod, und mein Wollenvieh mit Kleidern. Meine Bäume geben mir im Sommer Schatten, im Winter Feuer. Unvermerkt sehe ich Stunden, Tage und Jahre in beständiger Gesundheit des Körpers und Frieden der Seele dahingleiten.« Ich würde dir meine Melissa zeigen, die nur für mich lebt; meine Kinder, in welchen der Vater jeden seiner Wünsche erfüllt sieht. So würde ich dich immer auf meine Glückseligkeit aufmerksamer und lüsterner machen, zugleich aber auch den Verdacht, als wollte ich dir Vorurtheile benehmen, dich unterrichten oder überzeugen, dass du bisher Irrwege gegangen seiest, von mir entfernen. Du würdest stärker in mich dringen, dir doch zu sagen, wie du es anfangen hättest, um dahin zu kommen, wo du mich

so glücklich siehst. Dann würde ich dir erzählen, nicht was du thun sollst, sondern was ich gethan habe: wie ich endlich zu mir gekommen, und mich von der Ungereimtheit meiner Wünsche und den noch ungereimtern Mitteln selbe zu erreichen überzeugt habe. Wie ich meinen Geist gelehrt habe, den Werth der Dinge einzusehen, und mein Herz, nichts zu wünschen, was meiner Wünsche unwürdig ist. Wie ich mich mit den bekannten Naturkräften mehr in Verbindung gesetzt, und, den verborgenen mit Verschwendung des Vermögens und der Zeit nachzuspüren, Thoren und Träumern überlassen habe. Da dir deine Schwärmereyen niemahls Genugthuung leisteten, noch leisten konnten, so lässt du sie gewiss fahren, und ich habe dich für die Vernunft und dein Glück gewonnen. Glaube mir, der Mensch legt gern seine Irrthümer ab, wenn man ihm nur die Scham erspart, dass er sie gehabt hat; und manche Thorheit behaupten wir bloss aus Ehrgeitz, weil wir uns der Unbeständigkeit selbst in unsern Schwachheiten schämen.

M. Aurel. Wie aber, wenn dein Freund erst im äussersten Mangel auf die Gedanken käme, von höhern Naturen Hülfe zu erwarten, oder sie in geheimen Wissenschaften zu suchen?

Sextus. Im äussersten Mangel heilet er sich selbst. Er wird kein Schwärmer, oder er höret bald auf, es zu seyn; denn unsere Kraftgenie's, Höllenritter und Naturbezwinger geben sich mit armen, sehr dürftigen Leuten nicht ab.

Diognet. Dass sie sich doch mit ihnen nicht abgäben! Aber leider bin ich vom Gegentheile überzeugt. Mit Freuden kaufen sie dergleichen niedrige Leute zu Gesandten, Gehülften und Verkündigern ihrer schändlichen Geheimnisse.

Sextus. Die Art, nach der ich glaube, dass Schwärmer zu behandeln sind, wird einige, vielleicht auch viele, aber freylich nicht alle zu recht weisen; indessen haben wir schon viel gethan, wenn wir von tausenden nur zehn zurückgebracht haben, denn jeder von diesen wird fast immer zehn andere nach sich ziehen.

M. Aurel. Wenn aber der Stolz, und die daraus entstandene Begierde, Aufsehen zu machen, oder bey seines Gleichen Gewicht und Ansehen zu gewinnen, deinen Freund in die Schlingen der Thorheit verwickelt hätte; wie würdest du mit ihm zu Werke gehen?

Sextus. Ich würde trachten seinen Stolz von den Geistern und der Hekate wegzuziehen, und ihn für ein lebenswürdiges Weib einzunehmen. Spricht er heute von der Würde eines Menschen, der mit höhern Naturen in Verbindung steht, so werde ich ihm mit Vergnügen zuhören, und mit Entzücken dieser eingebildeten Würde das Lob sprechen; morgen aber werde ich ihm mit lebhaften Farben die Würde eines Mannes schildern, der, mit einem weiblichen Geiste vereinigt, sich ähnliche Geister hervorbringt. Spricht er heute von dem tiefen Sinn der Orakel, die er ge-

stern einem Betrüger für theures Geld abgekauft hat, so werde ich mir mit ihm Mühe geben, den albernen Unsinn zu entziffern; morgen aber von dem erhabenen Sinne sprechen, der in den Worten eines treuen Weibes liegt, wenn sie spricht: «Liebe ist wahres Leben, Liebe ist wahre Weisheit.» Habe ich einmahl sein Herz für die Liebe eines klugen und tugendhaften Weibes empfindlich gemacht, so mag sein stolzer Geist immer noch eine Weile schwärmen; der entzückende Kuss eines zärtlichen Weibes ist gewiss mächtig genug, ausser dem Geiste seiner Geliebten alle andere Geister zu verscheuchen.

Diognet. Dann müsste Hadrian schon lange keine Geister mehr sehen.

Sextus. Hadrian und seine Höflinge müssen Geister sehen und sehen lassen, damit das Volk ihre Beyschläferinnen nicht sehe; nicht wider sie murre und Spottschriften mache. Der Kaiser ist ein Wollüstling und ein Despot, kein Schwärmer: es ist ihm aber lieb, dass Schwärmerey Mode geworden, und sein Vorthail bringt es mit sich, dass er die Gaukeleyen mit mache; denn wer wird einem frommen, mit den Göttern vertrauten, im Himmel verehrten und beym Acheron gefürchteten Kaiser nicht erlauben, bey Tage die Menschheit zu unterdrücken, und des Nachts zu schwelgen.

M. Aurel. Nun musst du mir noch den trägen und des mühsamen Denkens überdrüssigen Menschen zu recht weisen.

Sextus. Diesen lasse ich schwärmen und absterben; erschadet mir nicht. Zu träge zum Denken, ist er auch zu träge zum Verführen. (Sie gehen den Hügel hinauf.) Und endlich glaube ich aus guten Gründen, dass die jetzt herrschende Krankheit des menschlichen Geistes nicht lange mehr dauern wird. Sie gleicht einem schleichenden Fieber, welches abnimmt, sobald der Paroxysmus heftiger wird.

(Melissa mit den zwey Knaben kommt ihnen entgegen.)

Der ältere Knabe. (Sieben Jahr alt.) Vater, wer von uns beyden soll bey dem Abendbrod die Gäste krönen? Ich dünkte, weil ich älter bin —

Der jüngere Knabe. Was kann ich dafür, dass ich später zur Welt gekommen bin, als du? Ich will sie krönen, denn du hast heute gesagt, Väter, dass ich den Homer besser lese, als mein Bruder.

Sextus. (Auf M. Aurel deutend.) Dieser junge Mann hier sey der Schiedsrichter eures Streites.

Der ältere. (Schmieget sich an M. Aurel.) Sprich, lieber Mann, dass ich euch krönen soll, ich bin dir ja so gut, und wünsche, dass du mein Bruder wärest.

Der jüngere. Ich kann nicht schmeicheln; aber ich meine es vom Herzen. Sprichst du nicht was recht ist, so zerreiße ich den Kranz, den ich geflochten habe.

M. Aurel. Das sollst du nicht. Weil du den Homer besser liesest, als dein Bruder, so sollst du mich; und dein Bruder, weil er älter ist,

soll meinen Freund Diognet krönen. Seyd ihr's zufrieden.

Der ältere. So ist es recht, hörst du, Bruder? Ich darf den ehrwürdigen Mann hier krönen.

Der jüngere. Und ich unsern klugen Schiedsrichter. Ich selbst würde so entschieden haben. (Sie hüpfen weg.)

M. Aurel. (Schon auf dem Hügel in der Laube.) Ha, welche herrliche Aussichten! Dort gegen die Stadt hin erhebt sich alles zur Grösse, Pracht und Majestät; hier lächelt sanfte Ruhe und ländliche Einfalt dem Verehrer der Natur entgegen. Dort reitzen Tiburs heitere, fruchtbare Hügel den Glücklichen zum Genusse, hier verliert sich das Auge in allmählichen Vertiefungen des anmuthigen Thals.

Melissa. Und dort meinen Olivenhain an dem Ufer des Cures lobest du nicht? Grazien müssen ihn gepflanzt haben; er ist mein Elysium. Freue dich auf die Morgenstunde des kommenden Tages; wir wollen sie daselbst zubringen. Auch du wirst den süssen Frieden fühlen, den die ganze Natur dort athmet. Auch dein Herz wird schmelzen bey dem tiefen Stillschweigen um dich her, das nur der Liebesgesang der einsamen Nachtigal, nur das sanfte Gemurmel des Baches unterbricht.

Sextus. Merket doch, Kinder, auf das herzerhebende Schauspiel der untergehenden Sonne. Sehet, ganz das Bild des sterbenden Weisen.

M. Aurel. Mahle uns dieses Bild, Sextus, ich bitte dich, mahle es uns; ich will mit dem Gedanken des Todes vertraut werden.

Sextus. Heiter wie der heutige Tag floss sein Leben unter beständigem Lächeln der Freude und reinem Schimmer geläuterter Tugend dahin. In dem uneingeschränkten Besitze des höchsten Gutes selig und mit sich selbst zufrieden, gebrauchte er manche Dinge, ohne ihrer zu bedürfen. Über alles Irdische erhaben, und, gleich der Königin des Tages, unbeweglich auf seiner Laufbahn, liess er das wohlthätige Licht seiner Verdienste auf alles, was unter ihm war, von seiner Höhe herabfallen. Jetzt nahet er sich dem Abende seines Lebens; noch immer gross, verlässt er ruhig und gelassen den Schauplatz, wie dort die Sonne der Erde allmählig entweicht. Noch vergoldet sie die Spitzen der Berge, da der aufsteigende Duft das einsame Thal schon überdämmert, die Schatten sich verlängern, und ganze Flächen verdüstert werden. So wie jetzt, bey gänzlicher Verstummung der Geschäftigkeit des Tages, auch der an den Höhen noch schwebende falbe Schein verlischt, so schliesst der Weise die Augen, und er ist nicht mehr. Wie die Sonne verschwand er; um wie sie in einer andern Welt mit neuer Pracht wieder aufzugehen. — Freunde, — so ein Abend schliesse unsere Wanderschaft, wenn einst die Nacht des Todes auch über uns ihre schwarzen Fittiche erhebt. — (Pause.) Lasst uns ge-

hen, um der Freude und der Freundschaft zu opfern. (Sie gehen alle stillschweigend und tiefsinnig den Hügel herab.)

(Tag darauf auf der Strasse nach Rom.)

Diognet. Marc-Aurel.

M. Aurel. Welch eine Erholung für Geist und Herz, wenn man nach langem Herumschwärmen unter Marktschreyern und Gauklern endlich einen Mann findet, der Probe hält, und das wirklich ist, was er seyn will!

Diognet. Also Sextus wäre dein Mann?

M. Aurel. Ganz ist ers, lieber Diognet. Wie schön und einnehmend die Grösse seiner Seele durch sein freyes, munteres, gefälliges, leutseliges Betragen hervorstrahlet!

Diognet. Gerade dieses Betragen unterscheidet den wahren Weisen von dem schulgerechten Pedanten und dem philosophischen Grosssprecher. Glaube nur nicht, dass unter einer feindseligen, finstern, menschenscheuen Miene, oder unter einem lumpigen, und allen Winden offenen Mantel wahre Philosophie ihren Wohnsitz haben könne. Wenn dich die Gesinnungen, Sitten, Lebensart und Hausordnung des Sextus überzeugt haben, dass der wahre Philosoph mehr durch seine

Handlungen Zeuge der Wahrheit, als durch Worte, Lehrer derselben seyn muss; wenn die Philosophie ihren Verehrern die Pflicht auflegt, mehr ihre eigenen Fehler zu verbessern, als die Fehler anderer aufzudecken, oder lächerlich zu machen; wenn derjenige bloss den Namen des Sonderlings, nicht des Weisen verdient, der in allem von der gemeinen Lebensart abgeht, und sich das Ansehn gibt, als wollte er alles verwerfen, was er selbst nicht thut; der die öffentlichen Sitten störet, und durch das Neue oder Sonderbare seines Wandels, nur die Aufmerksamkeit des Pöbels auf sich zu ziehen trachtet; so hast du noch keinen wahren Philosophen gesehen, der entweder deiner Achtung, oder deiner Nachahmung würdig wäre, ausser dem Sextus. Er hat die schöne Kunst gelernt, weise zu seyn ohne Pomp, ohne Grosssprecherey, ohne Gehässigkeit, ohne Bitterkeit. Alles macht er mit dem Volke mit, aber nicht nach der Art des Volkes, er ist beflissen nur bessere Sitten, nicht den allgemeinen entgegengesetzte an sich zu zeigen.

M. Aurel. Ich bin doch froh, dass ich noch ein Ideal gefunden habe, nach welchem ich jeden, der sich bey mir als Philosoph ankündigt, prüfen kann. Er muss dem Sextus gleich sehen, wenn er auf meine Verehrung Anspruch machen will; und nur der praktische Weise soll sich rühmen können, dass Diognets Schüler sein Freund ist.

Diognet. Aber auch selbst bey denjenigen, die dir nach einigen Bemerkungen praktische Weise

zu seyn scheinen, rathe ich dir, wenigstens so lange bis dich Erfahrung mit den Feinheiten des menschlichen Herzens mehr bekannt gemacht hat, Zurückhaltung des Urtheils und strenge Prüfung an. Die Menschen und ihre Handlungen haben einen bestimmten optischen Punkt, aus dem sie wollen angesehen werden. Einige muss man nahe sehen, wenn sie gefallen sollen; andere nehmen sich nur in einer gewissen Entfernung gut aus. Immer mögen der Pöbel und die Grossen aus diesem täuschenden Gesichtspunkte die Menschen betrachten und beurtheilen; siehe du jedem in der Nähe in das Gesicht, und frage ihn, was er, und wie er's ist. Sey versichert, mancher Held der Philosophie, dessen Glanz dich in der Ferne recht angenehm geblendet hat, wird in der Nähe wie ein Zwerg vor dir da stehen, und dir schamroth in das Ohr flistern: »Ich bin nichts.«

M. Aurel. Dieser Grundsatz lässt sich recht gut auf Alector, Hermin und Favorin anwenden.

Diognet. Und wirst ihn noch auf hundert andere anwenden müssen, wenn du auch die besondern Veranlassungen, auf welche die elendesten Denker und armseligsten Geister sich unter den Philosophen-Mantel verkriechen, studierest. Du hörtest doch letzters die prächtige Lobrede, welche Heliodor bey dem Todtenmahle des Celsus auf die Tugend machte. Nicht wahr, man sollte glauben, er hätte von seiner ersten Jugend an bey ih-

ren Altären gedient; und doch hat sie diesen Anbetter bloss seinem Alter zu verdanken. Er lebt eingezogen, weil ihm die Kräfte zur Ausschweifung mangeln; er lebt mässig, weil ihn die Strafruthe der Unmässigkeit zu oft gezüchtigt hat; er zeigt sich gelassen in wichtigen Zufällen, weil nichts mehr fähig ist, sein kaltes Blut zu erwärmen, und in schnellere Bewegung zu setzen; er gibt die weisesten Lebensregeln, um sich selbst darüber zu trösten, dass er nicht mehr im Stande ist, böses Beyspiel zu geben. Der grosse Haufe, der alles nur schnell und im Vorbeygehen ansieht, hält ihn für einen wahren Weisen; da indessen sogar der äsopische Fuchs in dieser philosophischen Larve das Gehirn vermissen, und ihn nur für einen ohnmächtigen Sünder halten würde.

M. Aurel. Verräth aber diese Strenge in Beurtheilung der Menschen nicht ein böses Herz?

Diognet. Was der Haufe gutes Herz nennt, ist nur Trägheit des Geistes und Schwachheit des Temperaments. Ein wahrhaft gutes Herz können nur weise Grundsätze geben, und immer muss Gerechtigkeit an seiner die Seite stehen. Diese fordert von uns, dass wir Menschen mit aller Strenge und Aufmerksamkeit prüfen. Die Achtung, die wir andern erweisen, ist allemahl eine Demüthigung unsers eigenen Stolzes; mithin ein Opfer, welches der Weise nur dort bringt, wo reines und entschiedenes Verdienst seinen durchdringenden Blick aushält. Wir be-

schimpfen uns selbst und das Verdienst, wenn wir den Weihrauch unserer Verehrung einem Unwürdigen streuen; und was anders, als strenge Beurtheilung kann uns gegen diese erniedrigende Beschimpfung sicher stellen? Wirst du den Cajus deiner Achtung würdig halten, weil er sich öffentlich für den Feind der heutigen Schwärmereyen erklärt; und unlängst selbst eine Beförderung von dem Kaiser ausgeschlagen hat, weil er, seinem Vorgeben nach, nichts von einem Manne annehmen will, der seine Achtung zwischen dem Verdienst und der Thorheit theilet?

M. Aurel. Wenigstens zeigt dieser Muth den Cajus in einem sehr günstigen Lichte.

Diognet. Und doch ist er bloss ein Spiel seines Stolzes. Er sieht, dass im Reiche der Schwärmer die ersten Plätze schon besetzt sind; für die letztern hält er sich zu gross: er schlägt sich also zu der bessern Seite, die zu seinem Glücke so wenig besetzt ist, dass ein Schreyer, wie Cajus, auf dem ersten Platze noch Raum genug finden kann.

M. Aurel. Aber worauf gründet sich dein Urtheil von ihm?

Diognet. Auf sein übermässiges Geschrey, auf seine Engbrüstigkeit, die ihn auch dort Schwärmer, Gaukler, Betrüger und Thoren finden lässt, wo sie wirklich nicht sind.

M. Aurel. Ich wünsche doch auch dein Urtheil über den Timon zu hören. Die Grundsätze, die er letztens bey dem Lucilius äusserte, sind

nicht ganz zu verwerfen; und die Gleichgültigkeit, mit welcher er vor einigen Tagen eine reiche Erbschaft ausschlug, zeigt, dass es ihm auch Ernst ist, denselben gemäss zu leben.

Diognet. Weisst du, wenn Timon Philosoph geworden ist?

M. Aurel. Nach seiner frühern Lebensgeschichte habe ich mich nicht erkundigt.

Diognet. Erst nachdem er ein Vermögen von zweyhundert Talenten verschwendet hatte, fing er an die Armuth zu lieben. Seine Verachtung der Reichthümer ist also wirklich nichts anders, als ein geheimes Verlangen, sein Verdienst gegen die Ungerechtigkeit des Glückes, durch die Verachtung eben derselben Güter, derer es ihn beraubt hat, zu rächen. Sie ist der umgekehrte Weg wieder zur Achtung der Menschen zu gelangen, die er durch die Verschwendung seiner Reichthümer verloren hat.

M. Aurel. Bald möchte ich denken, Diognet könnte auch ein wenig boshaft seyn.

Diognet. Bey Timon würdest du mir Unrecht thun. Wäre er das wirklich, was er zu seyn scheint, so würde er die Erbschaft angenommen; und anstatt für Geld jungen Leuten die Armuth zu predigen, mässig von dem seinigen gelebt haben. Derjenige ist nicht weise, der noch fürchten muss, die Reichthümer möchten ihn der Tugend untreu machen, und der Weisheit entführen.

M. Aurel. Aber sahest du nicht selbst, mit welcher Gelassenheit er letzters die Neckereyen

und Misshandlungen der Gassenjungen ertrug? Er lächelte und ging langsam vor ihnen her. Sollte wohl der Mann, der öffentlich so viel Standhaftigkeit zeigt, bloss aus Furcht seiner eigenen Schwäche die Reichthümer verachten?

Diognet. Diese Standhaftigkeit ist nur die Kunst, seinen Unwillen in sich zurückzuziehen, um durch den Ausbruch desselben nicht Schwächen zu verrathen, die man dem Manne, der Mantel und Bart trägt, selten verzeihet. Weisst du noch, was er sagte, da wir ihm begegneten? »Im Sommer muss man sich's gefallen lassen, von Mücken und Käfern geplagt zu werden.« Findest du nicht in dieser Äusserung den ganzen Unwillen des stolzen Mannes zusammengedrängt? Der wahre Weise würde dem Muthwillen der Jungen entweder ausgewichen seyn, oder ganz dazu geschwiegen haben.

M. Aurel. Ich hoffe von Cyniscus, dem Cyniker, wirst du eine bessere Meinung hegen; wenigstens bemerkte ich, dass du dich bey Favorins Gastmahle sehr vertraut mit ihm unterhieltest.

Diognet. Er is ein guter Strafprediger, aber für einen Weisen kann ich ihn unmöglich gelten lassen. Es ist nichts weniger als Liebe zur Wahrheit, oder Tugend, die ihn antreibt, wider die Zügellosigkeit unserer Sitten so heftig loszuziehen. Er verweist andern ihre Fehler nicht so sehr, um sie zu bessern, als um sie zu überreden, dass er über diese Fehler erhaben sey. Beständig führt er die ehrwürdigen Namen Socrates, Antisthenes und

und Cato in dem Munde; aber die Vorzüge und Verdienste, die er in diesen ehrlichen Leuten preiset, sind wieder nichts anders, als verstecktes Lob, das er sich selbst spricht.

M. Aurel. Ich bin für Cyniscus zu sehr eingenommen, als dass ich mir nicht erlauben sollte, meinen Freund zu erinnern, ob ihn nicht vielleicht seine Erfahrungen zu streng, und in Rücksicht des Cyniscus sogar ungerecht machen.

Diognet. Cyniscus isst ein gehässiger Feind der Epikuräer; er verfolgt sie mit der bittersten Satyre, und wenn er endlich seine beissende Lauge ganz über sie ausgegossen hat, fällt er mit derben Grobheiten über sie her. Siehst du hier nicht Sectengeist?

M. Aurel. Könnte es aber nicht auch Eifer für die Tugend seyn?

Diognet. Kann dieser mit Unmässigkeit bestehen?

M. Aurel. Diognet, in welchem Lichte stellst du mir die Menschen, und ihre Tugenden vor!

Diognet. In ihrem wahren.

M. Aurel. Soll ich zum Verächter der Menschen werden?

Diognet. Nein, Freund, lieben und dulden sollst du sie; deine Achtung aber nur demjenigen vorbehalten, der sie verdient. Das Erstere ist Pflicht der Menschlichkeit, das Letztere Pflicht der Gerechtigkeit, beyde Pflichten müssen mit einander vereinigt werden, und in Rücksicht der letztern

ist es besser, wenn du aus zu grosser Strenge im Prüfen zehnmal dein Urtheil verschiebest, als wenn du aus zu vieler Nachsicht und Gelindigkeit eine einzige Ungerechtigkeit begehest. Das Verderben unserer Zeiten macht die äusserste Strenge nothwendig; nothwendig für dich, damit du nicht hintergangen werdest; nothwendig in Rücksicht des wahren verdienstvollen Weisen, damit du ihm nicht philosophische Gaukler, Prahler, Thoren und Schwärmer an die Seite stellst.

So sorgfältig, behutsam und sicher leitete Diognet Marc-Aurels erste Schritte auf den mannigfaltigen Wegen des menschlichen Forschens, welche der Fall oder die Verirrungen der grössten Männer aller Zeiten schon so merkwürdig und zugleich so gefahrvoll gemacht hatten *). Nun fehlte

*) „Von Diognet habe ich gelernt, mich nicht mit Schwär-
 „mereyen abzugeben, und von allem, was Zauberer und
 „Wahrsager von Beschwörungen, von Verban-
 „nungen der Dämonen und andern dergleichen Gauke-
 „leyen vorgeben, nichts zu glauben; keine Wachteln zum
 „Kampfe zu unterhalten; mich zur thörichten Bewunde-
 „rung solcher nichtswürdigen Dinge nicht hinreissen zu
 „lassen; mit Gleichmuth zu dulden, dass man frey von
 „mir spreche. Ihm hab' ich es auch zu verdanken, dass ich
 „mich der Philosophie gewidmet; zuerst den Bacchius,
 „dann den Tandasis und endlich den Marcianus ge-
 „hört; in meiner Jugend Gespräche aufgesetzt; auf einem
 „hölzernen mit Thierhäuten bezogenen Bette zu schlafen,
 „und mich in allem der strengen Lebensart der griechi-
 „schen Weisen zu unterwerfen gelernt habe.,, Marc-Au-
 „rels Betrachtungen übersich selbst. B. I. §. 6.

dem fünfzehnjährigen Weisen zum Bürger nichts weiter, als die männliche Toga. Der bestimmte Tag, an welchem das römische Forum in dem Jüngling den Mann, und in dem Manne seine künftige Zierde und letzte Stütze des römischen Namens bewundern sollte, erschien. Eine ehrwürdige Schaar von Weisen, Annius Verus, Antonin, Diognet, Euphorion, Fronto, Marcian, Tandasis und Bacchius führten ihren Zögling unter der Begleitung der Verwandten und Klienten des Annischen Hauses auf das Forum, und von da aus in das Capitolium, wo er vor den Altären der Götter die Prätexa ablegte, und die männliche Toga unter den Glückwünschen des anwesenden Volkes und der Ritterschaft anzog. Noch an eben demselben feyerlichen Tage fing er die männliche Laufbahn mit der Anklage des Cajus Norbanus, Proconsuls, und des Quintus Pedius, Quästors von Britannien an. Bey einem gänzlichen Miswachs erhöhten diese zwey Verweser der römischen Gewalt den Preis des Kornes so sehr, dass zweytausend Britten bey vollen Scheuern und Magazinen bloss aus Mangel an Geld des Hungers sterben mussten. Die Stimme der ganzen Provinz schrie laut um Rache wider ihre grausamen Verheerer. Schon hatten zwey Tage vorher ihre Ankläger, Cadurius und Pollio, nach der strengsten Untersuchung der Verbrechen, und Abwägung der Zeugnisse ihre ganze Kunst erschöpft, um die Richter mit der unwiderstehlichen Macht ihrer Bered-

samkeit zur Gerechtigkeit hinzureissen; schon hatten ihre Vertheidiger Lucius Volusianus, Roms grösster Rechtsgelehrte, und der Redner Catullus das Äusserste gethan, um den Kaiser, den Senat und das Volk zum Mitleiden und zur Nachsicht gegen die Verbrecher zu bewegen, welches ihnen um so leichter war, da bey dem Kaiser schon die Vorliebe gegen seinen Günstling Norbanus, bey den Richtern und dem Volke die kriechende Demuth der Schuldigen und die Thränen der schönen Plautilla, der Frau des Proconsuls, für die Barmherzigkeit sprachen. Schon waren alle Gemüther erweicht, gerührt und geneigt die Schuldigen loszusprechen, als Marc-Aurel die Rostra bestieg, um noch einmahl die Gerechtigkeit mit der Barmherzigkeit einen edlen Kampf bestehen zu lassen.

Das Forum.

Kaiser Hadrian. Senatorm. Volk. Gesandte der Britten. C. Norbanus.
A. Pedius. Plautilla.

Marc-Aurel. (Auf der Rednerbühne.)

Ich würde heute nicht sprechen können, Quiriten, wenn gestern Catullus, der Lieblingsredner des römischen Volkes, die Unschuld des Proconsuls Norbanus und des Quästors Pedius hätte beweisen wollen. Nach Catullus zu sprechen ist in jedem Falle schwer, sehr schwer; aber jemanden von neuem anzuklagen, den Catullus schon vertheidigt; jemanden als einen Verbrecher darzustellen, den er für unschuldig erklärt hat, das scheint für mich wenigstens unmöglich. Doch zur Ehre der Gerechtigkeit hat diess Catullus nicht gethan; er hat nur bewiesen, dass Norbanus und Pedius unglücklich sind. Mitleiden und Theilnehmung zeigte sich auf eurer Stirne, von welcher sonst jedem Verbrecher strenge Gerechtigkeit und Strafe entgegen flammte; und ich habe nicht mehr nöthig, das zu beweisen, was die Zeugen bestätigen, die Angeklagten selbst nicht geleugnet, ihre Vertheidiger eingestanden haben. Nur noch mit Thränen, die Catullus gestern so künstlich zu

locken wusste, mit römischen Thränen habe ich heute zu kämpfen; und ich beginne meinen Kampf damit, dass ich meine Stimme mit der Stimme eures Herzens vereinige, und sage: Norbanus und Pedius sind unglücklich.

Unglück und Tod liegt in dem Bewusstseyn, tausend seiner Mitbürger unglücklich gemacht zu haben. Das Herz des rechtschaffenen Römers kennt die Qualen dieses peinigenden Bewusstseyns noch nicht, und auch nur ein schwacher Begriff von denselben ist römischen Gemüthern unerreichbar: nur du, unglücklicher Proconsul Britanniens, kannst uns mit deinem Unglücke bekannt machen. Sage uns denn, wie hoch hoben die Seufzer deine Brust, als du hörtest: vorgestern sind dreyhundert Kanti-
ner vor Hunger gestorben? Wie oft hast du dir die Flüche und Verwünschungen des römischen Namens wiederholen lassen, unter welchen gestern vierhundert Regner ihren Geist aufgaben? Wie mächtig donnerte es in deinen Ohren, als deine Lictoren athemlos in den Speisesaal, wo du bey bekränzten und schäumenden Bechern dem Comus und der Freude opferdest, hineinstürzten und riefen: heute ringet schon der zweyhundert und vier und sechzigste Triccobante mit dem Tode? O es muss dir stark in die Seele gedonnert haben, weil du vergessen konntest, dass deine Scheuern und Vorrathskammern voll Korn sind, welches diese Elen-
den vom Tode und den römischen Namen von ewi-

ger Schande, Abscheu und Verwünschung barbarischer Nationen hätte retten können.

Und du, armseliger Gehülfe des unglücklichen Norbanus! hast du Worte, die lauter sprechen, als deine Thränen, so sage uns, wie stark dein Herz pochte; denn du hast noch ein Herz, weil du gestern über dein Unglück weinen konntest: wie stark pochte dein Herz, als du das Geschrey der unglücklichen Mütter hörtest, die ihre Kinder hilflos vor ihren Augen verschmachten sahen? Nicht wahr, du bebtest, und der Erdboden schien dir unter deinen Füßen zu wanken, als du den entkräfteten Greis, bevor er seine Augen zudrückte, hörtest, wie er seine Götter zur Rache gegen die Götter Roms aufforderte, die so ein unmenschliches Volk, als die Römer sind, beschützen? Wie war euer Schlaf, wenn ihr dem unglücklichen Ehemanne, der noch nicht Muth hatte, zu sterben, für das Kostbarste, das er hatte, für die Tugend seines Weibes, nach der euch lüsterte, des Tages Korn verkauft hattet? Schreckte euch der Schatten der Mütter nicht, wenn ihr des Nachts in den Armen ihrer Töchter schwelget, die nur noch ihre Gefälligkeit gegen euch den Klauen des Todes entreissen konnte, den ihr in Händen hattet? O ja, ihr habt alle Schrecken und Qualen eures Unglücks in ihrer ganzen Schwere empfunden, denn ihr seyd Menschen, seyd Römer. Ihr habt sie empfunden, denn hier in Rom war kein Patricier, kein Ritter, kein Priester, kein Bürger, der, als er hörte, in Britannien sind zwey-

tausend Menschen vor Hunger gestorben, nicht ausgerufen hätte: unglückliches Britannien! unglücklicher Norbanus und Peditus! Wie stark musste die Stimme eures Gewissens erschallen, da der Wiederhall desselben weit über das Meer so laut gehört wurde.

Norbanus und Peditus sind also unglücklich. Denn wären sie das nicht, wie könntet ihr Mitleiden gegen sie fühlen! — Aber das Mitleiden, Quiriten, ist oft ungerecht, wenigstens greift es nur zu leicht der Gerechtigkeit vor. Sollte, könnte das hier bey euch der Fall seyn?

(Die Gesandten der Britten.)

Die Kantiner. Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Norbanus ist ein Räuber, ein Todtschläger!

Regner. Rache wider Norbanus und Peditus! Sie liessen unsere Väter erhungern, die bey dem letzten britannischen Aufruhre den Römern getreu blieben, und glorreiche Narben mit sich in das Grab nahmen.

Dunonier. Hättest du das Elend gesehen, Römer! über den Anblick desselben würdest du das Wort Mitleiden vergessen haben.

Triccobanten. Sprich für die Gerechtigkeit, junger Mann, wenn euch an treuer Ergebenheit der Britten gelegen ist!

Koritaner. War es euch nicht genug, dass ihr uns die Freyheit nahmt, wollt ihr uns noch schlechter, als wir unsere Slaven behandeln? Wir

geben Slaven Brod, und Römer lassen ein edles Volk verhungern.

Izener. Das haben nicht Römer gethan, Lasst uns den römischen Namen in Ehren halten. Nur Norbanus und Pedius sind die Mörder unserer Söhne, die mit edlem Muthe die Waffen für die Römer würden getragen haben; die ihr Blut unter dem Schwerte der Feinde der römischen Grösse würden haben fließen lassen.

Alle. Gerechtigkeit! Gerechtigkeit über Norbanus und Pedius.

M. Aurel. (Gebietet mit ausgestreckter Hand Stillschweigen. Alles schweigt. Er liest durch eine Pause Unruhe, Furcht, Verwunderung, Erwartung auf den Gesichtern der Anwesenden) Die Römer erlauben auch Slaven wie Menschen zu empfinden, um so mehr verzeihen sie's dem Übermasse eures Schmerzens, Abgeordnete der Britten, dass ihr auf einige Augenblicke vergessen konntet, dass ihr in Rom seyd, und dass Römer nur durch Gründe, nicht durch Geschrey und Volkslärm zu dem, was recht ist, können aufgefordert werden. Ihr ruft um Gerechtigkeit in dieser ehrwürdigen Versammlung; und doch so schwer auch eure Nation beleidiget ist, so hätten die Römer noch immer mehr Recht, als ihr, von dem Redner Gerechtigkeit zu fordern. Welche Beleidigungen sind schwerer, die, welche Norbanus und Pedius den Römern, oder die, welche sie den Britten zugefügt haben? Wollet ihr selbst gerecht seyn, so werdet ihr ohne Widerrede gestehen, dass die

erstern, sowohl in Rücksicht des beleidigten Theils, als auch in Rücksicht des Beleidigers und der Beschaffenheit der Beleidigung selbst, viel schwerer sind, als die letztern. Wer sind die Beleidigten? Dort die Britten, hier die Römer. Denket euch ein von dem ganzen Erdboden durch acht Jahrhunderte gefürchtetes und geehrtes, ein in seiner Majestät grosses, in seiner Macht schreckbares, in seinen Kriegen siegreiches, im Frieden weises, durch Sitten, Gesetze und Wissenschaften aufgeklärtes, durch Aufklärung verfeinertes, durch Menschlichkeit stets berühmtes, mildes, edles Volk; denket euch, wenn ihr es fähig seyd, den ganzen Römer in seiner Grösse gegen den Britten, und lasst demnach die Gerechtigkeit den Ausspruch thun, wen die Beleidigung mehr erniedriget, euch oder die Römer. Und wer ist der Mann, der die Römer und euch beleidiget hat? Ein Mensch; der für die Römer bloss Cajus Norbanus, für euch aber auch Proconsul Britanniens heisst. Also euch beleidigte euer Vorsteher, die Römer ihr Unterthan, und zwar ein Unterthan, der noch keiner Würde so vorgestanden hat, dass er mit Ehre und Ruhm, oder doch wenigstens unbescholten, davon abgegangen wäre; der gleich nach dem ersten Schritte in das Forum, bey der Bewerbung um das Tribunat, sich über gegründete Klagen der Bestechung vertheidigen musste; der nach Ablegung der Quästur des Verbrechens des Raubes wäre verurtheilet worden, hätte ihm nicht der Himmel durch

einen plötzlichen Platzregen für diessmahl die Lossprechung, und für die Zukunft längere Frist zu grösseren Verbrechen gewährt. Dieser unwürdige Liebling des Glückes, dieser dunkle, verdienstlose, verdächtige Mensch beleidigte die Römer; dieser, durch die niedrigsten Künste zum Proconsulat erhobene Stiefsohn der römischen Ehre beleidigte sein untergebenes Volk! Werfen wir nun einen Blick auf die Beleidigung selbst. Ihr fordertet zuvor Gerechtigkeit von mir, und ihr sollt sie nicht vergebens gefordert haben. Sehr theuer erkaufen euch die Römer; edles Blut floss bey der Eroberung eurer Insel; nur Römer konnten euch unterjochen, nur von Römern verdientet ihr zinsbar gemacht zu werden. Ihr seyd also ein grossmüthiges, unerschrockenes Volk; ein Volk, das Freyheit liebt, folglich Empfindungen der Ehre und Gefühl seines Werthes hat; es liegt den Römern alles an eurer treuen Ergebenheit. Und von euch, von diesen durch Römerblut erkaufenen Unterthanen, opfer-ten Norbanus und Pedius zweytausend ihrem schändlichen Eigennutze! So gering schätzten diese zwey unbekannten Menschen den Muth und die Tapferkeit der Römer, mit der sie sich die Britten unterwürfig gemacht haben! Der Held und der Weise verehrt den Römer; jener wegen seiner Tapferkeit, dieser wegen seiner Menschlichkeit. Aber wie bald wird sich die Verehrung des Weisen in Hass, Verachtung und Abscheu verwandeln,

wenn die lauten Klagen der Menschheit in allen Gegenden der bekannten Welt erschallen, oder edle Freunde des menschlichen Geschlechts, zum Schrecken künftiger Generationen in den Jahrbüchern der Menschheit mit Thränen aufzeichnen werden, dass die Römer, unter Hadrians gütiger Regierung, zweytausend Britten bey allem Überflusse des Korns durch Hunger umkommen liessen? Und doch sind die Römer unschuldig an diesem Verbrechen. Nur Norbanus und Pedius waren desselben fähig. Nur diese zwey schwarzen, von der Natur zur ewigen Schande gebrandmarkten Seelen konnten den durch Jahrhunderte verdienten und befestigten Ruhm der Römer erschüttern; konnten den Glanz der römischen Würde bey auswärtigen Nationen verfinstern, und der Toga einen Schandfleck anhängen, den keine Zeit und keine Macht mehr auslöschen kann. Wenn euch diese Schmach und Beleidigungen nicht gross scheinen; wenn bey dieser Beschimpfung euer Blut nicht wallt, euer Gefühl sich nicht empört, und keiner eurer Nerven gegen die Schänder des edelsten Volkes auf Erden zur Rache sich spannet; so seyd ihr auch fähig, den Tod eurer Väter und Kinder gleichgültig anzusehen, weil sterben besser ist, als einem geschändeten Volke unterthänig und zinsbar seyn. Wenn aber seit vielen Jahrhunderten sich kein Römer so schwer als Norbanus und Pedius an den Römern versündigt hat, und Römer diese zwey niedrige, des Fluches der Mensch-

heit, und des rächenden Blitzstrahls der Götter schuldige Menschen, gegen das Geschrey der Natur und der Gesetze, des Mitleidens, der Barmherzigkeit und der Lossprechung würdig halten; wie könnet ihr so ungestüm die Bestrafung derselben fordern? Wenn Römer ihre getreuen Unterthanen ungeahndet ermorden lassen, und die ihrem Namen, ihrer Ehre und der Asche ihrer grossen Vorfältern zugefügte Schmach nicht mehr rächen wollen; wenn die Söhne der Coriolanen und Gracchen über einen angeklagten und überwiesenen Bösewicht weinen, weil ein Römer mit einem Strome schöner Worte und gesuchter Ausdrücke ihr empfindsames Herz zu rühren wusste; wer seyd denn ihr, dass ihr mit eurem Proconsul und Quästor kein Mitleiden haben wollet? Die Weiber eurer Insel stehen in dem Rufe ausserordentlicher Schönheit, durch deren Reitze sie über euch herrschen; auch die Mütter, Weiber und Schwestern der Römer sind schön, zart, reizend und wenn sie weinen, sogar bezaubernd. Sehet hin, sehet dort eine weinende Römerin, Thränen und das besudelte Kleid erheben ihre Reitze noch mehr. Kann sie euch nicht zur Barmherzigkeit gegen euren Proconsul bewegen? Sie ist die schöne Plautilla, das Weib des Norbanus; ihre Thränen entwaffneten gestern seine Feinde, und machten die Nachkommen der Fabricier weichherzig; und ihr könntet bey dem Anblick einer weinenden Schönen noch nach Rache dürsten? Betrachtet sie

recht, sie ist nicht mehr mit Rubinen, die das Blut eurer Kinder färbte, behangen; die Perlen und Diamanten, die ihr so theuer bezahlen musstet, hat sie zu Hause gelassen; keine in abwechselndem Glanze schimmernde Smaragden und Chrisolithen schmücken ihr Haupt, Ohren, Hals und Finger; kein Goldstaub bedeckt ihre ungezwungenen, herabwallenden Locken; Porcius Cato dürfte sie sehen, und ein zweyter Oppius würde sie in seinem Gesetze zum Muster aufstellen, so sorgfältig hat sie alles abgelegt, womit ihr sie so reichlich beschenkt habt, um euch von den Plackereyen ihres Mannes loszukaufen. Ganz als das unglückliche Weib des unglücklichen Norbanus sitzt sie hier; kann sie euch nicht erweichen? Sie, die gestern Römer der Gerechtigkeit vergessen machte, und ganz für die Barmherzigkeit einnahm? — Doch wo gerathe ich hin? Plautilla's Reitze, von weibischen Thränen begleitet, hätten die Brüder der Horacier der Gerechtigkeit entführt? Römer hätten vergessen können, was sie einer schwer beleidigten Nation, den Schatten der Verstorbenen, sich selbst und dem Geiste ihrer Väter schuldig sind, weil sie gestern das schöne Weib eines Mörders mit Grazie weinen sahen, und den Catullus zierlich sprechen hörten? Nein, Gesandte der Britten! nein, Römer! das habe ich nicht gesagt. Ich sagte nur, Norbanus und Pedius sind höchst unglücklich, und die Römer edel genug, um selbst über dem Verbrecher den Menschen nicht zu

vergessen; und ich wollte nur noch hinzusetzen, Norbanus und Pedius sind höchst strafbar, und die Römer rechtschaffen genug, um über dem Unglücklichen den Strafbaren nicht ungestraft zu lassen. Nein, Quiriten, das werdet, das könnt ihr nicht. Noch lebt der Geist eurer Väter in euch, der euch antreiben wird, diesen Verbrechern die ganze Strenge römischer Gerechtigkeit, die ganze Schwere der verdienten Strafe tragen und empfinden zu lassen. Ja, ihr werdet die beleidigte Ehre eurer Güte, eurer väterlichen Sorge für die Provinzen rächen. Ihr werdet den Tod zweytausend getreuer Unterthanen die Mörder bezahlen lassen, und mit ihrem Blute, die dem römischen Namen angehängte Schande abwaschen. Die Schatten der im Elende Verschmachteten werden euch segnen; die Britten werden euch mit unerschütterlicher Treue anhangen; Barbaren werden fortfahren, die römische Würde zu verehren und zu fürchten; fremde Nationen werden das Verbrechen des Proconsuls, und das gerechte Urtheil des Senats mit Beyfall anhören und ausrufen: »Die Grösse der Römer steht unerschüttert, denn noch herrschet Gerechtigkeit in Rom.«

Norbanus und Pedius wurden verbannt; ihren Weibern die Hälfte der Morgengabe herausgegeben; das übrige Vermögen der Verbrecher in drey Theile getheilt; ein Theil in das Ärarium abgeführt, und zwey Theile unter die Verwandten der Erhungerten ausgetheilt. Diess war das Urtheil, das Hadrian mit Einwilligung des Senats über seine zwey unglücklichen Günstlinge sprach.

Schwer fiel ihm das Opfer, das er dadurch der Gerechtigkeit brachte. »Seine Rede,« — sprach er nach der Vollziehung des Urtheils zu L. Cejonius Commodus *) »that meinem Herzen Gewalt an. Mein Gefühl empörte sich, als ich das Wort Verbannung über den unglücklichen Norbanus sprechen musste, und doch kann ich den jungen Mann nicht hassen.«

Cejonius. Ohne Marc-Aureln zu hassen, hättest du den Proconsul retten können. Was zwang dich, die Neigung deines Herzens zu unterdrücken?

Hadrian. Die Gerechtigkeit, die aus seinem Munde sprach.

*) Ein berüchtigter Wollüstling, den Hadrian an Kindesstatt angenommen und zu seinem Thronfolger bestimmt hatte. Sabina, die Gemahlin des Kaisers, weigerte sich, Mutter zu werden, aus Furcht, das Kind möchte seinem Vater gleichen und so wie er eine Plage für die Welt werden. Ael. Spart.

Cejonius. Gerechtigkeit? — Wirklich ein starkes, mächtiges Wort, — denn es besteht aus dreyzehn Buchstaben.

Hadrian. Wie verstehst du das?

Cejonius. Dass der Mann, der durch Worte und Namen über Millionen herrscht, sich durch ein einziges viersylbiges Wort nicht sollte beherrschen lassen, tönte es auch noch so schön, mächtig und stark.

Hadrian. Auch dann nicht, wenn ein Trajan vor ihm auf dem Throne sass, und in den Seelen der Römer das Andenken alter republikanischer Gerechtigkeit erneuerte. Auch dann nicht, wenn es ein junger Mann spricht, der dazu bestimmt zu seyn scheint, in seinem Muthe, seiner Rechtschaffenheit, Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit und Kühnheit den heutigen Römern zu zeigen, was die alten waren?

Cejonius. Trajan ist vergessen, seitdem du den Bürgern die neunhundert Millionen Sesterzien, die sie an das Ärarium schuldig waren, erlassen; den Legionen Ruhe und Frieden von den Sarmaten und Roxolanen erkauft; und die mühsamen Eroberungen deines Vorfahren bey den Parthern hast fahren lassen. Durch deine Herablassung, Erleichterungen der Lasten und Geschenke, hast du dir die Zuneigung und Liebe der Provinzen erworben; und Annius Sohn würde ohne Bedenken das rauhe Wort Gerechtigkeit mit dem sanfter klingenden Barmherzigkeit verwechselt haben,

hättest du ihn wissen lassen, dass dir daran lag, dich in der Sache des Norbanus von deiner glänzendsten Seite, von deiner Güte zeigen zu können.

Hadrian. Gut, dass ich dich nicht um Rath gefragt habe; du hättest gerade das Mittel getroffen ihn zu reitzen, seine ganze Beredsamkeit wider mich zu kehren. Du kennest seinen Starrsinn noch nicht. Ich sehe einen Brutus in seiner Seele keimen.

Cejonius. Sind Lybiens Sandwüsten schon so bevölkert, dass für einen Undankbaren daselbst kein Platz mehr übrig ist? Oder hat der Schierlingstrank die Kraft, erhitztes Blut abzukühlen, verloren?

Hadrian. Bald wirst du mir unerträglich werden; du sprichst, als kämest du eben aus dem ceryneischen Tempel. *) Ich rathe dir, dass du deine wollüstigen Gärten, Bäder und Rosenbetten bisweilen verlässest, und dich mehr in Rom umsehest; bald wirst du bemerken, dass die Zeiten der Tiberier und Neronen vorüber sind.

Cejonius. Mögen sie's doch; ich glaube, ein Kaiser darf für jedes mahl, als er gerecht war, wenigstens sieben mahl seiner Neigung folgen, ohne das rhetorische Geschwätz eines jungen Mannes fürchten zu müssen.

*) Orestes hatte ihn zu Cerynea, einer Stadt in Achaja, erbauet und den Furien geheiligt. Alle, die einer bösen That schuldig waren und in demselben hineintraten, geriethen sogleich in Wahnsinn und Raserey.

Hadrian. Lass dir die Geschichte der Cäsarn vorlesen, wenn du einmahl zum Denken dich fähig fühlst; überzeuge dich daraus, dass sechzig Legionen zu schwach sind, einen Kaiser gegen einen einzigen Römer zu schützen, wenn dieser wahre Seelengrösse, Muth, Entschlossenheit und Ansehen auf seiner Seite hat: und daran wird es dem Sohne des Annius wohl niemahls mangeln. Er ist jetzt schon der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; und ungeachtet seines Freysinnes, womit er mir selbst schon bisweilen zu nahe getreten ist, muss ich dennoch gestehen, dass eine verborgene Macht mich zur Liebe gegen ihn hinreisst. Mein Geständniss sey dir Regel, nach welcher du sowohl in dem Palatium, als in den öffentlichen Geschäften dein Betragen gegen ihn einzurichten hast. Du verkennest meine Grundsätze und deine Vortheile, so oft du es wagest, mir gegen Menschen, die mein Blick durchdrang, feindselige Gesinnungen einzuflössen.

Gross und heilig waren in Rom die Rechte der Väter über ihre Kinder; aber auch heilig die Rechte der Söhne, sobald sie durch die feyerliche Annehmung der männlichen Toga, mehr mit dem Staate, als mit dem väterlichen Hause verbunden, an öffentlichen Geschäften Theil nahmen.

Um allen Widerstreit der Rechte zu vermeiden, war es adelichen Jünglingen erlaubt, nach Ablegung der Prätexta ihre eigenen Häuser zu beziehen. Marc-Aurel hatte zu viel Ursache seinen Vater zu lieben, als dass er das väterliche Haus hätte verlassen sollen: und Annius Verrus verwandelte noch eher die väterliche Gewalt in die Liebe und Vertraulichkeit des Freundes, als Marc-Aurel von derselben eine kränkende Behandlung hätte befürchten können. Aber nicht mehr lange genoss er die Vortheile und Annehmlichkeiten der Freundschaft des Annius. Eine allmähliche Abzehrung führte die letzten Lebensstunden des römischen Senators herbey.

(Schlafstube des Annius.)

Diognet. (Mit den Schriften des Cebes.) M. Aurel.

Domitia. Galla. (Weinen.) Annius

Verus. (Auf dem Sterbebette, in den Armen der Galla.)

A. Verus. Seit wann ist der Tod des Mannes ein so trauriges Schauspiel, dass Römerinnen, die sonst nur patriotische Thränen hatten, dasselbe nicht anders als weinend ansehen können?

Galla. Den Tod eines Mannes, mit welchem meine ganze Glückseligkeit stirbt!

Domitia. O wüsstest du, was diess Mutterherz leidet bey dem Verlust eines Vaters, wie du diesem Jünglinge warst!

M. Aurel. Lass uns weinen, Vater, Thränen sind für diesen Augenblick der einzige Zoll der Dankbarkeit, den dir unsre gekränkte Herzen bringen können.

A. Verus. Lieben Kinder! nie presste ich im Leben meinen Brüdern Thränen aus, warum soll es mein Tod? Zufrieden kehre ich in mein Vaterland zurück; lasst mich die frohe Überzeugung mit mir nehmen, dass ihr mich geliebt habt. Freuet euch mit mir, Kinder, über meine Auflösung; Freude, nicht Thränen, sind der Ausdruck der Liebe bey dem Glücke des geliebten Freundes. Weinet nicht, meine Lieben, weine nicht, Galla!

Diognet. Zwingen sie nicht eine Empfindung zu unterdrücken, die den Werth ihres Herzens in seinem reinsten Glanze zeigt.

A. Verus. Wenigstens mässiget euern Schmerz, denn ich habe noch viele und wichtige Dinge mit euch zu sprechen. Galla, hilf mir in die Höhe. (Galla richtet ihn auf und hält ihn in ihren Armen. Annius fasst Marc-Aurels Hand, und legt sie in die Hand seiner Mutter. Zur Domitia.) Als Kind habe ich ihn aus deinen Händen empfangen, unverdorben und als Mann gebe ich ihn dir zurück: danke der Vorsicht, denn er wird die Freude und die Stütze deines Alters seyn. Diese (er deutet auf die Galla) gebe ich dir zur Freundin, ihr Herz ist das edelste, das ich kannte, das kostbarste Gut, das ich besass. Schenke ihr dein ganzes Zutrauen, sie ist fähig, dasselbe in doppeltem Masse zu erwidern. Galla, ich sterbe, aber mein Dank stirbt nicht mit mir! Tugendhafte Liebe verband unsere Herzen, dieser Verbindung hatte ich die angenehmsten und glücklichsten Stunden meines Lebens zu danken. — Lass mich, ich kann nicht mehr. (Galla legt ihn nieder, Diognet fährt fort aus dem Cebes zu lesen; das Weinen und Schluchzen der Umstehenden unterbricht ihn einigemahl. Nach einigen Minuten richtet sich Annius wieder auf, und legt Marc-Aurels Hand in Diognets seine.) Diognet, bisher warst du der Lehrer, Führer und Freund meines Sohnes, sey künftighin sein Vater, ich halte ihn deiner würdig. — Versprich mir, dass du ganz meine Stelle bey ihm vertreten wollest, — versprich mir das.

Diognet. Ich werde beflissen seyn, dein Zutrauen, edler Mann, zu rechtfertigen. Diess ist, was ich dir versprechen kann.

A. Verus. Und dies ist genug. (Er küsst den Diognet.) Nimm noch den letzten Kuss von mir; er versiegele meine Bitte und dein Versprechen. — Und nun, Marc-Aurel, öffne dein Herz der Stimme deines sterbenden Vaters. Noch ist es lebhaftes Vaterliebe, die aus dieser entkräfteten Hülle ertönt. Liebe und verehere vor allem diese zwey Wesen, die hier an deiner Seite sind. Diese (auf Domitia deutend) gab dir das Leben; dieser (auf Diognet) Weisheit, die das Leben reizend und selig macht. Verehere sie als Werkzeuge der Vorsicht, durch welche sie dich zum Glücke führet. — Schön, eben und sicher ist die Bahn, auf welcher du wandelst; verlass sie nicht, Glückseligkeit wartet deiner am Ende. — Sey glücklich, Liebling meiner Seele, denn du verdienst es zu seyn; sey glücklich, aber vergiss nie, dass du es nur durch die Tugend seyn kannst! — Hüte dich vor dem blendenden Irrthume der Menschen, die immer von ihrer Einbildungskraft getäuscht die Tugend nie anders sehen, als in dem Schleyer, den sie ihr selbst angelegt haben; — und sich endlich gewöhnen, das in ihr zu verehere, was sie nicht ist. — Nur der ist tugendhaft, der nach der Vernunft lebt. Studiere ihre Gesetze in deinem Gewissen, nicht in prahlerischen Schulen und Büchern. — Sey glücklich; aber erinnere dich alle Morgen bey dem Erwachen, dass du es nicht allein

seyn kannst. Nur dadurch, dass du stets bereit bist, dich für deinen Vater, deinen Vater für das Vaterland, und das Vaterland für das menschliche Geschlecht aufzuopfern; nur dadurch, dass du für das Glück deiner Nebenmenschen unermüdet arbeitest, kannst du dein eigenes erreichen. So will es die Ordnung der Natur; ein einziger Schritt gegen dieselbe, waffnet den Hass, die Rache und die Reue wider dich. — Lass das Gefühl der Menschlichkeit lebhaft in dir herrschen; dieses soll dir das Schicksal deiner Nebenmenschen wichtig machen. — Gedenke öfters der Scenen, der Trübsal und des Jammers, die ich dir bisweilen in den verborgensten Winkeln gezeigt habe; damit dein Herz durch diese Erinnerung erweicht, bey dem menschlichen Elend nicht ungerührt bleibe. Die Thränen der unterdrückten Unschuld, oder leidenden Tugend abtrocknen, sey deine höchste Wollust, sey der vornehmste Beweis deines Adels, der Beweis, dass du ein Sohn der Annier bist. — Verehere die Rechtschaffenheit unbekannter niedriger Menschen mehr, als die glänzenden Laster der Grossen. Öffne dein Herz den sanften Empfindungen treuer Freundschaft. — Sey gerecht, gütig, — liebe das Vaterland, weil — O wehe! — das war dein Wink, Mutter Natur! — Noch einmahl in meine Arme, Freunde; — und dann — (Er umarmt alle, bleibt in den Armen der Domitia wie todt liegen.)

Domitia, Ach Götter! er ist todt!

M. Aurel. Vater! Vater! nur noch ein Wort! (Sie legen den Sterbenden zurück in das Bett und fallen, von Schmerzen betäubt, auf den Körper hin.)

A. Verus. (Der nach einer Pause wieder zu sich kommt.) Die Tugend machte die Tage meines Lebens glücklich — bleibet ihr alle getreu, Freunde! (Zuckungen.) Galla, ich danke dir für deine zärtliche Liebe; vielleicht dort — dort — schon sah ich einen Strahl. — Diognet, verlass meinen Sohn nicht! (Neue Zuckungen.) Marc-Aurel! — Liebe — die — Tu — g — (er stirbt)

Das Wort Tugend starb auf seinen Lippen mit ihm; und Marc-Aurel fasste mit seinem Munde den letzten Hauch des Sterbenden auf. Annius ehrwürdige Asche ward auf seinem Landhause zu Ostia im Garten, in einem gegen Abend gelegenen Cypressenhayn, in einer marmornen Urne, die auf einer unvollendeten Säule aus äthiopischen Basalt stand, beygesetzt. Die Urne deckte ein Waffenrock, auf welchem der Genius der Tugend sass, und das Bild des Annius mit Lorbeeren umkränzte. An dem Fusse der Urne sass ein weinender Genius, der sich mit einer Hand die Augen verhüllte, in der andern eine ausgelöschte Fackel gegen die Erde gesenkt hielt. An seiner Seite stand ein geflügelter Genius mit heiterem Angesicht, der mit der Linken die Hand des weinenden von den Augen wegzog, in der Rechten eine brennende Fackel hielt, mit welcher er die ausgelöschte des sitzenden Genius wieder anzündete. Auf dem mit einer Toga prä-

texta bedeckten Fussgestelle der Säule sass die Göttin Roma mit einem Helm auf dem Kopfe, und einer Ägide auf der Brust. Mit einer Hand auf einen dabey stehenden Schild gestützt, hob sie mit der andern einen Kranz aus Eichenlaub gegen die Urne empor. Zu ihren Füßen lagen die consularischen Fasces und andere römische Ehrenzeichen zerbrochen, und mit Cypressenzweigen umwunden. Diognets Geist führte den Meissel des Künstlers; Marc-Aurels dankbares Herz seinen Grabstichel bey der in die Säule gegrabenen Inschrift. *)

*) D. M.
ANNII. VERI.
VIXIT.
AN. LIX. MM. III. DD. XX.
NON. DIU.
SED. MULTUM.
QUIA. PATRIAE.
SATIS.
QUIA. VIRTUTI.
OPTIMO. PATRI.
FILIUS.
PATRITIO. PRAEFECTO. URBI. TERT. CONSUL.
EQUES. ROMANUS.
MARCUS. ANNIUS. VERUS.
MONUMENTUM. HOC. LUGENS. POSUIT.
A. U. C. DCCCLXXXVIII.

Tief in das Innerste des Jünglings drang der Schmerz über den Verlust des zärtlichen Vaters. Zwar hatten die Lehren der Weisheit seinen Geist darauf vorbereitet; aber erst nach langem Kampfe siegte ihre Macht über das Gefühl seiner Leiden, und führte sein Herz zur Freundin des Weisen, zur Ruhe zurück. Der Garten zu Ostia war ihm jetzt nicht mehr das düstere Gefilde der Schwermuth, nicht mehr der Ort, wo seine trauernde Dankbarkeit dem Andenken des Wohlthäters nur Seufzer und Thränen opferte; er ward ihm zum Tempel des Selbstgenusses, zum Heiligthume der Begeisterung für Tugend und Vaterland. Wenn er hier unter dem Schatten der Cypressen der Geschäfte des Tages vergass, und bey dem Anblicke der Urne sein Geist in stilles Nachdenken sich verlor; wenn er die Verdienste des Verklärten betrachtete, und nach seinen rühmlichen Thaten die Grösse und den Umfang seiner eigenen Pflichten mass; wenn er sich hindachte zu dem Todbette des Tugendhaften, wenn er die Worte des scheidenden Vaters noch einmahl zu hören glaubte: dann schwang sich seine Seele zu erhabnen Gefühlen empor, dann arbeitete Bürgersinn und Thatendrang mächtiger in seiner Brust, dann strebten seine Wünsche und Hoffnungen zu dem Ideal der Vollendung hin, das seine glühende Fantasie in den Stunden der Weihe gebar: stark, zu

jeder grossen That entschlossen, wie von einer Gottheit erfüllt, verliess er den Hain; das Bild des Todes, durch den Gedanken der Unsterblichkeit erhöht, lag in seiner Seele, wie die Strahlen der Morgensonne auf der bethauten Blumenflur.

Neue Wege zur Ausbildung seiner Geisteskräfte wurden ihm eröffnet. Aurelius Antoninus, Eidam des Verus, ward zum Proconsul über Klein-Asien ernannt; auf Hadrians Befehl begleitete Marc-Aurel den verdienstvollen Römer in die Provinz. Sie wählten Smyrna zu ihrem Wohnsitze. Reichthum, feine Sitten, Geschmack und thätiger Eifer für Künste und Wissenschaften gaben dieser Stadt vor allen andern asiatischen Städten den Vorzug. Skopelians und Polemons Schulen waren berühmt; Jonier, Lydier, Karier, Jünglinge aus Kappadocien, Syrien und Egypten versammelten sich daselbst; wie viel Gelegenheit für Marc-Aureln, seine Einsichten zu vermehren, seine Menschenkenntniss zu erweitern! Doch der beste Lehrer war ihm Antonin selbst. An allen öffentlichen Geschäften liess er ihn Theil nehmen; er übergab ihm die verwickeltesten Rechtsfälle, bey deren Untersuchung Volusius Mäcianus, Antonius Quästor, ihn leitete; schon in Rom hatte er angefangen, unter der Anweisung dieses berühmten Rechtsgelehrten, sich zum Staatsmanne zu bilden. Der Berichtigung seines Characters, der Erhöhung seines sittlichen Werthes widmete der Proconsul die Stunden der Musse. Ihm hatte

Marc-Aurel seine unermüdete Arbeitsamkeit, seinen heissen Eifer für die Gerechtigkeit, seine Sanftmuth und Gefälligkeit im Umgange, seine unbewegliche Standhaftigkeit in den gefassten Entschliessungen, seine Gegenwart des Geistes in Gefahren zu verdanken. Er machte seinen jungen Freund mit Joniens grössten Künstlern bekannt; in ihrem vertrauten Umgange schöpfte er jene Fülle grosser und edler Ideen, deren wohlthätiger Einfluss hernach den Thaten des Mannes so viel sittliche Schönheit ertheilte. Oft führte ihn der weise Staatsmann auf Smyrna's Vorgebirge, um seine Abende der Betrachtung und dem Genusse der schönen Natur zu weihen. Dort vor dem prächtigen Schauspiel, welches die Aussicht auf das ägäische Meer und die Inseln, von den sanftern Strahlen der scheidenden Sonne beleuchtet, dem Auge darstellte, schärfte Antonin die Blicke des Jünglings für bessere Tage, womit die Zukunft Rom und die Menschheit beglücken sollte. Aufschlüsse höherer Weisheit theilte er ihm daselbst mit, und machte ihn vertraut mit den Geheimnissen der Kunst, sich selbst und seine Mitbürger zu dem höchst vollkommenen Zwecke der Natur, zur Glückseligkeit zu leiten.

So vortheilhaft für den Jüngling verfloss das Jahr in Klein-Asien; reicher an Ideen, Kenntnissen und Erfahrungen kehrte er mit Antonin nach Rom zurück und lebte nur der Weisheit und seinen Freunden Diognet und Euphoriön. Bald fand

er Gelegenheit dem Letztern seine dankbare Liebethätig zu bezeigen. Öfter als sonst musste er jetzt in dem Palatium erscheinen. Von nichts sprach Hadrian mit mehr Wärme und Begeisterung als von den Kunstwerken, womit er die Hauptstadt der Welt verherrlichtet hatte; diese Schwäche benutzte Marc-Aurel zum Vortheile seines Freundes. Mit auffallenden Merkmalen der Freude trat er einst zu Hadrian hinein, der mit seinem Cejonius vor dem Bretspiele sass. »Hohe Bewunderung deiner Grösse, Kaiser,« sprach er, »trieb mich diess mahl zu dir!«

Hadrian. Wo kommst du her?

M. Aurel. Meine Heiterkeit, meine innigste Freude könnt' es dir verrathen.

Hadrian. Gewiss aus dem Theater des Pompejus, oder aus dem Circus?

M. Aurel. Als wären unter Hadrians Regierung nur Circus und Schaubühnen die Plätze, die ein Römer mit heiterer Stirne verlassen könnte. Ich komme von dem unsterblichen Denkmahle, welches du selbst deinem Verdienste errichtet hast.

Hadrian. Nicht wahr, es stehet fest?

M. Aurel. Und würde noch fester stehen unter der Aufsicht eines würdigen Vorstehers. Kröne dein schönes Werk mit der glücklichen Wahl eines Mannes, der verdient, der Beschützer der Musen zu seyn; und du hast Athen nach Rom versetzt.

Hadrian. Du sprichst doch von meinem Grabmahle?

M. Aurel. Du hast es ja ohnehin so hoch aufführen lassen, dass es allerorts deinen Augen ausgesetzt, dich deiner Sterblichkeit erinnern kann, warum sollt' ich es auch thun? Dein Grabmahl sah ich noch nicht, (mit Bedeutung auf Cejonius hinblickend) und wünschte es noch lange nicht zu sehen; aber vor einigen Augenblicken sah und bewunderte ich das Athenäum; es ist das schönste deiner Werke.

Hadrian. Schmeichler!

M. Aurel. Ein Name, zu dem ich noch nicht das geringste Verdienst in mir entdecken kann; oder kennst du mich besser, als ich mich selbst?

Hadrian. Du hast Recht; denn da du noch ein Knabe warst, nannte ich dich Verissimus, weil ich eine ungewöhnliche Wahrheitsliebe und sehr viel geraden Sinn in dir bewunderte, und noch fand ich nichts, was dich dieser Benennung unwürdig machen könnte. Ich meinte nur, du hättest mit der Prätexa auch die Liebe gegen mich abgelegt, denke an die Anklage des Norbanus. — Also aus dem Athenäum kommst du?

M. Aurel. Fandest du in der Anklage eine Unwahrheit?

Hadrian. Unwahrheit wohl nicht, aber — doch du konntest es nicht wissen.

M. Aurel. Was?

Cejonius. Gesetzt, Norbanus wäre ein Liebling des Kaisers gewesen, würdest du wohl eben so stark gegen ihn gesprochen haben?

M. Aurel. Noch stärker; ich würde mich bemühet haben, jedem Worte dreyfachen Nachdruck zu geben, um nur recht tief in die Seele der Römer einzudringen, und sie zur Aufrechthaltung der Ehre römischer Gerechtigkeit aufzufordern.

Cejonius. Und hättest dich nicht gefürchtet, die Gunst desjenigen zu verlieren, den Macht und Ansehen über alle Furcht erhebt?

M. Aurel. Ich halte die Gunst eines Menschen, schmückte ihn auch der kaiserliche Purpur, für das kleinste Opfer, das ich der Gerechtigkeit bringen kann. Ich würde gesprochen haben, hätte man mir auch gedrohet, mich gleich von den Rostris weg zu dem mävischen Thore *) hinauszuführen.

Hadrian. Recht, Sohn des Annius! Fahre so fort, nirgends werde ich dich zärtlicher umarmen, als wenn du mir bey den Altären der Gerechtigkeit begegnest. — Und nun, kennest du einen Mann, der meiner Wahl zum Vorsteher des Athenäums würdig wäre?

M. Aurel. Mein Lehrer Euphorion.

Hadrian. Was kannst du zu seiner Empfehlung sagen?

M. Aurel. Er lehrte mich Arbeit aushalten, wenig bedürfen, alle Partheylichkeit vermeiden, und für die Verleumdung keine Ohren haben.

Cejonius. Ist diess sein ganzes Verdienst?

M. Au-

*) Vor diesem Thore war der Gerichtsplatz, worauf viele ansehnliche Römer von den Kaisern sind hingerichtet worden.

M. Aurel. Wenn ein heller Geist, ein redliches offenes Herz, wenn Standhaftigkeit und Klugheit in Entschliessungen, Stätigkeit und Kühnheit in der Ausführung, Unerschrockenheit bey vorkommenden Hindernissen, und immer richtige Anwendung der mit Scharfsinn gesammelten Erfahrungen die Eigenschaften des grossen Mannes sind, so bin ich euch Bürge dafür, dass Euphorion ein grosser Mann ist.

Hadrian. Gut, Euphorion soll es seyn. Morgen ist Rathstag, und übermorgen erhältst du den Rathschluss des Senats; aber unter einer Bedingung.

M. Aurel. Fordere.

Hadrian. Dass du künftighin wöchentlich wenigstens einmahl an meinem Hofe erscheinst.

M. Aurel. Dort werde ich dir wenig Ehre machen. Doch du willst es, es soll geschehen.

Cejonius. Ich würde noch eine Bedingung hinzugesetzt haben; nämlich: dass du auch den langen, hageren, hartknochigen Kerl, mit dem du immer herum wanderst, nach Athen zurückschicktest. Ich begreife nicht, wie du's mit ihm aushalten kannst; ich gerathe allemahl in böse Laune, wenn er mir irgendwo vor Gesicht kommt. So ein hämisches, tückisches Auge sah ich nicht bald; jedem Menschen sieht er so starr ins Gesicht, als wollte er sein Innerstes ergründen, und dazu ist er wahrhaftig der Mann nicht.

M. Aurel. I. Th,

U

M. Aurel. Sage mir doch, bey den Göttern, wen du meinst.

Cejonius. Ich sah ihn einigemahl in den Bädern des Agrippa; sein auffallendes Aussehen machte mich begierig zu wissen, wer er ist, aber kein ehrlicher Mann konnte meine Neugierde befriedigen, bis mir ein herumziehender Possenreisser sagte, er ist eines Kuchenbäckers Sohn aus Athen, heisst Diognet, und spielt hier in Rom den Philosophen.

M. Aurel. Also diesen, meinst du, soll ich nach Athen zurückschicken?

Cejonius. Er kann dich nichts Gutes lehren —

M. Aurel. Was hab' ich dir zu Leid gethan, dass du mich aus Rom verbannen willst? Oder glaubst du, ich würde nur eine Nacht mehr in einer Stadt bleiben, die verdiente, dass mein Freund Diognet sie verliess.

Cejonius. Seit kurzer Zeit lernte ich den Kuchenbäckers-Sohn noch näher kennen; glaube mir, er ist ein Heuchler.

M. Aurel. Bist du nicht Lälus Cejonius Commodus?

Cejonius. So viel ich weiss.

M. Aurel. Und wirst jetzt Älius Verus Cäsar genannt?

Cejonius. Durch die Güte des Kaisers.

M. Aurel. Machest deine Slaven zu Liebesgöttern, und nennest deine Läufer, Zephir und Boreas?

Cejonius. Sonderbar.

M. Aurel. Erfandst unlängst eine neue Pastete, *) die schon manchem ehrlichen Römer durch ihre Unverdaulichkeit zum Grabe half?

Cejonius. Du wirst boshaft.

M. Aurel. Kann man das werden, wenn man nur wahrhaft seyn will? — Nicht wahr, vor zwey Jahren nahm dich Hadrian an Kindesstatt an?

Cejonius. Und ich werde mich dieser Gnade stets würdig betragen.

M. Aurel. Warst Prätor, Feldherr in Pannonien, und zweymahl Consul?

Cejonius. Du wirst mir unbegreiflich.

M. Aurel. Und wirst nach Hadrians Tode Kaiser der Römer?

Cejonius. Eben darum denke ich, solltest du jetzt schon deine Fragen entweder einschränken, oder bescheidener einkleiden.

M. Aurel. Siehst du, man kann Cejonius und Cäsar heissen, Pasteten erfinden, und dabey von Liebesgöttern und Winden bedient werden; Prätor, Feldherr, Consul und Kaiser seyn, ohne doch das wahre Verdienst zu kennen, oder wür-

U 2

*) Aus Bauchspeck, Fasan-Pfau- und wildem Schweinfleisch.
Ael. Spartian. in *Ael. Vero.* c. 5.

dig zu seyn, dasselbe in andern zu schätzen. Du hättest nicht so geschwind vergessen sollen, dass mich mein Pädagog lehrte, für die Verleumdung keine Ohren zu haben. — Also Euphotion ist morgen Vorsteher des Athenäums, ich erscheine wöchentlich einmahl bey Hofe, und so lange Hadrian lebt, bleibt Diognet in Rom. Sollten wir, ich und er, den Kaiser überleben, so hat uns sein Nachfolger das Verbannungsurtheil schon gesprochen; und es soll nicht mehr in seiner Macht stehen, dasselbe zu widerrufen. — Kaiser, befehlst du nichts mehr?

Hadrian. Melde deinem Lehrer seine Beförderung. (M. Aurel ab.)

Cejonius. Bey der Hebe! der leibhafte Cassius.

Hadrian. Nur vielleicht zu spät; vermuthlich wirst du kein Julius Cäsar werden, und zum Macro *) ist Marc-Aurel zu gross. Verstehst du mich?

Cejonius. Du meinst, ich soll ein Tiberius werden.

Hadrian. In deinen Wollüsten bist du's schon; ein Glück, dass dir die Natur seinen Kopf und seine Nerven versagt hat; diess einzige kann dich noch hindern, dass du's nicht auch in seinen Verbrechen gegen Natur, Menschheit und Vaterland wirst. O wie viele bange Stunden und Sorgen hast du mir schon gemacht!

*) Der Mörder des Tiberius.

(Ihm sachte, aber mit Nachdruck ins Ohr.) Dass du doch nie vergässest, dass ich dich vom Nachfolger des Antinous *) zum Cäsar erhob!

Der Rathschluss des Senats für Euphorion war in Marc-Aurels Händen. Freudenvoll führte er seinen Freund auf die appische Strasse zu dem Grabmahle des Thraseas. — »Eilf Jahre,« — sprach er, — »sind es jetzt, dass du mich das erstemahl hieher geführet hast. Hier liessest du die kalte Asche des grössten der Römer zu dem Herzen des Knaben sprechen; sage nun aufrichtig dem Jünglinge, ob er diese erhabene Sprache recht verstand, ob es dich nie reuete, dass du sie ihn hören liessest.«

Euphorion. Frage nicht mich, frage (er schlägt ihn auf die Brust) diesen Richter hier, und wenn dieser dir sagt, du hast genug gethan; so wisse, dass Euphorion noch auf seinem Sterbbette den Tag segnen wird, den er mit dir das erstemahl bey der Grabstätte des Thraseas gefeyert hat.

*) Eum quem non multum ad Rempublicam gerendam probaret, ob hoc tantum adoptavit ut suae satisfaceret voluptati. Spartian. *Ael. Ver.* c. 3.

M. Aurel. (Legt Euphorions Hand auf sein Herz.)
Fühle, wie mein Herz pocht; jeder Schlag desselben ist laute Aufforderung zum Danke, den ich dir schuldig bin.

Euphorion. Sprich nicht vom Danke, wo ich nicht von Verdienst, nur von Pflicht sprechen darf.

M. Aurel. Ich merke, ich werde ihn dir aufdringen müssen. Von heute an bist du aus meinem Hause entlassen.

Euphorion. Entlassen, aus deinem Hause, aus deiner und Diognets Gesellschaft?

M. Aurel. Und zwar durch einen Rathschluss des Senats.

Euphorion. Ist diess Dank, Drohung oder Strafe?

M. Aurel. Dank, und zwar der wärmste, grösste, und für dich der schicklichste, den ich dir leisten kann. Sage mir nun, wie heilig dir der Name und das Andenken des Mannes ist, vor dessen Urne wir stehen.

Euphorion. Ich dachte mir ihn immer mit wahrer Seelenwonne; nannte ihn nie anders, als mit Ehrfurcht, und schwor bey demselben nur ein einzigesmahl; da nämlich, als dich dein Vater meiner Sorgfalt übergab.

M. Aurel. Lege deine Hand auf seine Urne und schwöre noch einmahl. — Doch schwöre nicht, denn du bist unfähig einen Eid zu brechen; versprich mir nur bey dem Namen und

der Asche des Thraseas, dass du mich nie verlassen, dass du mein Freund bleiben wollest, so lange mein Bewusstseyn deiner Freundschaft mich würdig erklären wird. — Höre gut, mein Freund, sage ich. Du weisst, wie viel diess heilige Wort sagt.

Euphorion. (Legt eine Hand auf die Urne, und umarmt Marc - Aureln mit der andern.) Der Name des Thraseas und dieser Kuss mögen die Bürgen meines Herzens seyn, das dich noch mit meinem letzten Hauche Freund nennen wird.

M. Aurel. (Übergibt ihm eine Schrift.) Hier hast du den Rathschluss des Senats, der dich aus meinem Hause in das Athenäum ruft. (Er umarmt und küsst ihn.) Gehe, und werde Wohlthäter der Römer.

Marc-Aurel fügte sich nach dem Willen des Kaisers, der nicht dulden konnte, dass ein Jüngling den Flitterglanz seines Hofes aus Grundsätzen verachtete. Unter dem bunten Schwarme gedankenloser Höflinge stand er an seinem Tage nur als strenger Beobachter da. Er sah, hörte und schwieg; und gewann dadurch, das alles schweigen musste, wenn er sprach: aber diess that er nie, als wenn ihn das Verdienst oder das

Heil seiner Mitbürger dazu aufforderte. Mit welcher Freymüthigkeit er sprach; welche Kraft seine Worte in der Seele des Kaisers hatten; zeigt folgende Scene.

(Saal in dem Palatium.)

Hadrian und Marc-Aurel in einer Ecke des Saals. Cejonius. Saturnin mit einem Schwarme von Höflingen.

Erster Höfling. Er muss sehr hoch bey ihm in Gnaden stehen, wie vertraut er mit ihm spricht.

Zweyter Höfling. Das lässt sich wohl leicht erklären.

Dritter Höfling. Hum! der Name Faustina *) ist vielleicht der Schlüssel zum ganzen Geheimniss.

Erster Höfling. Tritt doch ein bischen vorwärts, Saturnin; dein Ohr war immer das beste, kein Hauch entgeht ihm: horch; vielleicht erräthst du auch, woher der Wind kommt, der dort in der Ecke bläst.

Saturnin. Ich verstehe keine Sylbe; doch merke ich, dass das Gespräch ernsthafter wird,

*) Marc - Aurels Vaters Schwester und Antonins Gemahlin. Eine Frau aus der Schule der Aspasiens.

M. Aurel. Ich bitte nur um Rettung und Gnade für ihre unglücklichen Weiber.

Hadrian, Wüsstest du das Verbrechen ihrer Männer; du selbst würdest über diese das Todes- und über jene das Verweisungsurtheil gesprochen haben.

M. Aurel. Ich weiss alles. Ich weiss, dass Servianus und Fuscus *) unverkennbare Merkmale ihres Unwillens über die Adoption des Cejonius Commodus an sich haben blicken lassen; aber welchem Römer wird es der weise, der gerechte Hadrian zum Verbrechen anrechnen wenn er über die demüthigende Aussicht, einst von einem Sybariten beherrscht zu werden, in Unwillen geräth? Ich weiss, dass man dem Fuscus Schuld gegeben, er habe Weissagungen, die ihm die kaiserliche Würde versicherten, unter das Volk ausgestreuet; ich weiss aber auch, dass die Zeugen, die diese Weissagungen wollen gehört haben, für ansehnliche Summen Geldes sind gekauft worden. Ich weiss, dass dein Schwager, der neunzigjährige Servianus, soll die Schwachheit gehabt haben, sich bey deinem Bette auf den kaiserlichen Stuhl zu setzen, und den Soldaten zu zeigen, dass er bey seinem hohen Alter noch Lebhaftigkeit ge-

*) Servianum sororis virum nonagesimum jam annum agentem, ne sibi superviveret mori coegit. — Fuscum, quod Imperium praesagiis et ostentis agitatus speraret in summa detestatione habuit.

Spartianus in *Hadrian* C. 15. et 23.

nug besässe, ihr Cäsar zu seyn; ich weiss aber auch, dass sein Gebet an die Götter vor seiner Hinrichtung die Unschuld des ehrwürdigen Greises bey jedem denkenden Menschenfreunde ausser allem Zweifel und Verdacht gesetzt hat.

Cejonius. Es wird üble Witterung; der Alte runzelt die Stirne. Saturnin! Der Schuljunge dort — du sprichst doch den Kaiser des Abends noch? — Ich weiss, du verstehest mich.

Saturnin. Man weiss, was zu thun ist.

Hadrian. (Nach einer Pause.) Sein Gebet? Hast du's gehört?

M. Aurel. Ja, ich hörte es; und ich gestehe es dir frey heraus, denn du nanntest mich einst Verissimus, nur Liebe und Mitleiden gegen dich hielt mich zurück, dass ich nicht meine Stimme mit der seinigen vereinigte; denn ich fürchtete, so ein Gebet, sprächen es zwey, könnten die Götter nicht unerhört lassen.

Hadrian. Ich will es hören; bete es ihm nach.

M. Aurel. Einen Augenblick vor seiner Enthauptung liess er sich Feuer bringen, zündete Rauchwerk an, hob die Augen gen Himmel und sprach: »Ihr, o Götter, wisset, dass ich unschuldig bin! Die einzige Rache, um die ich euch bitte, ist; dass Hadrian den Tod wünschen müsse, ohne ihn zu erlangen.« O Kaiser! der Greis, der noch Schwungkraft und Stärke des Geistes genug hatte, vor der Vollziehung seines Bluturtheils

so zu beten, konnte unmöglich so schwach seyn, bey deinem Bette eine Pantomime zu spielen.

Zweyter Höfling. Unwille verbreitet sich über sein ganzes Angesicht.

Dritter Höfling. Nur so fort, junger Nasseweis! mit dir wird er bald fertig werden.

Hadrian. Hättest du mich doch mit diesem Blitze verschonet!

M. Aurel. Noch weit schrecklichere fordert die beleidigte Themis vor Jupiters Throne über dein Haupt. Die unschuldigen Weiber der zwey Unglücklichen, deren Vermögen du durch den Fiscus einziehen liessest, darben nun im Elende, und werden bald ihren gekränkten Geist in Flüchen, und Verwünschungen gegen dich aushauchen und sterben. Eine davon ist deine Schwester, die andere das Weib deines Enkels. Die Natur schreyet um Rache über die entheiligten Bande des Blutes, und —

Hadrian. Halt inne; es ist genug für diesen Nacken, den Alter, Krankheit und Sorgen schon so tief gebeugt haben.

Saturnin. Der Wind kommt aus Westen, wir haben gewiss noch Regen oder Sturm.

Erster Höfling. Mir däucht, er ist mehr betrübt, als aufgebracht.

Cejonius. Wohl möglich, dass es am Ende gar Thränen regnet.

Hadrian. Heute noch sollen die Wittwen

in den Besitz ihres Vermögens wieder eingesetzt werden.

M. Aurel. Das ist eben nicht das Mittel, dich meiner loszumachen.

Hadrian. Wie meinst du das?

M. Aurel. Dein gegenwärtiges Benehmen ist Aufforderung für mich, die Klagen der unterdrückten und leidenden Unschuld, wo ich sie nur immer höre, vor dich zu bringen.

Hadrian. Thu das, junger Mann; vielleicht rettetest du noch mein Alter von der Schande, die der feile Haufe dort, der sich meiner Schwächen nur zum Unglücke der Menschen bedient, meinem Namen zubereitet. Komm, wir wollen sogleich zu Werke gehen, und diese Stunde noch die Thränen der Unglücklichen trocknen. (Zu dem Haufen.) Ich verlange allein zu seyn; auch werde ich heute weder in dem Circus, noch in der Schaubühne erscheinen. (Hadrian und Marc-Aurel gehen ab, die Höflinge sehen sich einander verwunderungsvoll an.)

Erster Höfling. Hu, da ist böse Zeit! Was es doch seyn muss.

Zweyter Höfling. Ich wollt' es wohl errathen, aber man spricht nicht gern davon.

Dritter Höfling. Ich verstehe dich, — richtig, das ist's.

Saturnin. Ich muss es von ihm selbst herausbekommen.

Cejonius. Mir wird sein Betragen von Tage zu Tage räthselhafter; ich fürchte nur, dass

er endlich gar von Si—— doch — von dem heutigen Pferderennen verspreche ich mir sehr viel. Cäsonius lässt vierzig kappadocische Pferde heute das erstemahl auftreten. Wisst ihr das schon?

Die Höflinge. Diess und noch mehr wissen wir. (Sie schütteln die Köpfe und treten ab.)

Der glückliche Erfolg seines ersten Versuches gab ihm Muth noch mehrere zu wagen. Gelegenheit dazu suchte er sowohl in den düstern Winkeln, wo die verkannte Tugend, oder die unterdrückte Unschuld oft vergebens nach einem Retter seufzte; als auch auf dem Forum und in den Gerichtshöfen, wo der Sohn des Glückes nicht selten über Gesetze und Gerechtigkeit siegte. Viele Unglückliche verdankten seiner Vorsprache bey Hadrian die Rettung ihres Eigenthumes, ihrer Ehre, oder ihres Lebens. Wo seine Kräfte zureichten, handelte er selbst. Diess erfuhr Claudius Maximus, der wegen einer Schuld von zehn Sestertien, *) die er unfähig war zu bezahlen, vor Gericht gefordert, und von dem Prätor seinen Gläubigern in die Dienstbarkeit übergeben ward. Das ehrwürdige Ansehen des Mannes rührte Marc-Aureln; er kaufte ihn durch Berichtigung der Schuldsomme los.

*) 312 Rthlr. 12 Gr.

»Sage mir doch,« — sprach er zu Maximus, als sie von dem Prätor weggingen, — »wie du zu dieser Schuld gekommen bist?»

Maximus. In meinem Leben war ich noch keine Drachme schuldig.

M. Aurel. Ausser diese zehn Sestertien.

Maximus. Nicht ich war sie schuldig, sondern mein Wohlthäter, für den ich gut sagte, der aber starb, ehe er bezahlen konnte, und nichts hinterliess als ein krankes Weib, und eine halberwachsene Tochter.

M. Aurel. Das kommt mir ganz unerwartet. Bist du aufgelegt, so erzähle mir deine ganze Geschichte; ein Theil derselben reizt meine Begierde sie ganz zu hören.

Maximus. Spanien ist mein Vaterland, das ich nach dem Tode meiner Ältern in meinem achten Jahre verliess, und mit dem Bruder meiner Mutter, einem ziemlich berühmten Steinschneider, nach Athen zog. Er sorgte väterlich für mich, gab mir Unterricht in seiner Kunst, in der ich kaum noch den Grad der Mittelmässigkeit erreicht hatte, als er starb, und ich zum zweytenmahle meinem Schicksale überlassen war. Wir wohnten in dem Hause eines reichen Wechslers; dieser nahm mich bey sich auf, und gab mir anstatt des Grabstichels, die Feder in die Hand, mit der ich ihm schon sechs Jahre hindurch gedient hatte, als ich auf einmahl Lust bekam, mich der Philosophie zu widmen. Ich ver-

liess Epimanders Wechselstube, nährte mich von meiner Kunst, so gut ich konnte, hörte anfänglich den Timocrates und dann den Demonax. Epictets unsterblicher Ruf zog mich nach Rom, wo ich vor drey Jahren von ungefähr Epimandern, meinem alten Wohlthäter, begegnete. Verschiedene Unglücksfälle raubten ihm den grössten Theil seines Vermögens; den Rest desselben verlor er in Rom durch einige misslungene Unternehmungen. Ich will dir die Empfindungen ersparen, die auch eine nur matte Schilderung seines Elendes in deiner Seele erregen müsste. Ich that, was ich konnte, schränkte meine Bedürfnisse ein, arbeitete fleissiger, und theilte meinen verdienten Lohn brüderlich mit ihm. Eine plötzliche Krankheit machte mich auf eine Zeit zur Arbeit untüchtig; ich hiess ihn bis zu meiner Genesung sich Geld erborgen, er nahm bey einigen Bürgern zehn Sestertien auf, und ich sagte für ihn gut. Nach zwey Monaten verliess ich das Krankenbett; Epimander starb den dritten Tag, und da ich selbst keinen Denar in meinem Vermögen hatte, ward ich von seinen Gläubigern vor Gericht gezogen. — (Marc-Aurel sucht eine Thräne zu verbergen) Verbirg diese Thräne nicht, Jüngling, sie verkündiget den Adel deines Herzens; nur der Tugendhafte ist fähig, der leidenden Menschheit diesen Zoll zu entrichten.

M. Aurel. Du sagtest ja, dein Wohlthäter

hintesliess ein krankes Weib mit einer halb erwachsenen Tochter; wo werden diese Unglücklichen jetzt im Elende darben?

Maximus. Meine Hände sind noch gesund und stark, ich werde sie ihrem Elende bald entreissen.

M. Aurel. O dass ich doch täglich meinen unglücklichen Brüdern einen solchen Freund, Retter und Vater, mit zwölf Sestertien erkaufen könnte!

Maximus. Sage mir, Jüngling, wer bist du?

M. Aurel. Der Sohn einer Wittwe, und wenn du mich würdig hältst, von heute an dein Freund. Mein Name ist Marc-Aurel, auf dem cölischen Berge mein Haus, es steht dir offen, wenn du es für deine Tugend und Freundschaft nicht zu klein findest.

Maximus. Ich kehre in meine Werkstätte zurück.

M. Aurel. Du bleibst bey mir.

Maximus. Ich kann nichts, als Stein schneiden.

M. Aurel. In meinem Hause sollst du Arbeit finden; ich habe einen Stein, der deine Kunst hinlänglich beschäftigen wird. Ich lasse dich nicht, Maximus; — eile zu den zwey Unglücklichen, bringe sie noch heute in mein Haus, und weihe es zu dem Zufluchtsorte der Verlassenen und Nothleidenden ein. Dadurch hoffe ich,
dir

dir dasselbe zum angenehmen Wohnplatze zu machen. Wirst du mich verlassen, guter Mann? —

Maximus. (Mit Nachdruck.) Ich gehe. — (Er fasst ihn bey der Hand und schüttelt sie.) Jüngling, ich glaube keine Götter; aber die Vorsicht, die ich anbete, erhalte dich lange zur Ehre der Tugend, und zum Wohl der Menschheit! — Heute sehen wir uns noch.

Ein schöner Abend beschloss den heitersten der Tage des Edeln; und liess seine zarte Seele im vollen Masse die Wonne und die Wollust fühlen, welche die Natur dem grossmüthigen Wohlthäter zur Belohnung vorbehalten hat. In der achten Stunde erschien Maximus in Marc-Aurels Hause mit der verlassenen und noch kranken Wittwe an seinem Arme; ihre funfzehnjährige Tochter folgte ihr, und trug in einem Bündel auf dem Rücken die letzten Reste ihres vormahls so ansehnlichen Hausraths. Vater, war das erste Wort, was den von Kummer und Trübsal gebleichten Lippen der Mutter und Tochter entfuhr, als ihnen Marc-Aurel von seiner Mutter, Diognet und Galla begleitet, entgegen kam, und die zwey geretteten Opfer des Schicksals mit offenen Armen, und allen nur möglichen Merkmalen der Freude empfing. Marc-Aurels thätige Sorgfalt, und die liebe-

volle Pflege der Domitia und Galla stellte die Erymanthe allmählig wieder her, und nach ihrer gänzlichen Genesung brachte er sie mit ihrer Tochter nach Ostia auf das Landgut seines Grossvaters, wo er sie mit allem, was ihnen das Leben angenehm machen konnte, reichlich versorgte. Maximus blieb bey Marc-Aurel, und wir werden in der Folge sehen, wie billig der Sohn des Annius der Vorsicht dankte, *) dass er den Maximus kennen gelernt hatte.

Mehr dergleichen Handlungen machten Marc-Aureln zum Schöpfer der Freude und des Trostes in seinem mütterlichen Hause. Ehrfurcht und Liebe beseelte sein Betragen gegen seine Mutter; seine Hochachtung und Freundschaft tröstete die Geliebte seines Vaters über den Verlust des Mannes, der ihrem Herzen so theuer war. Seine Schwester, Annia Cornificia, verlobte sich mit dem Prätor Camerinus; Geburt und Vermögen erlaubten ihm an dem Glanze des Annischen Geschlechts Theil zu nehmen. Ob er aber dieses Glück nach seinem Werthe zu schätzen wisse; ob er das Kleinod, womit ihn die Liebe der Annia bereichern sollte, kenne; und ob überhaupt diese Verbindung seine Schwester so glücklich machen würde, als

*) Marc-Aurels Betrachtungen. 1. B. 17. Kap.

er es wünschte; davon wollte sich Marc-Aurel unfehlbar überzeugen. Er suchte seine Schwester auf, und fand sie im Garten an der Seite des Camerinus in der Myrtenlaube. »Ich weiss, sprach Marc-Aurel, »eure Liebe scheuet keinen Zeugen, doch fürchte ich, ihr werdet mir bald den Vorwurf einer unangenehmen Überraschung machen müssen.«

Annia. Vielleicht, wenn du nicht mein Bruder wärst.

M. Aurel. Du hast Recht; wenn man einmal dazu bestimmt ist, durch den Dolch umzukommen, so ist es noch am erträglichsten, wenn der Bruder der Vollstrecker des Bluturtheils ist.

Annia. Bey den Göttern! Bruder, dein Blick erschreckt mich, was ist mit dir vorgegangen?

M. Aurel. Fasse dich, Schwester! (Er reißt sie aus Camerinus Armen.) Es war ein Traum, Camerin, du hast keine Braut mehr.

Camerin. Aber noch einen römischen Arm.

M. Aurel. Der ist zu schwach gegen das Schicksal, das sie dir raubt.

Camerin. Aber stark die Liebe, die dem Schicksale Trotz bieten wird.

Annia. Bey der Göttin der Liebe! Mar-

cus, du folterst mich; sprich, was hat diess alles zu bedeuten?

Camerin. (Der sie in seine Arme zieht.) Brauchst du mehr zu wissen, als dass ich dich liebe?

M. Aurel. (Zieht ihr den Ring von dem Finger.) Weg mit diesem Zeichen eines schönen Traumes; du kannst Camerins Gemahlin nie werden.

Annia. Tod drohet mir von deinen Lippen.

Camerin. Und nur der Tod kann dich mir entreissen.

M. Aurel. Sehr grossmüthig; aber hast du schon eine Braut im Gewande des Elendes gesehen?

Camerin. Sonderbar.

M. Aurel. Freylich sonderbar; hier siehest du sie: Annia Cornificia ist ärmer als eine Bettlerin. Unser väterliches Erbtheil ist verloren. Das Vermögen unserer Mutter wird kaum hinreichen, und ich werde noch einen guten Theil von der Erbschaft, die mir mein Grossvater verschrieb, hinzuthun müssen, um der Schuldforderung des Pontian, der gestern aus Bythien gekommen ist, für unsern verklärten Vater genug zu thun. Arme Schwester, wie dauerst du mich!

Annia. Ha wie fürchterlich rollet dieser

Donner über meinem Haupte! Noch einmahl, und er vernichtet mich.

Camerin. Hat Pontian eine Handschrift von deinem Vater?

M. Aurel. Wolltest du ihm die Forderung absprechen, wenn er keine Handschrift dafür aufweisen könnte?

Camerin. Nur sehen wollte ich, ob ihm dein Vater auch deine Schwester verschrieben hat.

M. Aurel. Sie nicht; aber ihr ganzes Vermögen: und braucht es noch mehr, um zu machen, dass Annia nie die deinige werden kann?

Camerin. Camerin ist mein Name, Rom mein Vaterland, Annia mein. Was gehet mich ihr Vermögen an?

M. Aurel. Ein Mann, den das Glück zu seinem Liebling ausersehen hat, könnte sich entschliessen, sich mit einer Tochter des Unglückes zu verbinden? Ein Crassus wird ein armes Mädchen heirathen, das ihm nicht drey Drachmen zum Brautschatze mitbringen kann?

Camerin. Nur die Erinnerung, dass du der Bruder meiner Geliebten bist, sichert dich vor meiner Rache, die du durch diese niedrige Einwendung verdient hast. Pontian wird doch nicht auch die Klugheit, die Eingezogenheit, die

Zärtlichkeit, das edle, grosse, tugendhafte Herz deiner Schwester zur Tilgung der väterlichen Schuld fordern?

M. Aurel. Nein, dieser Reichthum bleibt ihr.

Camerin. Und damit ist sie reich genug, um meine Gemahlin, und die Krone meines Glückes zu werden.

M. Aurel. Aber auch arm genug, um an der Seite jedes andern, der nicht so dächte wie Camerin, nach verbrauchtem Liebesrausche zur Slavin herabzusinken. Schwester, ich fordere deinen Ehrgeitz auf; von diesem hoffe ich es, dass du selbst eine Verbindung trennen werdest, die in deiner jetzigen Lage nicht anders als erniedrigend seyn kann. Ich setze keinen Verdacht in Camerins Grossmuth; aber sie demüthiget diejenige, die der Gegenstand derselben seyn soll. Seine Hochachtung für dein Verdienst scheint mir gar nicht zweydeutig; sie kann es aber doch nicht hindern, dass nicht alle, die von dem plötzlichen Sturze unsers Hauses wissen, denken und auch laut sagen: »Aus Mitleiden und Barmherzigkeit heirathete Camerin die Tochter des Annius.« Da denn das Schicksal die Annische Familie vor der Armuth nicht schützen wollte, so wird doch wenigstens Annia Cornificia Muth genug haben, das Blut der Annier vor Demüthigung zu bewahren.

Annia. O Camerin! (Sie schmieget sich an seine Brust. Nach einer kleinen Pause reißt sie sich los. Mit Zärtlichkeit und Würde.) Ich liebe dich, edler Römer! ewig werde ich dich lieben. Aber ich muss aufhören, deine Braut zu seyn, um Annia zu bleiben. (Sie geht weg. Camerin will ihr nach.)

M. Aurel. (Hält ihn zurück.) Lass sie!

Camerin. (Nach einigem Nachdenken.) Wie viel beträgt die Schuld deines Vaters?

M. Aurel. Achthundert Talente. *)

Camerin. Eine Kleinigkeit. Du erlaubst mir doch auf deine Stube zu gehen?

M. Aurel. Was willst du dort?

Camerin. Beweise aufsetzen, dass dein Vater dem Pontian so eine Kleinigkeit nicht konnte schuldig bleiben; dass folglich seine Forderung an euch unrichtig ist.

M. Aurel. Gegen die Handschrift meines Vaters?

Camerin. Keine Einwendung mehr! Erwarte mich hier, du sollst den Beweis lesen.

M. Aurel. Gehe und beweise dem Seefahrer, dass der Nordstern ein Irrlicht sey. (Camerin geht ab. M. Aurel sucht seine Schwester und findet sie in dem Lorbeerhain, wo sie bey der Urne ihres Vaters sitzt und weint.) Schwester, du verdienst die Tochter des

(* Acht mahl hundert tausend Gulden.

grossen Mannes zu seyn, dessen Urne du jetzt mit deinen Thränen befeuchtest. Lebte er noch, an deinem herzhaften Entschlusse würde er seine Tochter erkannt haben, hätte er dich auch von der ersten Stunde deines Lebens an bis jetzt nicht wieder gesehen.

Annia. O Bruder! Tödtlich hast du mein Herz verwundet, alle meine Hoffnungen auf einmal vernichtet.

M. Aurel. Mässige deinen Schmerz. In dem Unglücke, das du jetzt beweinst, blühet vielleicht schon neues Glück für dich. Deine Verbindung mit Camerin wollte mir nie recht gefallen.

Annia. Und doch kann mich nur sie glücklich machen. Mit ihrer Auflösung verschwindet meine Ruhe, meine Glückseligkeit, mein Leben. O du weisst nicht, Marcus, in welchem hohem Grade Camerin lebenswürdig ist!

M. Aurel. Ich kenne den bis zur Bezauberung täuschenden Pinsel der Liebe. Nur Schade, das ihr Kolorit so vergänglich ist. Jetzt mahlt sie dir ganz den tugendhaften, edeln, weisen, zärtlichen Camerinus; die Zeit wird diese schöne Farben verwischen, und nichts wird von dem ganzen Gemälde übrig bleiben, als der despotische Ehemann.

Annia. Schone meiner, so spricht der Men-

schenfeind, nicht der zärtliche Bruder. Ich lebe nur noch durch die Liebe für Camerin; finde ich ihn nicht mehr liebenswürdig, so ist es um deine Schwester geschehen. Du kennest ihn von seiner glänzendsten Seite, von seiner Rechtschaffenheit noch nicht.

M. Aurel. Das ist möglich, denn ich hörte ihn noch nie zu mir sprechen: »Marc-Aurel, du bist schön wie eine Hebe. Eine Gottheit strahlt aus deinem Auge, und reisst mich zur Verwunderung und Anbetung hin. Marc-Aurel, ich liebe dich.« Ich habe also noch keinen solchen Beweis seiner Rechtschaffenheit, wie du ihrer täglich vielleicht sechzig bis hundert von ihm gehört hast.

Annia. Fahre nur fort zu verwunden, ich will dir mit Thränen antworten. — Die Scham, die auf dein voreiliges Urtheil von Camerin gewiss folgen muss, wird meinen Geliebten und meine Thränen an dir rächen. Bist du nicht selbst von der Verehrung gegen den Similis *) ganz durchdrungen?

*) Hadrians Oberster der Leibwache. Der Kleinigkeiten des Hofes überdrüssig nahm er seinen Abschied, und lebte noch sieben Jahre der Würde des Weisen gemäss auf dem Lande. Kurz vor seinem Tode machte er sich diese Grabschrift: Hier liegt Similis, der sechs und siebenzig Jahre auf der Welt gewesen ist, aber nur sieben Jahre gelebt hat. *Xiphilinus in Dione Cassio.*

M. Aurel. Allerdings. Aber meine Schwester ist doch nicht die Braut des Similis?

Annia. Aber die Braut seines vertrautesten Freundes, denn diess war Camerin.

M. Aurel. Auch Alcibiades war der Freund des Socrates.

Annia. Aber Alcibiades wäre nie der Freund des Similis geworden, denn dieser neue Socrates fordert von seinen Freunden mehr, als körperliche Schönheit und glänzende Thorheiten, weil er die Geduld nicht hat, sie von denselben zu heilen, und den Stolz nicht, Schöpfer seyn zu wollen. Du lästerst die Manen des grossen Mannes, wenn du seinen Freund mit Alcibiades vergleichen willst. Höre nur einige seiner Handlungen, deren der Sohn des Klinias vielleicht niemahls fähig gewesen wäre. Nur Camerin widersetzte sich dem Kaiser, als er in dem Senat um die Vergötterung des Antinous anhielt. Als ihn letztens Cejonius Commodus zu einem prächtigen Gastmahle bitten liess, erschien er nicht, und liess ihn versichern, er wäre noch zu sehr Mensch, als dass er sich so tief erniedrigen könnte, einem Sybariten den Schweiss und das Blut seiner Brüder verzehren zu helfen. Und als ihn der Liebling des Kaisers ersuchen liess, er möchte doch die floralischen Spiele geben; meldete er ihm, er könnte in seiner Prätur die Tugend, die Menschheit und den Kaiser, ihm zu gefallen, nicht beschimpfen.

M. Aurel. Dann thut es mir leid, dass du Camerins Frau nicht werden kannst.

Annia. Camerin braucht keinen Brautschatz. Auch sehe ich nicht ein, warum es für die Annische Familie demüthigend seyn sollte, wenn ich mich mit einem Manne verbinde, dem ich zwar keine Morgengabe, aber dafür alle die Liebe, die er verdient, und die ihn allein glücklich macht, mitbringen kann.

Camerin. (Kommt mit einer Schrift wieder, und übergibt sie Marc-Aurel.) Hier, überbringe den Beweis dem Pontian; und wenn er ihn befriediget, so komm zurück und bekenne hier bey dem Grabmahle deines Vaters, dass wahre, uneigennützig, zärtliche Liebe in der Kunst zu beweisen alle mögliche Sophisten übertrifft. Sey ruhig, Annia, du bist ewig mein. (Er schliesst sie in seine Arme.)

M. Aurel. (Liest die Schrift und sieht, dass sich Camerin zu einer Schuld von achthundert Talenten an das Annische Haus bekennet, Er stehet durch eine Pause von Erstaunen hingerissen da, trocknet sich eine Thräne ab, und gibt dann die Schrift seiner Schwester.) Glückliche Schwester! lies du ihn auch; er überzeuge dich noch mehr, wie würdig Camerin deiner Hand und deines Herzens ist. (Zu Camerin, während Annia die Schrift liest,) Komm, Bruder, und küsse mich!

Nach meinem Vater schlangen sich diese Arme noch um keinen grössern Römer, als du bist.

Annia. (Lässt die Schrift fallen, und fällt ihrem Geliebten um den Hals.) Edler, guter, göttlicher Mann! (Sie stockt in Thränen der Freude.)

M. Aurel. (Gibt der Annia eine Cession auf sein ganzes väterliches Erbtheil.) *) Und hier, Schwester, noch einen Beweis, dass du einen Bruder hast; und zugleich Genugthuung für die List, mit der ich euch beyde zu eurem Besten hintergangen habe. Von jeher hielt ich Camerin für einen rechtschaffenen Mann; von nun an weiss ich, dass er es ist. (Er gibt Camerin seine Schrift.) Pontian hat keine Forderung an uns. Nimm dieses Blatt zurück und bewahre es wie dein Auge; denn wenn je ein Unglücksfall deine heitern Lebenstage zu trüben drohet; wenn je ein Leiden dein Herz bestürmen, Zufriedenheit von deiner Hütte fliehen, und jeder Stern der Hoffnung deinem Auge verschwinden will; so wird dieses Blatt, wenn du es liesest, das quälende Heer des Schicksals zurückschrecken, und dir die Freude mit ihrem ganzen seligen Gefolge wieder herbeyführen. Es ist der Sicherheitsbrief der Tugend, den du dir selbst geschrieben hast. (Er geht ab.)

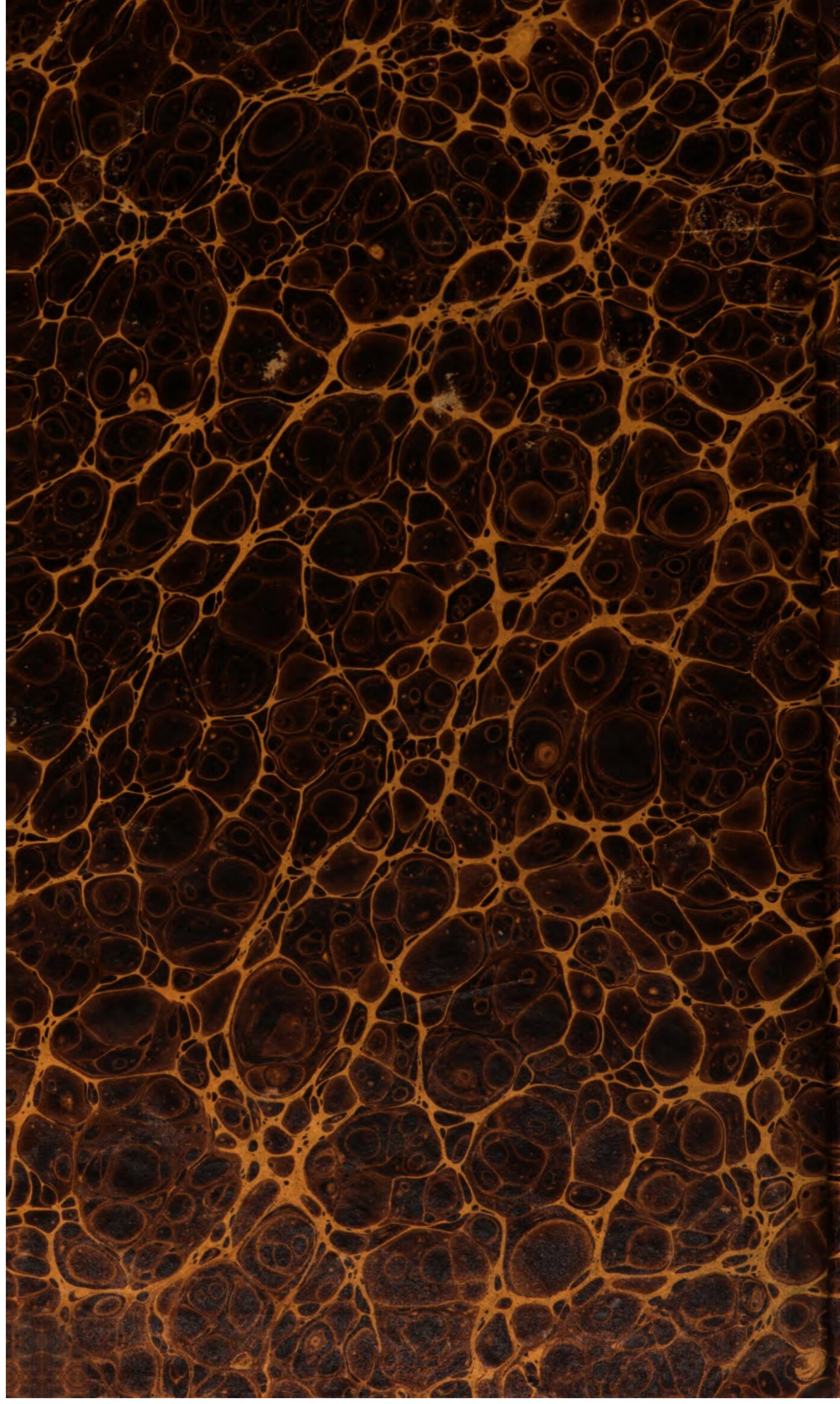
*) Patrimonium paternum sorori totum concessit — — ne inferior esset soror marito. *Jul. Capit. in M. Anton. Philos. c. 4.*

Mit gerührtem Herzen erzählte Annia den ganzen Auftritt ihrer Mutter. So sehr auch diese die seltne Freygebigkeit ihres Sohnes bewunderte, so konnte sie doch seinen Schritt nicht ganz billigen. Selbst Annia weigerte sich standhaft die Cession ihres Bruders anzunehmen, aber ihr Flehen und Bitten vermochte über ihn eben so wenig, als die Beredsamkeit der mütterlichen Sorgfalt. »Ihr kennet,« sprach er, »meinen Eigensinn, wenn ich von meinen Grundsätzen »aufgefordert werde, zu handeln. Nie werde »ich meine Glückseligkeit auf Reichthum bauen; »und zur Bestreitung meiner Bedürfnisse ist das »Erbtheil von meinem Grossvater genug. Annia, »du behältst den kleinen Beweis meiner brüderlichen Liebe; und wenn du mich liebest, Mutter, so setze meine Schwester zur Alleinerbin »deines ganzen Vermögens ein. Ehen müssen »nach vernünftigen, nicht nach arcadischen Massregeln geschlossen werden. Das Liebesfieber ist »bald vorüber; und der geringste Mangel bringt »hernach nichts als Unzufriedenheit hervor. Weit »übertrafen die Glücksumstände des Camerin das »Vermögen meiner Schwester; meine Cession »bringt sie ihm auch in diesem Stücke näher, und »wir haben für ihre künftige Zufriedenheit weniger zu befürchten. Nun kein Wort mehr von

»dieser Kleinigkeit.« Und so überzeugte der Edle Mutter und Schwester, dass weder Ueber-
eilung noch Schwäche, sondern auf Grundsätze
gebaute Grossmuth und Bruderliebe seine Frey-
gebigkeit erzeugt hatten.

Ende des ersten Theils.

Breslau, gedruckt bey Wilh. Gottlieb Korn.



Fessler, Ignaz Aurelius, 1756-1839

Marc-Aurel

Bd.: Erster Band

Breslau 1799

Bibl.Mont. 2048-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10718558-2

VD18 80084419-001